

Mannheimer Geschichts- Blätter



XXXVIII

Herausgegeben vom

1937

Mannheimer Altertumsverein

Inhalt

(Die Ziffer bedeutet die Seite, auf welcher der Aufsatz beginnt)

1. Mitteilungen aus dem Altertumsverein

Jahresbericht 1936	2	Veranstaltungen des Theatermuseums:	
Geschichtsblätter betr.	2	Ausstellungen: Die Projektion im Bühnenbild	69
Josef August Beringer †	2, 82	Handzeichnungen von Joachim Luz	69
Mitglieder, verstorbene	81	Schweizingen und sein Theater	70
Geschenke an den Altertumsverein	81	Leseabend: Mannheimer Erinnerungen der Karoline	
Tagung des Badischen Denkmalsrates	81	Tagemann	69
Aus dem Schloßmuseum:		Ausstellungen der Schloßbücherei	115
Ausstellungen: Mannheim als Festung und Garni-		Berichte über Ausflüge:	
sonstadt	62	6. 6. 1937: Ausflug auf die Burgen bei Klingenmünster	
Handzeichnungen von Josef August		und auf die Madenburg	71
Bissinger	66	4. 7. 1937: Ausflug nach der Wildenburg im Odenwald	72
Das Münchener Stadtbild am Tag		Berichte über Vorträge:	
der deutschen Kunst	66	12. 4. 1937: Hauptlehrer Lorenz Klingert: Bil-	
Bildnisse deutscher Männer, Liebes-		der aus der Geschichte des ehemaligen	
ringe, Goldschmiedearbeiten	67	Dorfes Käfertal	70
Die Freilichtbühnen im neuen Deutsch-		18. 10. 1937: Universitätsprofessor Dr. R. Frölich:	
land	67	Stätten mittelalterlicher Rechtspflege, be-	
Allerhand Weihnachts-Land	68	sonders in Baden, Hessen und der Pfalz	73
Zur Neuordnung des Schloßmuseums	68	22. 11. 1937: Dr. phil. Friß König: Germanisch-	
		deutsche Totenehrung	117
		14. 12. 1937: Professor Dr. Chr. Waas: Das Urbild	
		des Grafen Moor in Schillers Räubern	118

2. Größere Aufsätze

Die Hartenburg im 16. Jahrhundert. Von Wal-		Josef August Beringer zum Gedächtnis. Von	
ter Hof	3—13	Gustaf Jacob	82—84
Sprachliche Erläuterungen zu den Bauakten über		Zur Gründungsgeschichte von Stadt und Festung	
die Hartenburg. Von Ernst Christmann	14	Mannheim. Von Karl Wolf	85—90
Der geschichtliche Dr. Faust in pfälzischen Landen.		Mannheimer Schauspielerbriefe. Mitgeteilt von	
Von Karl Hofmann	15—21	Hans Knudsen	90—98
Balthasar Neumann. Von Karl Lohmeyer	22—41	Rehrdichannichts. Ein leiningisches Jagd-	
W. A. Mozart und der Chemiker Graf R. G. F.		schlößchen. Von Carl Neubronner	99—109
von Sickingen, kurpfälzischer Gesandter in		Alt-Mannheimer Familien italienischen Ur-	
Paris. Von Adolf Ristner	42—48	sprungs. Von Johannes Frhr. von	
Eine Neuerwerbung des Schloßmuseums. Von		Brentano	109—111
Gustaf Jacob	49—50	Verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den	
Deutsche Volkstunde. Von Othmar Meisinger	50—52	Familien Brentano, Molinari, Fontaine,	
Karl Gottfried Radler und die „Fliegenden		Artaria in Mannheim. Zusammengestellt	
Blätter“. Von W. E. Desterling	52—55	von Johannes Frhr. von Bren-	
Karl Zangemeister. Von Hermann Gropen-		tano	112
gießer	56—59	Ein neues Bildnis des Generalfeldmarschalls	
		Friedrich Michael von Pfalz-Zweibrücken.	
		Von Gustaf Jacob	113—114

Stadtverwaltung

Mannheim
Stad. Archiv.

200. 2016
200. 352

3. Kleinere Mitteilungen

Neues zu Carl Ludwig Sand (Albert Becker)	21	Ahnenehrung bei der 1100-Jahrfeier eines Bauern- dorfes (Karl Neckermann)	61
Beethovens Mannheimer Jugendfreund (Albert Becker)	60	Gedicht von Ph. Fr. Walther auf die Befreiung Mannheims von den Franzosen (Hans Neu- mann)	114
Mittelrheinischer Adel im frühen Mittelalter (Her- mann Gropengießer)	60	Zusätze zu W. Hoß: „Die Hartenburg im 16. Jahr- hundert“ (Rudolf Neubold)	115

4. Zeitschriften- und Bücherschau

Becker, Albert, Osterei und Osterhase	77	Jacob, Gustaf, Die Mannheimer Pflanzen	76
Becker, Albert, Frühlingsbrauch und Sonnenkult vom Rhein zur Saar	77	Ristner, Adolf, Die Experimentalphysik an der Universität Heidelberg unter Carl Theodor	59
Borgmann, Karl, Der deutsche Religionsstreit der Jahre 1719/20	74	Löffler, Eugenie, Landschaft und Stadt in Pfalz und Saar	75
Fehmeyer, Hans, Jakob Koller 1764/1845	119	Neckermann, Karl, Heimatscholle Wischband	79
„Frischauf“. Mitteilungen des Odenwaldklubs Mann- heim-Ludwigshafen 1936/37	59	Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1936	78
Heimatblätter für Ludwigshafen a. Rh. 1936	119	Schöll, Hans Christoph, Die drei Ewigen	78
Hofmann, Karl, Die germanische Besiedlung Nordbadens	80	Schwarz, Heinrich, Salzburg und das Salzkam- mergut	74
Entgegnung	120	Seiler, Alois, Das Hochstift Worms im Mittel- alter	119
Hoß, Walter, Die Walterich-Kapelle in Murrhardt	79	Wühr, R., Die Rehhütter Chronik	75
Jacob, Gustaf, Das Theatermuseum der Stadt Mannheim	76	Zingerle, Hans, Die Entwicklung der Melodik von Bach bis Mozart	79

5. Abbildungen

Die Hartenburg von Süden um 1600	3	Balthasar Neumann: Pläne für die Kirche in Etwas- hausen	34
Die Hartenburg von Norden um 1580	4	Jesuitenkirche in Mannheim	37
Die Hartenburg von Westen mit dem großen Boll- werk um 1580	5	Blick auf das Schloß in Schwetzingen nach den Ent- würfen von Balthasar Neumann	38
Plan zum Verbindungsbau um 1540	6	Kabaliattis zweiter Entwurf für das Schwetzingen- Schloß	39
Plan zum Saalbau 1550	7	Balthasar Neumann: Mittelbau der Karlsruher Residenz	40
Plan zum Erker mit Treppe am Marstall	8	W. A. Mozart	42
Die zerstörte Hartenburg um 1800	13	Karl Heinrich Josef von Sickingen	43
Balthasar Neumann	22	Franz Peter Schmid: Bildnis eines französischen Juristen	49
Graf Matteo Alberti: Plan für die kurpfälzische Residenz in der Ebene vor Heidelberg	23	Karl Zangemeister	56
Gesamtplan der Würzburger Residenz	24	Grabstein der Neckarwebin Tertinia Florentinia	57
Balthasar Neumann: Pläne für die Würzburger Residenz	25	Die Belagerung der Festung Friedrichsburg und Stadt Mannheim durch Tilly 1622	63
Maximilian von Welsch: Vorschlag für die Würz- burger Domfassade	27	Generalleutnant Tilly	63
Mittelpavillon der Würzburger Residenz	31	General Mélac	64
Vierzehnheiligen. Außenansicht	32		
Vierzehnheiligen. Innenansicht	33		

Das Mannheimer Zeughaus	65	Friedrich Wilhelm Gotter	95
Das Mannheimer Rheintor mit der Garnisonswache	65	Kapellmeister Peter Ritter und Katharina Baumann	95
Uebergabe Mannheims an General Bumsfer 1795	66	August Wilhelm Iffland	96
Schleifung der Festung Mannheim 1799	67	Wolfgang Heribert von Dalberg	96
Trompeter vom Dragoner-Regiment von Freystedt Nr. 2 um 1835	67	Der Essigmann mit seinem Schubkarren. Porzellan- figur von Karl Gottlieb Lüd	97
Oberst von Kenz	68	Iffland als Vater Dominique in Merciers „Essig- mann“	97
Josef August Beringer	82	August Wilhelm Iffland: Brief an Bertram	98
Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz	85	Forsthaus Rehrdichannichts	99
Grundriß der Festung Friedrichsburg und der Stadt Mannheim von Mathäus Merion 1645	87	Jagdstein bei Rehrdichannichts	100
Johann David Veil	91	Relief der Gräfin Polyxena von Leiningen	109
Johann David Veil: Brief an den Verleger Göschen	92	Lorenz Peter Brentano	110
Karoline Beck	93	Dominik Artaria	111
Heinrich Beck	93	Generalfeldmarschall Friedrich Michael von Pfalz- Zweibrücken	113
Heinrich Beck: Brief an den Kammersekretär Streit	94		

Mitarbeiter am Jahrgang XXXVIII:

B e c k e r, Dr. Albert, Oberstudiendirektor i. N., Heidelberg
 B ö h m, Dr. Ludwig Werner, Assistent am Städt. Schloß-
 museum, Mannheim
 B r e n t a n o, Dr. Johannes Frhr. von, Darmstadt
 C a r o l i, Dr. Alfred, Professor, Mannheim
 C h r i s t m a n n, Dr. Ernst, Professor, Saarbrücken
 G r o p e n g i e ß e r, Dr. Hermann, Professor, Leiter der
 Archäologischen Abteilung des Schloßmuseums, Mann-
 heim
 G r u b e r, Dr. Karl, Professor, Mannheim
 H o f m a n n, Dr. Karl, Professor, Heidelberg
 H o p f, Dr. Walter, Archivar, Berlin
 J a c o b, Dr. Gustaf, Direktor des Städt. Schloßmuseums,
 Mannheim
 K i n z i g, Dr. Theodor, Professor, Mannheim
 K i s t n e r, Dr. Adolf, Professor, Karlsruhe
 K n u d s e n, Dr. Hans, Berlin-Steglitz
 L o h m e h e r, Dr. Karl, Professor, Geh. Rat, Museums-
 direktor i. N., Saarbrücken
 M e i s i n g e r, Dr. Othmar, Professor, Bad Rappenau
 M e d e r m a n n, Karl, Baurat, Mannheim
 N e u b r o n n e r, Dr. Carl, Ludwigshafen a. Rh.
 N e u m a n n, Dr. Hans, Rechtsanwalt, Mannheim
 O e s t e r i n g, Dr. W. G., Professor, Karlsruhe
 T h o m a, Karl, Studienrat, Mannheim
 W o l f, Dr. Karl, Wiesbaden

Schriftleitung:

Professor Dr. Hermann Gropengießer
 Museumsdirektor Dr. Gustaf Jacob
 Dr.-Ing. Wilhelm W. Hoffmann

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatschrift für die Geschichte,
Alttertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
herausgegeben vom Mannheimer Alttertumsverein

Jahrgang 38

1937

Heft 1-2

Seinem Vorsitzer

Herrn Fabrikant Heinrich Winterwerb

zu seinem 60. Geburtstage

gewidmet vom Mannheimer Alttertumsverein

Er dankt dem begeisterten Freunde deutscher Geschichte und Vorgeschichte
für die treue Arbeit und Fürsorge und begleitet sie mit den aufrichtigen
Wünschen in die Zukunft

Jahresbericht

Das Jahr 1936 war das 77. des Vereins seit seiner Gründung. Die Vereinstätigkeit hat sich wieder nach folgenden Richtungen bewegt:

1. Es wurden folgende größeren Vorträge gehalten:

22. Jan. 36 Dir. Dr. Ernst Sprockhoff: Die Germanen, ihr Werden und Wachsen auf deutschem Boden.

9. März 36 Prof. Dr. Friedr. Behn: Die Burgunden, ihre Geschichte und ihre Kultur.

27. April 36 Prof. Dr. S. Dragendorff: Olympia und die olympischen Spiele.

21. Okt. 36 Dr. habil. Franz Petri: Die Franken und ihre Stellung in der deutschen und französischen Volksgeschichte.

17. Nov. 36 Prof. Dr. S. Gropengießer: Alte Heilquellen auf deutschem Boden.

Die Vorträge, die im Vortragsaal der Kunsthalle stattfanden, waren durchweg gut besucht und haben mit den in ihnen behandelten Gegenständen viel Anklang gefunden. Durch die Behandlung des Themas Olympia konnte der Verein auch einmal so recht die Beziehung seiner Tätigkeit auf die Gegenwart ans Licht stellen und zugleich einen vorbereitenden Hinblick auf die im Sommer folgende Ausstellungsschau des Schlossmuseums „Olympia“ geben.

2. Der Verein hat es in Angriff genommen, seinen Mitgliedern einen Einblick in die Geschichte unserer Vororte zu geben, die ja zumeist älteren Bestandes als die eigentliche Stadt durch ein glücklicheres Geschick uns mehrfach auch ältere, ja gelegentlich älteste Spuren und Reste bewahrt haben. In diesen Rahmen gehört die zwanglose Mitgliederversammlung, auf der unser Mitglied Friedrich Bing am 7. Dezember 1936 eine „Wanderung durch Neckarau und seine Geschichte“ in Lichtbildern ausführte. Wir hoffen in dem folgenden, in diesem Jahre, auf dem begangenen Wege weiterschreiten zu können.

3. Ausflüge haben wir in diesem Sommer nur nach Ladenburg am 5. Juli 1936 unternommen, bei dem Herr Gropengießer den Führer machte. Aber vorher schon hatten ja im Zusammenhang mit der Tagung der Freunde germanischer Vorgeschichte Ausflüge stattgefunden nach Dürkheim an den Brunholdisstuhl, zur Limburg und zu den Gräbern am Ebersberg, nach Heidelberg und nach dem Donnersberg, an denen sich auch eine Reihe von Vereinsmitgliedern beteiligte.

Ebenso wurde an einem Samstagnachmittag die Heidelberger Ausstellung „Heidelberg als Vermächtnis und Aufgabe“ besucht, in der Herr Dr.

Neundörfer in dankenswerter Weise den Führer machte. Die Tagung der Detmolder Vereinigung, um deren Zustandekommen sich unser Vorsitzender besonders bemüht hat, bildete so recht den anziehungreichen Mittelpunkt unserer Sommerveranstaltungen und hat auch dem Verein viel Achtung nach auswärts eingetragen. Ist in einzelnen Zweigen eine Ruhe eingetreten, so soll das nur eine vorübergehende sein, die eine augenblickliche Fülle anderweitiger Geschäfte herbeigeführt hat. Immerhin kann auch für das vergangene Jahr festgestellt werden, daß der Verein seinen Mitgliedern auf seinem Gebiet mancherlei geboten hat, so daß mit seiner Bitte um weitere Treue auch die um weiteres Werben für die gemeinsame Sache eindringlichst verbunden werden muß. Denn je größer der Kreis, um so stärker die Kraft, mit der er an die Erfüllung seiner Aufgaben herantreten kann. Die Anlehnung des Vereins an die Wirksamkeit des Schlossmuseums, das ja aus seiner Tätigkeit entsprungen ist, hat auch im abgelaufenen Jahre ihre Früchte zu beiderseitiger Zufriedenheit getragen; sie kommt auch darin zum Ausdruck, daß in den Geschichtsblättern von jetzt ab fortlaufend über die Tätigkeit des Schlossmuseums und des ihm angegliederten Theatermuseums berichtet wird.

Die Geschichtsblätter erschienen in 3 Hefen, von denen das erste in besonders reicher Ausstattung mit der von Oberbaurat Dr. L. Schmieder verfaßten Abhandlung „Der Schlossgarten zu Heidelberg“ zugleich den Festgruß des Vereins an die Heidelberger Universität zu ihrem 550jährigen Jubelfeste bildete.

Mitteilungen aus dem Altertumsverein

Verschiedene Umstände haben zusammengewirkt, daß der Druck der ersten Hefte des Jahrgangs 1937 der Geschichtsblätter sich so lange hinausgezögert hat. Nach Beseitigung der Hindernisse erscheinen sie jetzt in der im letzten Hefte angekündigten neuen Form; Heft 3 wird bis Ostern folgen.

Zur Ergänzung unserer Bestände an älteren Jahrgängen der Geschichtsblätter bitten wir unsere Mitglieder, uns überzählige oder entbehrliche Hefte und Jahrgänge wieder zukommen zu lassen; wir danken im voraus und lassen sie auf Nachricht hin gerne abholen.

Der Verein betrauert tief das Hinscheiden seines früheren Vorsitzers Prof. Dr. Joseph August Beringer, der am 6. Dezember 1937 im 76. Lebensjahre einem schweren Herzleiden erlag. An seinem Grabe sprach der Vorsitzende ehrende Worte des Gedenkens. Wir werden im nächsten Hefte ausführlicher auf Leben und Wirken dieses ausgezeichneten Mannes zurückkommen.

Die Hartenburg im 16. Jahrhundert

Von Walter Hög, Berlin

Als im Jahre 1793 König Friedrich Wilhelm II. von Preußen die eine Stunde westlich von Bad Dürkheim in der Pfalz gelegene Hartenburg besuchte, galt seine Aufmerksamkeit vor allem ihren „merkwürdigen alten Rittergefängnissen“. Der Berichterstatter, welcher uns diesen Aufenthalt erzählt, mag hierbei hauptsächlich an die zahlreichen Unterkellerungen, Felschächte und Gewölbe gedacht haben. Und gewiß hat sich niemand, der seitdem die mächtigen Mauern und tiefen Gänge der 1794 von den Franzosen zerstörten Festung bewunderte, eines nachhaltigen Eindruckes erwehren können. Ein steinernes, mannigfach vom Schicksal gezeichnetes Stück Reichsgeschichte liegt in dieser Leiningen-Burg beschlossen. In ihren ältesten Bestandteilen reicht sie bis ins staufige Jahrhundert zurück, als die Besitzungen und Lehen der Grafen von Leiningen eine nicht unbedeutende Rolle im reichswichtigen oberrheinischen Raum zu spielen begannen. Die Burg erlebte im späten Mittelalter manchen inneren Zwist und manche äußere Fehde. Ende des 15. Jahrhunderts brachen mehrere harte Schicksalsschläge über das Haus Leiningen herein, die namentlich im Elsaß weitgehende Einbußen zur Folge hatten, während sie die gegnerische Stellung erheblich verstärkten. An diesem Punkte setzt die tatkräftige Politik des Grafen Emich VIII. ein. Seinem Streben nach ungeschmälerter Wahrung und womöglich Erweiterung seiner Güter und des politischen Einflusses seines Geschlechtes machte er

gleich seinem Vater Emich VII. alle ihm zu Gebote stehenden Machtmittel dienstbar. Galt es doch, der mächtig aufstrebenden Kurpfalz mit Stärke und Klugheit die Stirne zu bieten und auch die empfindlichen Verluste auszugleichen, die die Leiningen infolge unglücklicher Verwicklungen an Gut und Ansehen erlitten hatten. Weniger auf Emich selbst als auf seine Söldner fällt auch die Schuld an der Zerstörung der zeitweise von pfälzischen Truppen besetzten Abtei Limburg im Jahre 1504¹⁾, der glanzvollen Gründung Kaiser Konrads II. und Gruftkirche des Leiningischen Geschlechtes. Die Schadenersatzklagen des Abtes Machar verliefen für Emich recht glimpflich. Als er sich aber 1512 mit dem König Ludwig XII. von Frankreich wider den deutschen Kaiser Maximilian I. verbündete, wurde die Reichsacht über ihn verhängt und erst 1518 wieder aufgehoben. Während der umfangreichen Streitigkeiten, in denen die Hartenburg zeitweise dem Herzog von Württemberg und dem schwäbischen Bund überantwortet wurde, und fast dem Leiningischen Hause verloren gegangen wäre, scheint sie auch im Bestand ihrer Bauten nicht unversehrt geblieben zu sein. Jedenfalls sehen wir inmitten dieser verwickelten Verhältnisse Emich VIII. und seine Söhne am Werk, die in ihren Befestigungen überholte Burg zu einem erstrangigen, gegen schwere Feuerwaffen und zeitgemäße Belagerungstechnik hinreichend gefeiten Bollwerk umzugestalten. Diese Bautätigkeit läßt sich an Hand der über-

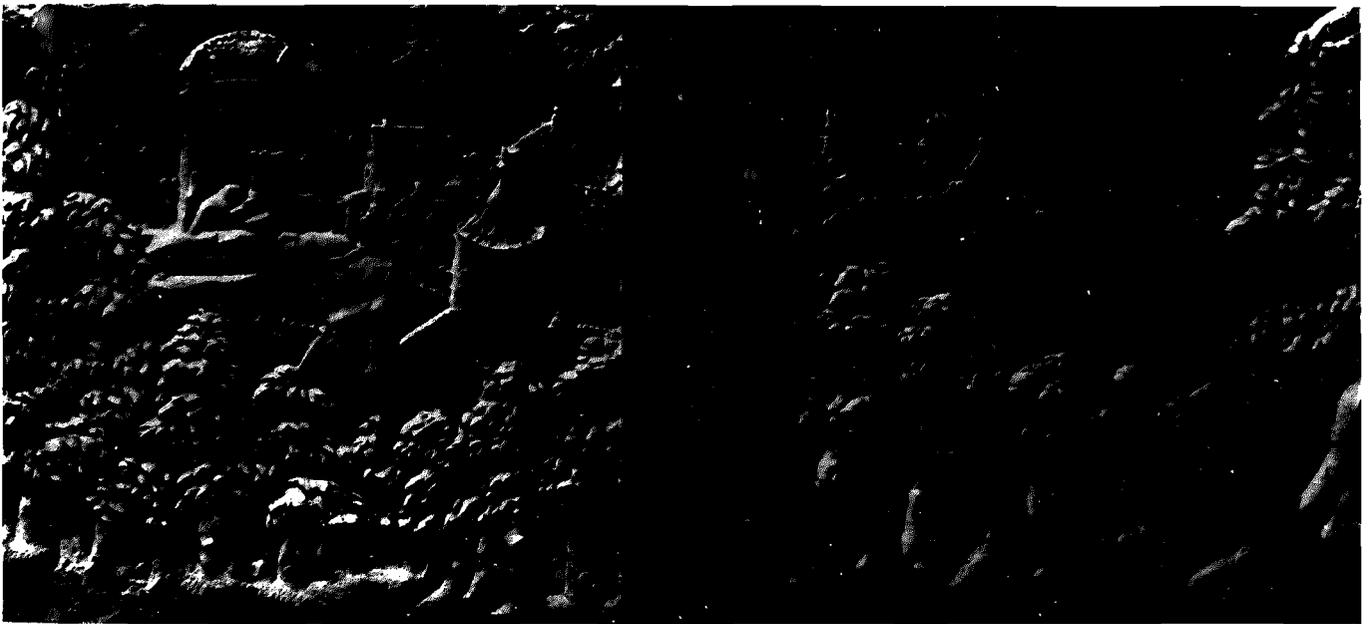


Abb. 1. Die Hartenburg von Süden um 1600. Relief vom Grabmal Emichs XI. zu Leiningen († 1607) in der Schloßkirche zu Bad Dürkheim.

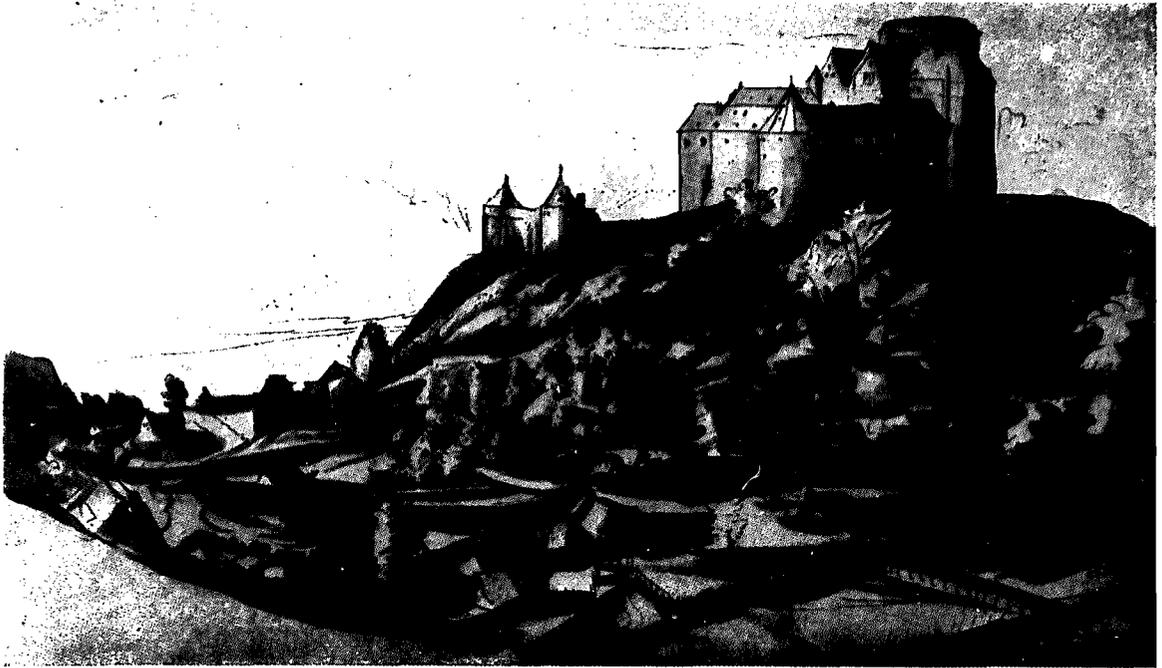


Abb. 2. Die Hartenburg von Norden um 1580. Aus dem Skizzenbuch eines niederländischen Malers der Frankenthaler Schule

lieferten Akten (Rechnungen, Dingzettel, Berichte u. a.) nur lückenhaft verfolgen, wird jedoch klar durch das Zeugnis der erhaltenen Trümmer selbst bewiesen. Sie erstreckt sich unter Emich VIII. († 1535) und Emich IX. († 1541) vornehmlich auf Verstärkung der Mauern, Ausbau der Türme und Errichtung des neuen ungefügten Hauptturms gegen den Felsabhang des Mühlberges zu. Graf Engelhard, der von 1541 bis 1553 die Vormundschaft für seine Neffen Johann Philipp und Emich X. führt, fügt in dieses wehrhafte Baugewert stilvolle und vornehme Wohn- und Nutzbauten ein. Nicht nur für kriegerische Bereitschaft, sondern auch für friedliches Wirken ist Sorge getragen. Von der Tätigkeit des jung verstorbenen Grafen Johann Philipp (1539—1562) für die bauliche Erweiterung der Hartenburg wissen wir so gut wie nichts. Ebenso scheint seine Gemahlin Anna von Mansfeld, der zeitweise Graf Emich X. aus der Falkenburger Linie als Vormund Emichs XI. zur Seite stand, keinen wesentlichen Einfluß auf Bauwesen und Einrichtung der Burg ausgeübt zu haben. Um so mehr aber macht sich die auf Prachtentfaltung angelegte Baufreudigkeit Emichs bald nach 1585 bemerkbar. Die schloßartige Verschönerung der Hartenburg mit gärtnerischen Anlagen, die teilweise sogar eine Minderung des Festungswertes zur Folge haben, sind somit hauptsächlich Emich XI. (1562—1607) zuzuweisen. Sein Grabdenkmal in der Dürkheimer Schloßkirche ist mit einer ansprechenden Reliefdarstellung der Hartenburg geschmückt. Etwa 1580 hat ein niederländischer Maler aus der Frankenthaler Schule zwei Skizzen der Nord- und West-

seite angefertigt. Die Bilder sind flott und geschickt gezeichnet. Alle diese Ansichten vermitteln uns eine vollständige zeitgenössische Wiedergabe der mächtigen türmereichen „Kanonenburg“, wie sie im 16. Jahrhundert aus dem einstigen Rittersitz hervorging und im großen und ganzen bis zu den Franzosenkriegen aufrecht stand.

II.

Der Rettung des Leiningischen Archives vor dem Zugriff welscher Nordbrenner verdanken wir zahlreiche Aufschlüsse über das Bauwesen des 16. Jahrhunderts auf der Hartenburg. Nicht nur Akten, sondern auch Baupläne, Grund- und Aufrisse sind erhalten geblieben. Beträchtliche Teile des vorhandenen Materials hat Bodo Ehardt bereits 1904/05 in seiner grundlegenden Darstellung der Hartenburg²⁾ veröffentlicht. Kürzlich sind nun abermals drei unbekannte Bauzeichnungen im Fürstl. Leiningischen Archiv zu Amorbach gefunden worden, die unsere Kenntnis vom Bestand und den Neubauten im 16. Jahrhundert wesentlich bereichern und vervollständigen.

Die ursprüngliche Burganlage zeigte die den pfälzisch-elsässischen Burgen eigentümliche Regelmäßigkeit. Sie war durch einen gebrochenen Halsgraben vom Berghang getrennt. Wohn- und Wirtschaftsbauten schmiegt sich in enger Verbindung mit dem gewachsenen, terrassenförmig gestuften Felsen in den Schutz einer eingewinkelten Schildmauer. Auf der höchsten Erhebung mag auch der frühere Bergfried gestanden haben. Kürzlich

wurde ein mit Buckelquadern verblendeter Mauerzug freigelegt, der entweder der Schildmauer oder dem Bergfried angehörte.

Dieses Bild wurde um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert gründlich gewandelt. Rein äußerlich schon bezeugen die verschiedenen Jahreszahlen und Inschriften auf der Burg den Anbruch eines neuen Bauabschnittes. Wohl noch im letzten Jahrzehnt vor 1500 begann man den Bau des Hauptturmes. Man wählte dafür den Platz jenseits des Halsgrabens und verband den gewaltigen, schier unbezwingbaren Turm durch Ueberbrückung der alten Schlucht mit der übrigen Burg. Die Erfahrungen bei der Belagerung und Eroberung von Dürkheim 1471 forderten eine außerordentliche Verstärkung der Mauern. Nur so vermochte man einem artilleristisch gut ausgerüsteten Gegner zu widerstehen. Die „große Kommunikation“ führte weit in die mittlere Burg hinein und hatte Schießscharten nach Norden zu. Man hat also damals noch nicht mit der Errichtung des nördlich anstoßenden Wohnbaues gerechnet. Am 1501 vollendete man die Neubefestigung des Salzwingers oder „Ausfallgartens“, der die Hauptburg über der Isenach gegen das Dorf Hartenburg zu deckte. Die riesigen Kellergewölbe im Nordwesten der Burg (Jahreszahlen 1509 am unteren Gewölbe, 1510 an der „Fahschrottür“, 1510 am oberen Gewölbe) bildeten den Grundstock für ausgedehnte Gebäude, denen höchstwahrscheinlich ein Teil der im Amorbacher Archiv befind-

lichen Pläne zugehört³⁾. Ob damals auch der tal-sperrende Torturm aufgeführt wurde, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Auf einer älteren Abbildung zeigt er einen Rundbogenfries unter dem Dachgesims. Ausmaße und Technik machen es jedoch zweifelhaft, daß er in mittelalterliche Zeit zurückgeht. 1510 wurde laut Jahreszahl die Schmiede vor dem Haupttor erstellt. Auch der drohend vor die Mitte der Nordflanke gelagerte R u g e l t u r m verdankt wohl diesen Jahren eifriger Befestigungsarbeiten seine Entstehung. Eine erhaltene Rechnung des Amtmannes Gabriel Sonwald von 1528/29 führt nur kleinere Posten für Ausbesserungsarbeiten an verschiedenen Stellen der Burg auf. Die großen Bauvorhaben sind demnach erst später wieder in Fluß gekommen. Fortführer der Bauten Emichs VIII. ist Emich IX., der vermutlich den dreistöckigen Hauptwohnbau über den Kellern vollends aufgerichtet hat⁴⁾. Bei seinem Tode 1541 ist das Bauwesen noch in vollem Gange.

Graf Engelhard, der Bruder Emichs IX., trägt sich mit großen Erweiterungsplänen, zu denen er den Frankfurter Baumeister Caspar Weiz maßgebend heranzieht. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in diesem namhaften Mann⁵⁾ den Architekten des Verbindungs- und des Saalbaues über der Pforte sehen. Die Steinmessen und Zimmerleute kommen teils aus Speyer — in einem Briefe der Stadt Speyer wird dem Grafen deren Entsendung zugesagt —, teils auch aus den näheren Ortschaften unter Leiningischer Ho-

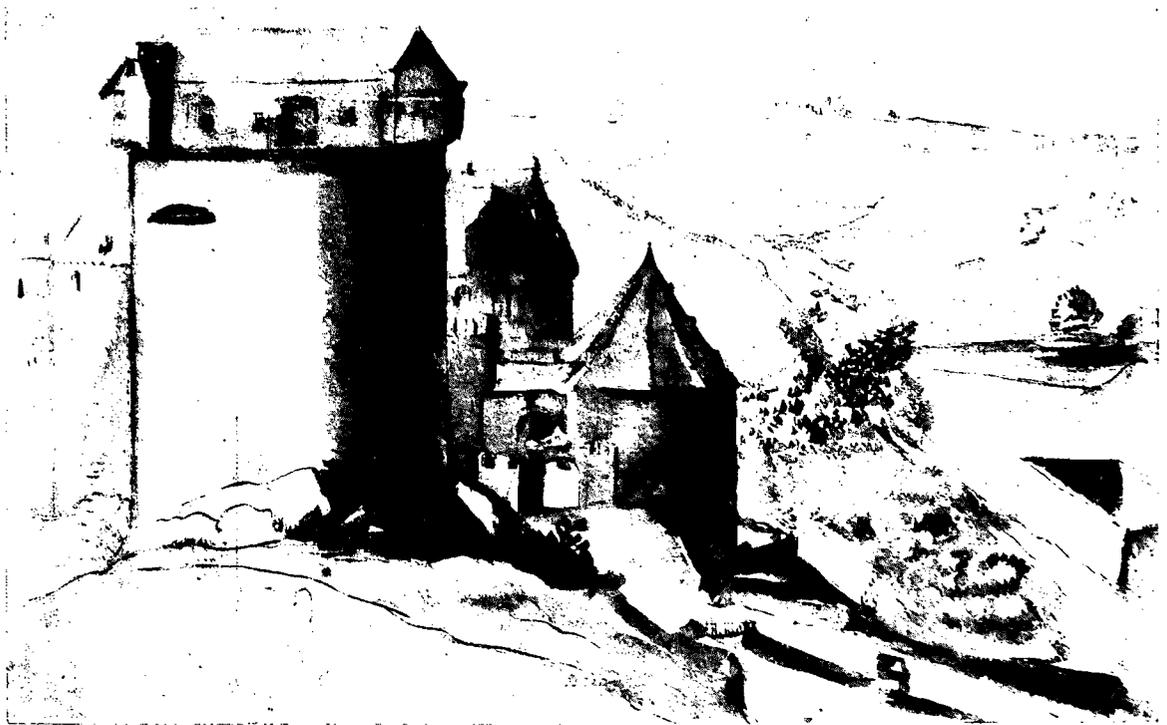


Abb. 3. Die Hartenburg von Westen mit dem großen Bollwerk, Saalbau, Burgtor und Torturm um 1580. Aus dem Skizzenbuch eines niederländischen Malers der Frankenthaler Schule

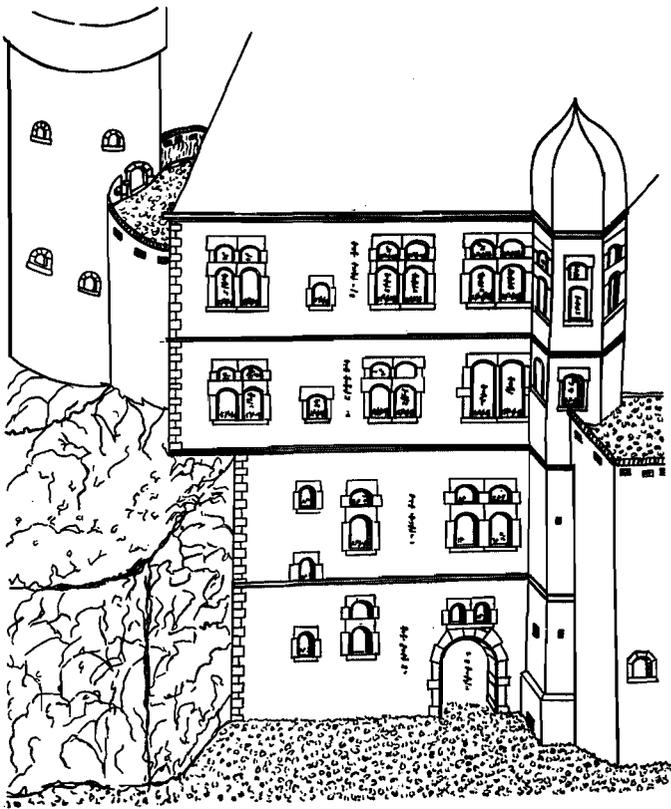


Abb. 4. Plan zum Verbindungsbau. Um 1540. Ansicht der Südseite. Im Hintergrunde links das große Bollwerk. (Ursprünglicher Entwurf, nur zweistöckig und verändert ausgeführt.)

heit sowie der Reichsstadt Worms. So finden wir erwähnt einen Schlossermeister Caspar Hipscher aus Speyer, die Steinmessen Michel aus Kallstadt und Runo Moler zu Dürkheim, die Dachdecker Ludwig Maull und Lenhard aus Worms, Veltin Seyfried zu Oggersheim, die Zimmerleute Jost Wippel und Hans Müller aus Uffelheim u. a. m.

Aus dem Anfang der 40er Jahre stammt folgender Bericht des Amtmannes, der die Vorarbeiten für die Anlage des in den alten Halsgraben gebauten Verbindungsbau des Grafen zur Kenntnis bringt: „Wolgeporener Graff, Ew. Gnaden sein mein vnderthenig schuldig und willig Dienst zu vor; gnediger Her, als Ew. Gn. ich nechst des Bedenkens eins Brieff-Gewelbs halben zu geschrieben, gieb Ew. Gn. ich vndertheniger Maynung zu vernemen: Das seither der Bawmainster (Raspar Weiß?) vnd ich sampt anderen allenthalben im Hauß herumbgangen vnd kain gelegeneren Platz finden konden, dan außwendig zwischen der Schmiden vnd dem Felsen, doruff der rund Dhurm stet, do hat man drey Mawern zusammen, vnden ist das Fundament an im selbs auch do, das man gleich daruff mawern kan vnd nit graben darff. Do ist des Bawmainsters Vorhabens: vnden ein

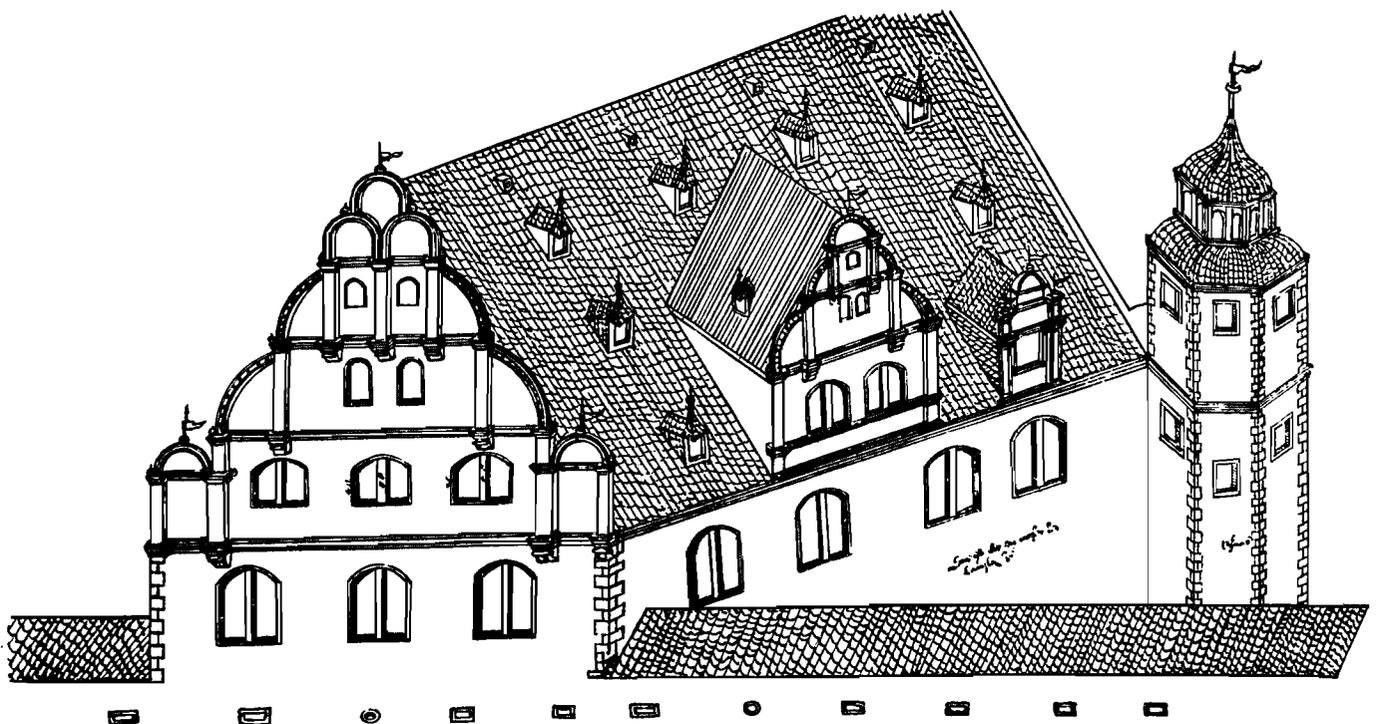
Zwerchmawer vff zu furen vnd ein Gewelb zu machen, do runder man durch faret, vff das selbig ein Brieff-Gewelb, darnoch aber ein Gewelb, soll die Kanzleystub sein, über das selbig noch ein Gewelb, das soll die Kirch sein, darnoch das Dachwerk gleich der Küchen, also das Ew. Gnaden oben im Küchenhofflin in die Kirch, auch in die Kanzley geen konden; vnden uff dem Boden geb es ein Bezen-Camer oder schlecht Gefentkus, also das solicher Baw inhalten würd: vnden ein Gefentkus, darüber ein Brieff-Gewelb, darnach ein Canzleystub, vnd vff demselbigen ein Kirch; vnd vnden inwendig zwischen den zweien äußersten Pforten in der Durchfahrt soll ein Wendelsteig sein, so verschlossen hynauff zu allen Gemachen dienlich seye; vnd würd solicher Baw alle Nacht verschlossen sein wie das Schloß. Auch sein 22 gehauen Drappen oder Schneckendritt vorhanden, die langen (?) schon, do so hat man zu zween Gewelben Buchsel, die mag man dornach fürder auch prauchen oben vff, also das nach Vffrichtung solichs Baws man notürfftiglich versehen sein wird, vnd, dardurch Ew. Gn. Stub vnd Canzley-Stoben onzerbrochen bleibe, do dan sunst eben als viel costen . . . wurd als vff diß new Wert, so geb darnach die izig Canzley ein fein Herrn-Gemach. Der Bawmainster ist in Arbeit, die Visterung doruff zu machen vnd sehe gern, wo muglich, das Ew. Gn. umb den Freitag allhie sein vnd allen Bericht neben dem Augenschein empfangen mochte. Dan wo Ew. Gn. solichs also gefellig, wolt er gern selbs bey den ersten Anlegen des Fundaments (zugegen sein).“ Die erwähnte Visterung ist offensichtlich mit einem der nun wieder zum Vorschein gekommenen Pläne identisch. Wir finden dort alle wichtigen Maße säuberlich eingeschrieben. Der dreistöckige Bau sollte den Alten zufolge Gefängnis, Archiv, Kanzlei und Kirche beherbergen. Ueber die geplante räumliche Aufteilung des Inneren geben drei Stockwerkgrundrisse Aufschluß³⁾. Die kleinen waagrecht unterteilten Fensterchen verleihen dem Gebäude ein merkwürdig nüchternes Aussehen, doch sollten sie schließlich mithelfen, die Wehrtüchtigkeit der Burg auch an dieser heiklen Stelle möglichst zu wahren. Die Dachform des Baues sowie die geschweifte Haube des Treppentürmchens sind lediglich angedeutet, ebenso die benachbarten Mauern, der große Turm und der Küchenhof. Wie aus dem heutigen Zustand zu ersehen, ist der Plan nur zweistöckig und mit völliger Verletzung der Fensterstellungen ausgeführt worden. Der Neubau erforderte auch Veränderungen im „Küchenhof“, worüber nachfolgender Dingzettel ausgefertigt wird: „Vff heud dato, hat der Wolgeboren mein Gn. Herr etc. Weiten verdingt den Schnecken im Hauß Hartenpergt vor der alten Küchen ganz biß vor das Backhaus sauber abzuprechen vnd die Staffeln sauber vnversehrt abloßen; vor die alte Küchen die Mawerstein auch vff den gemelten Platz schaffen vnd

waß vor Saffer (?) obwendig auch gemelts Plas sampt dem anderen, sol er vnder der Walenthammer zum Loch hinaus schaffen. Item das groß Gewelb oben beim Frauen-Zimmer sol er auch abrechen vnnnd des anderen Gewelbs verschonen, damit es nit Schaden nem mit Werffen vnd anderen, sol er die Sten vonn gemelten Gewelbe vff ein Seit vnnnd den Saffer, waß man nit zum Gewelb bey der Küche bedarff, sol er vor die Pforten schaffen, vnnnd die abgeprochen Stein von gemeltem Gewelb sol er auch vff den Plas bey der alten Küche schaffen, damit sie zur newen Küche geprauchet werden.“ Als Lohn erhält er 30 Gulden, 10 Malter Korn und die übliche freie Behausung und Kost auf dem Schlosse“). Aus den Einzelheiten dieses Arbeitsvertrages geht hervor, daß der Verbindungsbau nicht das einzige in Ausführung begriffene Bauwesen war.

Hoch oben auf der großen Kommunikation, wohl an deren Einmündung in die mittlere Burg, befand sich die Burgkapelle, die 1744 abbrannte. Dieser Brand scheint den Verbindungsbau nicht weiter in Mitleidenschaft gezogen zu haben. Denn der Verbindungsbau ist heute noch der besterhaltene Teil der Burg und war bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts bewohnt. Ebhardt setzt irrtümlich ein 1781 als „gänzlich verfallen“ gekennzeichnetes „hinteres Torgebäude“ mit dem Verbindungsbau gleich. Doch dieses zerfallene hintere Torgebäude lag nördlich der Kommunikation im alten Halsgraben und war

offenbar nur ein verhältnismäßig leichtes Bauwerk aus Holz oder Fachwerk.

1550/51 beginnt Graf Engelhard über der Torfahrt zum inneren Burghof einen eindrucksvollen Saalbau zu errichten. Wir kannten dieses Gebäude bisher lediglich aus einer Beschreibung des Hartenberger Schloßgutes von 1781 und einer Zeichnung um 1800⁸), die die zerstörte Hartenburg darstellt. In obigem Schriftstück heißt es: „Das Gebäude ober dem Thor ist an innerem Holzwerk ganz neu hergestellt. In Ansehung derer Zimmer aber noch nicht fertig, so jedoch gleichfalls in diesem Jahr geschehen soll, dergestalten aber, daß ober der Einfahrt und der daran stoßenden Küche, ein großer steinerner Saal, benebst 2 Zimmern, über diesem Saal 8 Zimmer und über diesen 8 Zimmern noch 6 Zimmer angebracht werden sollen. An diesem Bau befindet sich eine Schnecke, welche eine steinerne Treppe in sich faßt, oben aber mit einer Schlaguhr und 2 Glocken versehen ist.“ Diesen laut vorstehendem Bericht noch im 18. Jahrhundert ausgebeberten, aber kaum vollendeten sehr hübschen und in erlesenen Maßverhältnissen gestalteten Renaissancebau stellt eine zweite neuentdeckte Zeichnung dar. Wir erhalten aus ihr einen guten Begriff der Gesamtanlage, der prächtigen Giebel, des Treppenturmes („Schnecke“) und der Fensterstellungen“). Ueber die räumliche Einteilung des 1. Dachgeschosses belehrt uns ein noch vorhandener Grundriß. Er zeigt ein längliches Viereck, das im Inneren von



*Das ist die Planung des Saalbaus wie er
zu jener Zeit aussah*

Abb. 5. Plan zum Saalbau. 1550. Ansicht der Süd- und Ostseite mit Treppenturm.

zwei sich kreuzförmig schneidenden Gängen unterteilt wird und enthält insgesamt acht Räume. Maße sind in Werkschuh und Zoll angegeben, Türe und Defen sind eingezeichnet. Eine Wendeltreppe vermittelt den Ausgang zum höheren Stockwerk. Planfertiger war wohl auch hier der Stadtbau- meister Caspar Weiß aus Frankfurt am Main.

Die Steinhauerarbeiten werden 1551 und 1553 an den Steinmehzen Michel vergeben. Die betreffenden Bedingungen haben folgenden Wortlaut: „Zu wissen, das der Wohlgebohren Herr Graf Engelhart Grave zu Lyningen vnd Dagspurg Her zu Uppermont mein gnediger Herr verdingt hat Michel Steinmehzen zu Kallstat ein Schnecken zu prechen, hauen vnd versetzen, noch aller Notturfft, in Maßen wie nachvolgt: nemlich soll sein jeder (Dritt) sechs Schuh im Lichten, item der Münch zehen Zoll dick, item ein jeder Dritt zween Schuh vnd drey Zoll breit vnd siebenn Zoll hoch, item drey dick vnd drey Borfenster prechen, hauen und versetzen in der Weite und Höhe, wie es sich am besten schicket, vnd ime angezeigt würt werden, alles in Michels selbs Costen; vnd soviel der Dritt sein werden, wil ime mein gn. Herr vor jeden Dritt geben: 5 Ort 1 Gulden vnd von den dreyen Dhürnn vnd dreyen Borfenstern zu prechen, hauen und versetzen 6 Gulden.“ Dahinter steht diese Bemerkung: „Michel hot 70 Dreppen gelivert, dhun 87 ½ fl; vnd dan 6 fl weiters vor die Thur vnd 3 Fenster er gehauen, dieweil aber die Schnecken anderst dann das Verdings ausweist, vffgefurt worden, ist Michel zu Erstattung desselben die 6 fl vor vol geben, vnangesehen er noch zwei Diren vnd drey Fenster zu hauen schuldig gewesen.“ Der Vertrag ist ausgestellt am Donnerstag nach Megidi (3. 9.) 1551. Ueber den ferneren Verlauf der Arbeiten am Saalbau unterrichtet folgende Verdingung: „Zu wissen, das Michel Steinmehzen zu Kallstat zu machen verdingt worden: zehen Doppelfenster, jedes mit zweien Lichten vnd einem Pfosten, an ersten vnd vndersten Stockwerk des neuen Baus vff den zweien Gewelben ober der Pforten¹⁰⁾, vnd soll ein jedes Fenster achthalben Schuech hoch, vnd zwischen den Pfosten jedes dritthalben Schuech im Lichten weit sein. Item soll er auch noch ein einzig Fenster on ein Pfosten machen, auch achthalben Schue hoch vnd 2 ½ Schue weit. Dife obgeschriebene Fenster sollen alle runde Sturzel haben, wie dann die Fisierung anzeigt. Es soll auch Michel die mit Bleiß vnnd in seinen selbs Costen machen; allein wann ers vffsetzt, soll ime der Taglon gegeben werden. Was aber für Stück daran zerbrechen, soll er andere an dieselben Statt in difem Beding zu machen schuldig sein; das will mein gnediger Herr ime Micheln von jedem Doppelfenster zu Belonung geben: funff Gulden minus 1 Ort vnd dann von dem einzigen Fenster: zwen Gulden 1 ½ Ort; deß zu Brfunde sind dieser Zettel zwen gleichlautend vnd einer

Sandschrift vnd kerbweiß aufeinander geschnitten. Deren Michel einen hat vnd der ander bei der Canzley Hartenberg plieben. Geschehen in Beysein Caspar Weiß der Statt Baumeister zu Frankfurt, Adam Better Hoffschneider vnd Endreß Feydeleins, Schreyber zu Hartenburg. Vff Dinstag nach Allerheyligen (7. 11.) Im Jahr 1553.“

Kleinere Ausbesserungsarbeiten an den einzelnen Gebäuden, Wegen, Wassergräben und der Hartenburger Mühle¹¹⁾ am Fuße des Burgberges kommen laufend vor. Es liegen den Burgakten verschiedene Aufträge für derartige Instandsetzungen aus den Jahren 1545, 1563, 1574 bei, die größtenteils von dem Amtmann Andreas Feydelein vergeben wurden. Ein bereits von Ebhardt veröffentlichter Aufriß zeigt einen hübschen Fachwerker mit Holztreppe. Diese führte zum Obergeschoß und Speicher des Marstalls.

Planmäßige Neugestaltungen heben aber erst nach der 1585 erfolgten Verheiratung des jungen Grafen Emich XI. mit Maria Elisabeth von Pfalz-Zweibrücken an. Es ist bezeichnend, daß

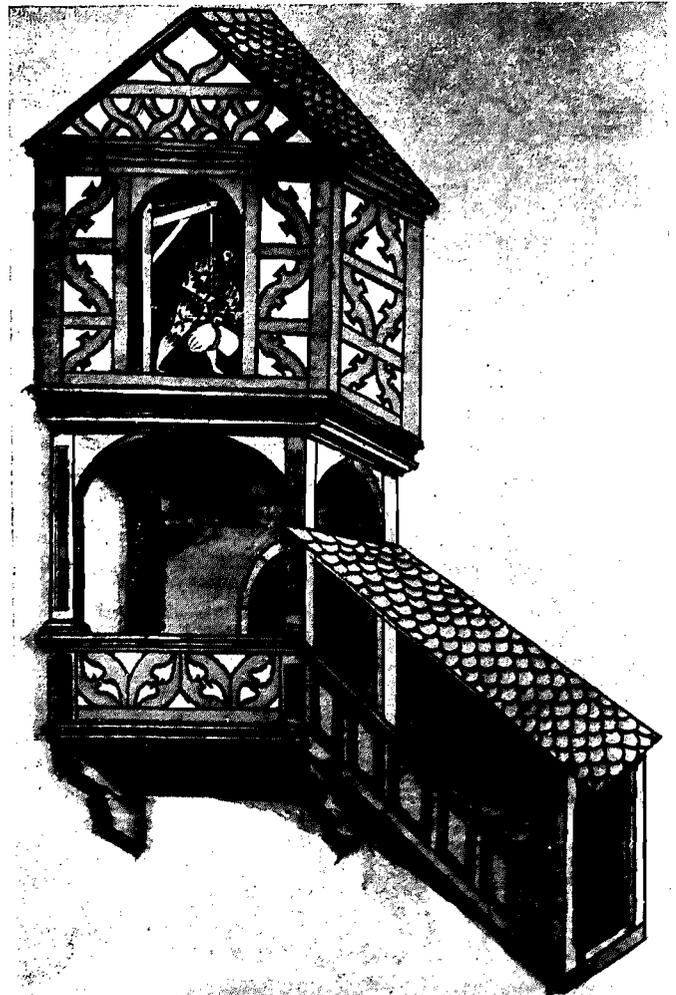


Abb. 6. Plan zum Erker mit Treppe am Marstall

das mehr und mehr in das Zeitalter partikularistischer Eigenmächtigkeit einmündende späte 16. Jahrhundert sich nun zu Hartenburg um die Schaffung einer großartigen Schloßanlage bemüht. Der Arbeitsvertrag, den Feydelein am 5. Oktober 1585 mit dem Steinmessen Runo Moler von Dürkheim abschließt, betont den ausdrücklichen Wunsch des Grafen Emich XI. Da Wasserkünste im gräflichen Schloßgarten nicht fehlen dürfen, wird der alte Brunnentrog abgebrochen und durch eine neue Zarge mit zwei Wasserbecken und einem Springbrunnen ersetzt. Der Riß hierzu ist noch vorhanden und zeigt einen schönen Renaissancebrunnen, dessen mit korinthisierendem Kapitell geschlossene Mittelsäule aus Löwenköpfen ihr Wasser nach vier Seiten speit.

1587 beginnt dann die Umgestaltung des „großen Ausfallgartens“ (der sog. Münze) und „hintere Bollwerks“ zu einem Lustgarten. Der zugrundeliegende Plan zeigt eine wohlerrungene Anlage, die geschickt an Vorhandenes anknüpft und deren gärtnerische Verschönerungen sich nicht nur auf den Raum innerhalb des alten Zwingers erstrecken, sondern auch das Gelände innerhalb des Talbollwerkes vor den Burgmauern mit einbeziehen. Man hat damals das alte Talbollwerk geschleift, und zwar wurden die Arbeiten einem anscheinend aus Italien zugewanderten Meister Lorenz, „dem welschen Maurer“, anvertraut. Am 3. Mai 1587 wird er verdingt, „das Kellergewölbe im hintern Bollwerk zu Hartenberg vornen an der Stirn zuzumauern, den Graben mit Grund auszuführen und gleich zu machen, so hoch das Gewölbe ist, zu beiden Seiten, und dann das Mauerwerk an beiden Seiten samt den Felsen abzubrechen, die Stein zur Hand legen, daß man sie zu den Mauern nit weit tragen darf. Ferner soll er gegen das Schloß zu Ende des Grabens auch eine Brustmauer aufführen in der Höhe, wie ihm angezeigt ist und denselben Platz bis an die Tür auch eben schleifen.“ Nähere Einzelheiten der Ausführung enthält ein Dingzettel vom 13. Mai des gleichen Jahres, in dem es heißt: „Meister Lorenzen, dem welschen Maurer ist zu Hartenberg in dem alten Bollwerk die zwei Rondell bis auf den Boden dem Alten gleich abzubrechen und dann in jedes Rundell drei Erker aufzumauern, Türen und Fenster einzusetzen auch 10 Schuh hoch zu machen verdingt. Dafür 20 Gulden. Ferner soll ihm auch von den Mauern zu beiden Seiten des Bollwerks von jeder Rute 16 Schuh lang und 16 Schuh hoch auch 2 Schuh dick gegeben werden 3 Gulden. Er soll die alten Mauern abbrechen und Steine schaffen, so viel man vonnöten hat. Bei Bedarf an Korn soll ihm das Malter einen halben Gulden billiger gelassen werden, als es sonst Kauf und Lauf ist.“ Vom 19. August 1587 datiert eine Verdingung des Meisters Ludwig Maull, Bürger und Layendecker zu Worms, „zwey Rundell vff

dem Bollwerck hinder dem Schloß“ zu decken. Das notwendige Holzwerk hierzu hat der Zimmermann Peter Bettinger erstellt.

Der Lustgarten scheint seiner ihm unter Emich XI. gegebenen Bestimmung dauernd gedient zu haben, denn noch 1781 wird er als „rechterhand (vom Schloßtor gesehen) den Schloßberg hinauf liegend“ erwähnt. Ob „das alte ruinierte Bollwerk, worinnen die Geldmünze befindlich gewesen“, in den kriegerischen Zeitläuften geschleift oder nur verwahrlost worden und verfallen ist, läßt sich nicht mehr mit Gewißheit feststellen. Es ist ein Sinnbild der anbrechenden Barock-Zeit, daß man allenthalben die truzigen Wälle und nüchternen Werke in freundliche Terrassen und von heiteren Putten bevölkerte Schloßparks zu wandeln begann. Damit war der entscheidende Schritt zur Umformung der mittelalterlichen Ritterburgen in Herrenschlösser vollzogen.

III.

Die innere Ausstattung der Burgräume haben uns die Hartenburger Inventare überliefert. Mit peinlicher Sorgfalt wurden Jahr für Jahr alle Bestände, meist von dem Amtmann und dessen Ehefrau, aufgenommen. Alles, was Kammern und Böden, Säle und Türme, Küche und Keller bergen, findet sich genau verzeichnet. Jeder Einblick in diese schmalformatigen Büchlein zaubert ein buntes Bild vom Leben und Treiben auf der Hartenburg im vielgestalteten Reformationszeitalter vor Augen. „Vff Freytag nach Inuocauit (3. 3.) 1542“ liefert Valentin Ott, Leimingischer Amtmann zu Hartenburg, dem Grafen Engelhart ein „Inventarium aller Lyfferunge im Hauß Hartenberg ann Haußrath“. Darin werden folgende Räume namhaft gemacht: „Meins gnädigen Herrn Kammer auf dem runden Turm“, die „Runde Kammer“, die „Sechs-Bett Kammer“, die „Acht-Bett Kammer“, des „Rochs Kammer“, der „Erker“, des „Amtmanns-“ und des „Pfaffen Kammer“, die „Kellerei“, des „Oberkellers Kammer“, die „Räucherammer“, die „Wallenkammer“, das „Bachhaus“, der „Marstall“, die „zwei Wagenställe“, die „Pfortstuben“, die „Mühle“ und der „Viehhof“. Das „alte Gemach“ des Grafen, die alte Kanzlei, des Grafen Heinrich Kammer, die Schneiderei und des Amtmanns Kammer sind laut einem anderen Inventar sämtlich „vff dem Thurm“ untergebracht, worunter nur der bollwerkartige Hauptturm verstanden werden kann. Vom Jahre 1545 ab wird ein „neuer Bau“ erwähnt. Damit kann sowohl der Verbindungsbau wie auch der Hauptwohnbau gemeint sein. Da ersterer vornehmlich praktischen Zwecken diente, kommt wohl nur der Hauptwohnbau über den Kellern in Betracht. Er enthält u. a. die Gemächer der Grafen Engelhard, Ludwig und Hans Heinrich. Auch der Brüder ge-

meinsame Stube, „der drei Herren Gemach“ ist in den Rechnungen genannt. Die Turmwohnung ist sicher nach Fertigstellung anspruchsvollerer Bauten aufgegeben worden, denn es heißt künftig stets bei der Erwähnung des Runden Turmes: „meins gnedigen Herrn altes Gemach“. Darin befanden sich einem Verzeichnis von 1548 zufolge: „1 Beth mit einer Ziechenn, 1 Kussen mit 2 Ziechenn, 2 Bar Leylach, 1 Deckbeth, 1 gebliempter Depich“. Sinegen „Ins Knechts Beth: 1 Strosack, 1 Beth mit einer Ziechenn, 2 Bar Leylach, 1 Pfulwen mit zweien Ziechen, 1 gepliempter Depich. Alles mit einem Laub gezeichnet.“

Sämtliche Wäsche und alles Linnenzeug ist mit besonderen Kennmarken versehen. Man hat sinngemäß neben einfachen Strichen und Ringen in verschiedenen Farben auch Bilder verwendet, die sofort die Zugehörigkeit des betreffenden Stückes zu bestimmten Räumen sichtbar machen. In des Priesters Kammer tragen die Wäschestücke einen Pilgerstab, in der Werkleute Kammer ein Winkelmaß, in des Stallknechts Kammer eine Mistgabel und in den prächtigen Gemächern des Neuen Baues ein Herz oder Hirschhorn.

Im allgemeinen beschränkt sich die Bestandsaufnahme auf das Weißzeug sowie das Zinn- und Messinggerät. Auch die in den Truhen aufbewahrten Stücke werden nicht vergessen. So finden wir 1550 „was von leynen Gereth in der langen (Hern-) vnd Gesind-Risten ligt: Erstlich in der Hern-Risten: It. 9 Duzet reyner Hern-Servietlin, 28 gebilter Hern-Dischtucher, 11 gebilter Dresfurtucher, 37 gebilter Zweheln, 15 zwilchener Dresfurtucher, 5 Bechertucher, 8 Herrn zwilchener Tischtucher, 16 Reuttertischtucher, 4 leynener vnd zwilchener Zweheln. In der Gesind-Risten It. 26 bar Gesind-Leylacher, 14 Kussenziechenn, 16 Gesind lein Tischtuch, 4 Schertuch, 4 Fuostuch“, 1553 liegt in der nämlichen Riste noch „1 Padmantel“ und „1 gruwen Tuch vff den runden Tisch“.

Im Jahre 1563 wurde ein vom Grafen Hans Jörg zu Mansfeld, dem Schwiegervater des Grafen Johann Philipp zu Leiningen, eigenhändig unterschriebenes Inventar gefertigt, das sämtlichen Hausrat, Möbel, Kleider, Waffen usw. aufzählt. Die folgenden Auszüge vergegenwärtigen die mannigfaltige und vornehme Ausstattung der Hartenburg. Auf dem Rundturm „in meins Hern seligen Chammer“ befinden sich: „Ein weiß Bettladen mit dreien grünen Umbhangen, darinne ein Strosack. Ein weiter Bettthe mit einer weisen Ziechenn, Ein Psuehl mit einer weisen Ziechenn, Zwei Kussen mit weisen Ziechen, Ein Bharr Bethbücher, Ein Pflaumfedern Oberbette ohne Ziechenn, Ein grüne geblümte Deppicht“. Am „Orte des Secrets“ oder der „Heimlichkeit“, wie man den Abort zu bezeichnen pflegte, steht: „Ein großer weiser Rastenn, darinn befunden: sieben Bähr Betttücher, drey grobe

Bettzichen, vier Pflaumzigen, darunter ein Streifen, neun Rüssenziegenn, siebenne beschlagene Sättel, drei Hirschgeweihe, ein Tischpleche, ein alt Bettleinen. Ein ander Rasten darneben, darinnen: Ein Marderin Futter, ist vnder einem Sammetoberzuge gewest, stehet der Grevin zu, ein ... Futter ane Oberzugt, viehr Fuchsbelge, ein new Mardertholen Futter, zwentzigh ganze newe Marder, ein zimbllich zusamgesezt Stugt von Marderschwenzen, ein weiß Fuchsen-Belgt-Futter ahne Oberzugt, zwei weise leihene Bücher, ein alt Pfaffen-Hemdt, ein rothe seidene Rindesdegken, ein gestreifte seidene Rindesdegken“. Weiterhin sind aufgeführt: „In der langen Stuben: Ein runder Tisch, zweene Creuztisch; alle drey mit grünen Degken, ein ... Schrangt, vier Bengke mit Lehnen, zweene Stule mit Lehnen. Im runden Gemach: Ein runde Taffell mit einer schwarzen Tuchdegken, ein viereckichter Tisch mit einer grünen Degken, neun runde Stuehle. Vor der Runden Stuben stehen drei Rasten.“ Im ersten liegen: „Dreißigt gebilte Dischbücher, böse vnd guthe durcheinander, sieben vnnnd zwanzigt gebilter Handzweheln, auch böse vnnnd guete, fünffzehen zwillichte Dresfurtücher, 31 gebilter Dresfurtücher, 17 Handtquehlen, 16 alte Brothtücher, 16 schmähler Servhet“.

Sehr aufschlußreich ist das lange Verzeichnis der Gegenstände, die in des „jungen Herrn Kammer“ (d. h. dem Gemach des 1562 verstorbenen Grafen Johann Philipp) untergebracht sind: Ein Span Bette, darin: ein Strosack, ein weiter Bett mit einer Ziechenn, ein Küssen ahne Ziechenn, ein Psuehl ahne Ziechenn, ein Degtбетhe, ein Buch ist genannt Ludovicus Viues, ein Buch heißt Victrivius de Archidectura, die Kosmagraua Munsterj deutsch, die hat der Oberkeller zu sich genommen, sonsten zwei alte Bücher vom Patter noster, ein verschlossener Wat (= Kleider) Sagt darin seindt ezliche Bücher auch ein Schreibezeugt sambt ezlichen Brieffen (die Bücher sindt Magister Morgenstern geben, der Grefin neben den andern Büchern zuzustellen). Ein lediger lederner Fuhrkorp, ein klein Restlein, darin ist allerlei Ragkethin Zeugt, ein Disch, ein Rystlein, darinn ist Strigtzwirn, acht lange Puren-Rohre sampt den Schließern vnd Hülffstern, ein Büchsen Rhor ahne Schlos, drei lange Puren-scheffte ahne Schlos, drei Fhur-Burren, ein Fuhr-Büchse ahne Schlos, ein verbeinte Pulverflasche mit Laubergt, Schossen und Spanner, acht Armbrust, acht Winden darzu, vier Armbrust Degken, ein Armbrust (hat Johan der Camerdiener weggenohmen vnd angezeigt, das es ihme von mein gn. H. selig geschengkt where, ist ihme mit dem Bescheid gelassen, wo man des nicht zufrieden sein wurde, so solle ers wider zur Seite legen). Ein Fuhrbüchsen hat der junge Baier genohmen, mit Berenderunge, das ehrs von der Grefin m. g. F. bevehlich hette, zweene Rugellbogen, eine Winde,

ein ungefaßter Spannisch Bogen, acht kleine Bogen mit ihren Wippenn, zwo kleine Büchsenhulffstern aneinander, ein Restlein, darin findt 7 Winden zu den Armbrusten, eine Schraube-Winde, zwo Spies-Hulffstern, vier Weide Blöcze, fünff Rappier, zwene turgkische Shebell, zwene Dolchenn, ein Vogelbauer, neunzehn Schwert klein vnnnd groß durcheinander, neun Desegkin (?), darbei hangen zwene lange Dolchen, zweene Knebell-Spies, vier Jagthärner mit Windstrigt, ein turgkischer Zaumb von rothem Sammet, ein Sagt voller Hunner- vnd Lerchen-Gharn, Strigt Magdalen vno Strigt Garen, ein Daschen mit allerley Buchsen-Sahmenn, drey Bahr Stieffellen, ein Bahr Waldsporn, Könnigt Heinrichs aus Frangtreich Bildnus gahr schöne“. Neben Büchern und Briefen finden wir hier somit zahlloses Jagdgerät beisammen, denn die ausgedehnten Leiningischen Forste boten genug Gelegenheit, dem edlen Waidwerk zu obliegen.

Auch die Kleidung der gräflichen Familie, für die die allgemeinen Vorschriften einer von Reichs wegen erlassenen Kleiderverordnung der einzelnen Stände maßgebend waren, zeichnete sich durch ausgefuchte Kostbarkeit aus. In der „Cleyder Cammer“ werden folgende Stücke aufbewahrt: „Ein rothe seidne doffet Schaubenn (= Hut) mit Mardern gefutterth, ein schwarzer seidener Atlas Rogk mit Mardern gefuttert, einen schwarzen Damaschken mit Wolffen gefuttert, ein schwarzen spanische Rappe mit Sammett verbrehmet, noch ein Spanische schwarze Rappen mit fünff gulden Knöpfen, ein violen braunnen Rogk mit Silber beleget, zweene wullener Rogk einer mit Otter farben vnd der ander mit schwarzen Sammet verbrehmet, ein schwarzer Sammet Rogk mit ascherfarben Schnurren, ein schwarz damaschken Rogk, ein klein dofft Rögkleinn, ein langer schwarzer Mantell mit vier silbernen Hefften, ein klein schwarz Tuch Rögklein, ein schwarzen Filzmantell, ein klein Rögklein mit Wolffen gefütteret, zwey Bar Stiffeln. Im Kleiderschrank ist: Zwene seidinne Huete, ein Bohnet, ein roet Bahr Hosenn mit Golde, ein violbraune Hosenn mit Silber durchzogen, schwarze Hosenn mit Silber beleget, ein roet Bahr Hosenn incarnath mit Golde verbrehmet, Rothe Hosenn mit Silberschnur beleget vnnnd mit schwarzen Sammet durchzogen. Gelbe Hosenn mit Silber verbrehmet vnnnd mit rothem Atlas durchzogen, ein weiß Bohr seiden Atlas Hosenn mit schwarzen Sammet verbrehmet, ein Bahr schwarzer tuchinger Buchsenn, rothe Sammet Hosenn mit rothen Schnurren belegt, ein schlecht Bahr rothe Sammete Hosenn, ein roet Bahr tuchinne Hosenn, zwei schwarze Cardivanische Koller mit Silber Vosamenth, ein weiß Koller mit Silber Vosamenth, bei solchem Koller seindt acht guldbinner Knöpf, ein roet seiden Atlas Wammes mit Golde, ein schwarz seiden Atlas Wammes mit Silber, ein viol braun seiden Atlas Wammes mit

rothen Shammet vnnnd Silber, ein weiß Romefas Wammes mit Silber vnd schwarzer Seiden (ist Adam Breiter geschenkt), ein weiß seiden Wammes mit schwarzem Sammet beleget, ein roet seiden Tafft Wammes mit gulden Schnurren, ein roet Atlas Wammes mit Strigt-Nath, sechs Dashedenn, vier Spannische Sammeth Gurthell. Unser gnedigen Frauen Kleyder: Ein schwarzen sammeten Rogk mit guldenen Stifften, ein violenbraunen Atlas Rogk mit Silber verbrehmet, ein schwarzen gewirkten Rogk mit gulden Stifften, ein gulden Stügk mit viol braunnen Seiden vndenab mit Behren verbrehmet, ein ascherfarben Damaskerogk mit schwarzen gedruktem Sammet verbrehmet, ein roth Sammet Rogk mit gulden Stügk verbrehmet, acht Schurze zu solchen Kleidungen, im Kistlein im Schrank: zwey Bahr Olgemal vnnnd ein Brustuch, Meines gnedigen Hern seligen Contrafactur“. Daneben werden Kleiderkisten mit einer Fülle von Stoffen, Pelzen und sonstiger Bekleidung im einzelnen beschrieben. Eine Tischlade enthält verschiedene Besäße für Kleider, darunter mehrere „Schachteln silbern Vosamenth“, verschiedene Büchlein mit „guldenen Stifften“ und andere Kleinigkeiten.

Zinn- und Messinggeschirr galten als besonders wertvoll. Die Aufzählung der einzelnen Stücke zeigt, daß sich handwerkliche Kunstfertigkeit auch an diesen kleinen Gebrauchs- und Ziergegenständen ausgewirkt hat. 1548 ist nachstehend zusammengestelltes Zinn- und Messinggerät auf Hartenburg vorhanden: „St. 16 großer geschlagener Deller, noch 16 geschlagener Deller ein wenig kleiner, 28 großer geschlagener Platten, 4 großer glatter Platten, 24 glatter welcher Pletlin, 17 geschlagener Platten auch inn der Größe, 8 geschlagener Pletlin, noch kleiner, 16 glater Pletlin in derselbigen Größe, 1 zinnin Flasch, 15 groß vnd klein Senpff-Schüßlin, 14 Kuchen-Platten, klein vnd groß, 8 vier-eckichter Deller, 13 glatter Deller, 40 Gefind-Becher böß vnd guth, 9 Rochesser Becher, 27 klein vnd groß Ranten, 1 Zinnener Vffhab-Deller, 10 zinner Deckel vff die Becher, 6 Solzseßlin zillich, 2 viereckige Solzfaß mit Lewen, 1 groß eckicht Salzfaß, 1 groß Gießfaß mit einem Knopff, 3 klein Salzseßlin, 6 Gießfaß, 1 kupferin Drank-Kessel, 2 zinnen Brennhuet, 5 zinnen Hern-Racheln. Messen geschir: 5 Hantbeckenn, 3 Gießkanten, noch 2 messener Ranten, 2 Wasser-Schuffeln, 3 Scherbeckenn, 2 Leychter an ein Wandt, 9 messener Leychter mit breiten Fußen vff der Hern Disch, 25 groß vnd klein Leychter mit 2 oder 3 Korn, 2 messen Kolpfaß, 2 Merßelstein sampt ihren Stößeln“.

Das feine Silbergerät verdient nicht nur seines Metallwertes wegen Beachtung, sondern um der schönen Geschenke willen, die sich darunter befinden. Die auswärtigen Beziehungen der Leiningen Grafen erfahren hier eine anschauliche Erläuterung. In den 60er Jahren wird an Silbergerät

aufgezählt: „It. ein hoher vergulter Becher mit einem Deckel, so der Churfürst von Cölnn ein Graff von Mansfeldt meines gn. Herrn Vatter seligen verehret; ein hoher vergulter Becher, das Dringgeschirr vff einen Ast gesetzt; ein hoher vergulter Becher sampt dem Deckel, so der Bischoff von Speyer Graff Emichen dem Eltern vbergeben; zween hoher vergulter Becher mit ihren Deckeln, darauff das Leyningisch Wappen; 2 runde glatte vergulte Becher mit ihren Deckeln; zwey silberne vergulte Pferde; ein silbern Duplet mit Golt verbremet, darauff das Württembergische vnnnd Stollbergische Wappen“. Ein anderes Verzeichniß nennt außerdem noch: „8 silberne Becherlein mit vbergulden Reiffen ineinander gestegkt. Haben oben al einen Degkell; 17 Trinkbecher ineinander mit vergulden Reiffen, darundter einer gahr vberguldet mit einem Degkell; 2 ganze vbergulte Dupplecht zusambt ihren Degkenn; 1 weißer Kopff ineinander gesturzt mit einer vbergulden Handhaben mit dem Wirtenbergischen Wapen; 3 große weisse Becher mit zweien Degkelln; 1 hohes silbern Becherlein mit einem Fußlein zusambt einem Degkell; 15 silberne Löffel; 1 hoher ganz vbergulter Becher darauff einer Jungfrauen Bild; 2 hohe schewren (= Becher), ganz vergult darein Holzbüchlein geschraubt mit Confectschalen, ist alles vergült, 1 hoher Credenz, so der von Pißsch geschenkt an der Heimfahrt ... 12 kleine Becherlein ineinander mit vergulden Reiffen; 1 klein silbern Renelein; 1 silbern Becherlein mit einem Fuß vnnnd Degkell, vnden mit einem Würffell; 1 klein silbern Schalichenn; 1 große silber Flaschenn; 1 turgischen Schuch mit einem vergulden Pannde; 1 Duplet mit einem Degkell; 2 Credenz; 1 hoher Becher verdegkt; 1 großen Kopff; 1 Becher ohne Degkell; 1 hohe silberne Schalen.“ Die letztgenannten Gegenstände gehören der Gräfin.

Meist ist vermerkt, was von diesen Stücken dem Koch zum ständigen Gebrauch in die Küche gegeben wurde. Das eigentliche Kücheninventar bestand aus „15 Braet Spies, 4 Eissen darzu, 2 Pfannen darzu, 15 Eissen-Heffen, 15 Degkell darzu, 2 Rost, 2 breiter kupffern vnnnd messen Degkenn, 8 eissen vnnnd kupffern Pfannen, 1 Messingebullenn, 4 Sagmesser, 1 Risten-Pfanne, 2 dreibeinichte Pfann“.

Die Verpflegung eines vielköpfigen Haushaltes, wie ihn Burgherr und Gesinde ausmachten, verlangte auch die Lagerung größerer Mengen Gewürze. Das sind 1563: „1 Suet Zucker, 18 lb. kleine Rosinlein, 8 lb. Cibebenn, 35 lb. Queßschen, 20 lb. Reiß, 12 lb. Inguer, 9 lb. Banuehl (?), 15 lb. Cappern, 10 loth Muscatenblueth, 10 lb. gestoßene Negelein, 10 lb. gestoßen Inguer, ½ lb. gestoßen Saffran, 6 lb. gestoßen Pfeffer, 20 lb. ganzer Muscate, ½ lb. Zimmet-Rinden“.

Im gleichen Jahre betragen die landwirtschaftlichen Vorräte- und Viehbestände:

„Hew im Vorradt: 100 gueter Wagen voll. Stroh: Zehen hundert Buschell, so an die Hofleuthe iherlich 1000 geben, wie dann vff der Cansley verzeichnet. Korn: 285 Malter Korrens. Haffern: 145 Malder Haffern. Schoffe: 250 Hamell, Schoff vnd Lemmer. Rinder: 11 Ochsen, 1 Stiehr. Wein: 29 oder 30 Fuder Weins“. Da der köstliche Pfälzer Wein dauernd beansprucht wurde, hat man die vorhandene Menge wohl nur ungefähr angeben können.

Vom Jahre 1541 besitzen wir noch ein eigenes Rüstkammerinventar. Wo sich dieses Arsenal befand, können wir nicht mehr mit Bestimmtheit sagen, doch hat die Vermutung viel für sich, daß die umfänglichen Waffenbestände in den Gewölben des „Runden Turmes“ gelagert waren. Es ist ja überliefert, daß bei der Zerstörung des Bollwerkes 1692 große Mengen von Waffen vernichtet worden seien. Das Verzeichniß vermittelt einen guten Einblick in den Stand der Bewaffnung um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Die alten Ritterrüstungen sind noch in großer Anzahl vorhanden. So werden aufgezählt: „13 weyßer gewisser Harnasch mit Armzeug, Dillingen vnd Handschuen“ oder „7 schwarz Drabharnasch sonder Schoß, ist eins darunder am Brüstlin mit vnser lieben Frauen gemalt, vff dem Ruck mit Sant Christoffel“. Sattelzeug, Armbrüste, Helme, Stiefel, Degen, Spieße usw. begegnen.

Musikinstrumente fehlen auch nicht. Zwei Drummen, 4 Sackpfeifen und eine Messingtrompete machten den Hartenburger Bestand aus. Schwerter werden besonders aufgeführt. Wir lesen auch von zwei Landsknechtsdegen, die mit Silber beschlagen waren, sowie von allerlei Helmbüschchen aus Kranichfedern oder von „sechs güldenen Krenzen zu den geschmückten Hüeten“. Den Beschluß machen die Feuerwaffen. Sicherlich entsprachen diese Rüstkammerbestände vollauf der dauernden artilleristischen Bestückung der Hartenburg. —

Die Notwendigkeit eines wehr- und waffentüchtigen Rittertums verlieh einst den Burgen ihre politische und kulturelle Berechtigung. Daß diese Grundlagen im 16. Jahrhundert vollkommen verändert wurden, lag am Anbruch einer neuen Zeit. Trotzdem hat damals der in der „Burg“ geschaffene Bautyp letztmalig versucht, mit der Entwicklung Schritt zu halten, indem er unter Beibehaltung der gleichzeitigen Wohn- und Wehrbestimmung die Festungsstärke gewaltig vergrößerte. Von solchem geschichtlichen Einblick her wollen auch die vorstehenden Schilderungen der für diese Vorgänge beispielhaften Hartenburg verstanden werden. Sie bemühen sich lediglich um eine treue Nachzeichnung des Gesamtbildes dieser eindrucksvollen Feste des Hauses Leiningen auf Grund alter und neuer Quellen.¹²⁾ Ueberflüssig fast zu sagen, daß sich auch in solchen Ausschnitten ein lebensvolles Stück deutscher Volks- und Reichsgeschichte aufzeigt, die sich durch Irrungen und Wirrungen vom Feudalismus des

Mittelalters zum deutschen Staat der Neuzeit hindurchbringen mußte. Aber auch im kleinsten ist diese aus zertrümmerten Steinen und vergilbten Urkunden gewonnene Darstellung durchwirkt von der Un-

mittelbarkeit alles geschichtlichen Schicksals, welche die Beschäftigung mit den großen Zeugnissen unserer Vergangenheit so fruchtbar macht für die Forderungen der Gegenwart.

Anmerkungen:

¹⁾ Vgl. Richard Krebs, Die Politik des Grafen Emich VIII. zu Leiningen und die Zerstörung des Klosters Limburg im Jahre 1504, Speier 1899.

²⁾ Vgl. Bodo Ebhardt, Deutsche Burgen, Berlin (1899 bis 1907), S. 333 ff.

³⁾ Ebhardt a. a. D. Abb. 372 Dort, S. 338 das Gebäude als „Hauptwohnbau in der Nordwestecke“ bezeichnet.

⁴⁾ Eine ziemlich genaue Vorstellung vom Aussehen dieses Gebäudes können wir aus den Hartenburger Ansichten um 1580 im kurpfälzischen Skizzenbuch, der Darstellung auf dem Grabmal Emichs XI. in der Dürkheimer Schloßkirche sowie einem Dfenschirmbild zu Amorbach (Ebhardt, a. a. D. Abb. 374) gewinnen.

^{5a)} Vgl. über Weiß: Walther Karl Züsch, Frankfurter Künstler, Frankfurt/M. 1935, S. 314 f. Kaspar Weiß lebte von 1498—1558 und war außer in seiner Heimatstadt Frankfurt u. a. in Magdeburg, Wien, Straßburg, Lübeck, Trier, Königstein, Ufingen, Heidelberg, Aischaffenburg — meist im Festungsbauwesen — tätig.

⁵⁾ Ebhardt, a. a. D. Abb. 372.

⁶⁾ Originale, wenn nicht anders angegeben, im Fürstl. Leiningischen Archiv zu Amorbach.

⁷⁾ Beschreibung des Hartenburger Schloßgutes, Original im Archiv zu Amorbach, vgl. Ebhardt, a. a. D. S. 350.

⁸⁾ Unsere Abbildung ist nach einer in Amorbach aufbewahrten Kopie gefertigt.

⁹⁾ Eine nicht näher bezeichnete, schon bei Ebhardt veröffentlichte Zwerggiebel-Ansicht gehört offensichtlich dem gleichen Bauvorhaben an.

¹⁰⁾ (S. 6.) Diese beiden Gewölbe müssen von einem älteren Bau herrühren.

¹¹⁾ Belege im Archiv zu Amorbach. Vgl. auch Ebhardt, a. a. D. S. 347.

¹²⁾ Viele Anregungen vermittelte mir Herr Dr. C. Neubronner in Ludwigshafen a. Rh. auf Grund seiner reichen Kenntnis der Hartenburg und ihrer Geschichte. Ich möchte nicht versäumen, ihm auch an dieser Stelle meinen herzlichen Dank auszusprechen.

(Die Aufnahmen der Amorbacher Archivalien besorgte R. Chr. Kaulfs.)



Abb. 7. Die zerstörte Hartenburg um 1800

Sprachliche Erläuterungen zu den Bauakten über die Hartenburg

Von Ernst Christmann, Saarbrücken

Um unseren Lesern das Verständnis der nicht immer klaren Ausdrücke in den angeführten Bauakten zu erleichtern, hat auf unsere Bitte Herr Dr. E. Christmann, Professor an der Hochschule für Lehrerbildung in Saarbrücken und Leiter der Pfälzischen Wörterbuchkanzlei zu Kaiserslautern, liebenswürdigst folgende Bemerkungen nachträglich beigezeichnet. (Die Schriftleitung.)

Seite 5, I. Spalte, 4. Zeile von unten: *fchroten* = ‚Wein-, Bierfässer auf-, abladen‘, dazu *Weinschröter* = ‚einer, der Fässer auf- und ablädt‘, dann ‚Weinfuhrmann‘. *Faßschrottür* = ‚Türe (Lufe), durch welche Fässer ein- und ausbefördert werden‘.

Seite 6, I. Spalte, 4. und 12. Zeile von unten: *Bawmainster* = ‚Baumeister‘. Noch jetzt spricht man in Teilen der Pfalz das „ei“ in Meister nasal (genäsel), so auch schon im 15. und 16. Jahrhundert, was man durch das „n“ hinter „ei“ ausdrücken will. Entsprechend wird für Meißel und Meise „Mee(n)sel. Mee(n)ß“.

Seite 6, II. Spalte, 14. Zeile von oben: *Drappen* = ‚Treppenstufen‘, 6. Zeile von unten steht dafür *Staffeln*, später auch *Treppen*; noch heute nennt die Südoftpfalz die Treppe „Staffel“, die Nordwestpfalz „Trapp“, die übrige Pfalz „Trepp“. „Schnecken-dritt“ = ‚Tritte (Stufen) in einem Wendeltreppenturm‘.

Seite 6, II. Spalte, 15. Zeile von oben: „Die langen schon“ = ‚die reichen schon aus‘, noch in der Pfalz allgemein gebräuchlich.

Seite 6, II. Spalte, 16. Zeile von oben: „Buchfel“ ist wohl ‚Bosfel(=quader)‘, d. i. Quaderstein mit erhabener vorspringender Mitte der Außenseite, besonders behauen (von franzöf. *bosse*, ‚Erhabenheit‘).

Seite 6, II. Spalte, 3. Zeile von unten, und Seite 7, I. Spalte, 5. Zeile von oben: *Saffer* = ‚Abfall, Unrat‘.

Seite 8, I. Spalte, 19. Zeile von oben: *Borfenster* = ‚Emporfenster, hoch oben angebrachtes Fenster‘.

Seite 9, I. Spalte, letzte Zeile: *Lahendecker* = *Schieferdecker*, von mittel- und niederrheinisch *lei* = *Schiefer*.

Seite 10, I. Spalte, 8. Zeile von oben: *Zieche* = ‚Ueberzug für eine Bettdecke oder ein Kissen‘ (griech.-lat. *theka*); in der Pfalz noch in Gebrauch, besonders in der Zusammensetzung „Bettziech“ (S. 10, II. Spalte, 1. Zeile von oben).

Seite 10, I. Spalte, 9. Zeile von oben: *Leplach*, eig. *Leinlachen* = ‚Lein-, Bett-tuch‘, zweiter Teil heute meist in nbd. Form „Laken“ gebraucht.

Seite 10, I. Spalte, 11. Zeile von oben: *Pfultwen* (von lat. *pulvinus*) = ‚Polster, Kissen‘ noch heute im größten Teil der Pfalz als „Piltwe“ gebraucht; 7. Zeile von unten steht dafür „Pfühl“ (Pfühl) mit gleichem Sinn und gleicher Herkunft.

Seite 10, I. Spalte, 31. Zeile von oben: *gebilt* = ‚gebildet‘; man unterschied und unterscheidet bei uns glattes Gewebe und solches mit eingewobenen Mustern und Verzierungen; letzteres ist „gebild(etes) Tuch“.

Seite 10, I. Spalte, 32. Zeile von oben: *Zwehel*, älter *Twehel* = ‚Tuch zum Abtrocknen‘, Handtuch, zu mhd. *zwahen*, *twahen* = ‚waschen, baden‘; *Handzwehl* (II. Spalte, 22. Zeile von oben) entspricht dem heutigen westpfälzischen „Handzwehl“ und vorderpfälzischen „Handzwechel“.

Seite 10, II. Spalte, 1. Zeile von oben: „Pflaumzige“, richtig *Flaumziede* = ‚Flaumfedern-Ueberzug (für das Bett)‘.

Seite 10, II. Spalte, 5. Zeile von oben: „Marderin Futter“ = ‚Reiderfutter aus Marderfell‘.

Seite 10, II. Spalte, 7. Zeile von oben: „Mardertholen Futter“ = ‚aus Marderfellen zusammengenähtes Reiderfutter‘.

Seite 11, I. Spalte, 8. Zeile von oben: „Desegkin“ ist wohl verschrieben für „Degsekin“, eig. *Dehsekin* = ‚kleines Weil‘.

Seite 11, I. Spalte, 26. Zeile von oben: „Doffet“ = ‚Taffet, Taft (leichter Seidenstoff)‘.

Seite 11, I. Spalte, 18. Zeile von unten: „Bohnet“ (frz. *bonnet*), mhd. *bönit* = ‚Mütze‘.

Seite 11, II. Spalte, 1. Zeile von oben: „Namefas“, richtig *Kanevas* = ‚gitterartiges Gewebe‘.

Seite 11, II. Spalte, 8. Zeile von unten: „Merßelstein“ = ‚Mörser(-stein)‘.

Seite 12, I. Spalte, 14. Zeile von unten: „Bulle“, heute pfälz. „Boll“ = ‚halbfugelige Schöpfstelle‘.

Seite 12, I. Spalte, 8. Zeile von unten: „Eibebenn“. Einzahl richtig *Zibebe* (arab. *zibiba*) = ‚Kosine‘.

Seite 12, I. Spalte, 8. Zeile von unten: „Queßchen“, pfälz. „Quetschen“ = ‚Zweitschen‘.

Der geschichtliche Dr. Faust in pfälzischen Landen

Von Karl Hofmann

1. Heidelberg, Fausts Vaterstadt

Seitdem ich im Dezemberheft des „Schwäbischen Bundes“ 1920 den, wie ich glaube, erfolgreichen Versuch unternommen habe, den Nachweis zu führen, daß Heidelberg die Vaterstadt und Georg Helmstetter der bürgerliche Name des geschichtlichen Dr. Faust gewesen ist, sind drei mir bekannt gewordene Aufsätze erschienen, die den von mir geführten Nachweis erwähnen, ihn aber nicht als solchen gelten lassen wollen: 1. Dr. Faust aus Heidelberg? Von Dr. Hoenninger („Badische Post“ 11., 13. und 14. Dez. 1920). 2. Name und Herkunft des geschichtlichen Faust. Von Dr. jur. R. Blume (Februarheft des „Schwäbischen Bundes“ 1921). 3. Dr. Faust. Von Hermann Röger, Maulbronn (Sonderbeilage Nr. 6 des Staatsanzeigers für Württemberg 1923). Der Zeitungs-aufsatz von Hoenninger stellt einfach in Abrede, daß Faust mit Heidelberg etwas zu tun habe, ohne irgend etwas wesentlich Neues bringen zu können. R. Blume erklärt in seiner Darlegung: „Ohne die Beweisführung hierzu im einzelnen zu widerlegen, soll hier nur betont werden, daß demgegenüber gewichtige Bedenken stehen.“ Endlich meint Hermann Röger nach Erwähnung von Hoenningers und Blumes Ausführungen über Faust: „Wir wollen uns bei Hofmanns Erzählungen (sic!) nicht weiter aufhalten und uns mit der Feststellung begnügen, daß seine Beweisführung keinesfalls schlüssig ist.“ Alle drei verfechten dann die Anschauung, und Blume will dies sogar noch mit Hilfe von Dertlichkeitsbezeichnungen und Flurnamen aus Knittlingen glaubhaft machen, daß nach der angeblichen Bemerkung Philipp Melanchthons Knittlingen bei Bretten der Geburtsort des geschichtlichen Faust sei.

Auch in dem kurzen Aufsatz: „Hat der geschichtliche Faust in Heidelberg studiert?“ in „Mein Heimatland“ 1925, Seite 130 f. ist es R. Blume nicht gelungen, neue Beweisgründe zu bringen. Ebenföwenig war er in der Lage, zur Frage des geschichtlichen Dr. Faust in seiner Arbeit „Deutungen und Erläuterungen der Eigennamen in den Volksbüchern von Dr. Faust“ (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins NF. Bd. 40, S. 273 ff.) irgend etwas Neues zu bieten. Im Gegenteil, in beiden Ausführungen findet sich der bei Mutian erwähnte Beiname Fausts wieder als „Hedbergensis“, trotzdem ich in meinem Aufsatz von 1920 diese Stelle als „Hedelbergensis“ richtiggestellt habe.

In der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins (NF. Bd. 46, Seite 231 ff., 1932) geht Otto Bremer in seinem Aufsatz: „Auf der Suche nach der

Heimat des geschichtlichen Faust“ wieder auf das Faustbuch von Georg Rudolf Widmann aus dem Jahre 1599 ein, das „die Mark Sondheimel“ als Heimat Fausts angibt. Aus „paläographischen und sachlichen Gründen“ sei, so meint Bremer, das von Dünzer vor 90 Jahren geänderte „Semitheus“ an Stelle des von Mutian überlieferten „Helmitheus“ vorzuziehen und mit „Halbgott“ zu übersetzen. An Stelle der von mir genannten Heidelberger Steuerrolle von 1439 setzt er 1493 und meint auch, der dort erwähnte „Handwerksmeister habe sich Peter Meister genannt“. Nach Bremer spreche die Angabe Melanchthons, die er aber selbst eigentlich in seiner Schlußfolgerung dann verwirft, gegen die Herkunft aus Heidelberg; und Knittlingen bei Bretten werde ebensöwenig der Geburtsort Fausts gewesen sein. Endlich sucht er wahrscheinlich zu machen, daß nach Widmanns obiger Angabe entweder Kneitlingen oder Helmstedt in Braunschweig Fausts Heimat sei.

Neue Tatsachen haben all diese Arbeiten über den Namen und die Herkunft des geschichtlichen Faust nicht gebracht. Darum mögen meine vor 17 Jahren gefundenen Ergebnisse nochmals unter neuen Gesichtspunkten mit teilweise neuen Hinweisen hier dargelegt werden.

Nach dem Vorgang von Wittowski (Der historische Faust, Deut. Zeitschrift für Geschichtswissenschaft NF. Bd. 1 1896/97) halten es auch Hoenninger, Blume und Röger für erwiesen, daß Knittlingen der Geburtsort des geschichtlichen Faust sei. Sämtliche stützen ihre Ansicht auf ein mündliches, von dem Melanchthonschüler Johannes Manlius aus Ansbach im Jahr 1563 (Locorum communium collectanea Seite 43 f.) überliefertes Melanchthonwort: „Novi quemdam nomine Faustum de Kundling, quod est parvum oppidum patriae meae vicinum (ich kannte jemand, Faust mit Namen, aus Knittlingen, das eine kleine, meiner Heimat benachbarte Stadt ist). Nun sagt aber diese Bemerkung nichts anderes, als daß zu Melanchthons Zeit in Knittlingen bei Bretten eine Familie Faust lebte, wie im 15. und 16. Jahrhundert auch in andern Orten der weiteren Umgebung, so z. B. in Planstadt bei Heidelberg, in Lindenfels im Odenwald, in Gerau, Utschaffenburg und Frankfurt nach Ausweis der Matrikel der Universität Heidelberg. Dabei ist aber der Name Faustus nicht einmal deutsch, wie später gezeigt werden soll, sondern lateinisch! Es lag also schon bei Melanchthon-Manlius eine Verwechslung vor, d. h. eine Gleichsetzung des deutschen Familiennamens mit dem lateinischen Beiwort „faustus“ (= glücklich),

das dann allerdings auch als Beiname erscheint. Der Melanchthonschüler und spätere Arzt in Grave, Johannes Weyer, übernahm dann in der vierten Ausgabe seines Buches: *De praestigiis daemonum* (Basel 1568) neben nachweisbar andern Stellen über Faust, auch „Kundling oppidulum“ als dessen Geburtsort. Da die vor 1563 erschienenen Ausgaben seines Buches davon nichts wissen, so kann nur des Manlius Schrift die Quelle dafür sein; außerdem entspricht das „Kundling oppidulum“ Weyers genau dem „Kundling, parvum oppidum“ bei Manlius.

Ein weiterer Zuhörer Melanchthons in Wittenberg war der spätere Professor Hermann Witekind in Heidelberg, (Dez. 1568 bis Juni 1569 Rektor der Universität), der sich den Schriftstellernamen (Decknamen) Augustin Lerchheimer beilegte. In seiner 1585 erschienenen Schrift (1597 letzte von ihm besorgte Ausgabe) „Wider den Heyenwahn“, schreibt er nun von Faust: „Er ist gebürtig gewesen auß eim Flecken, genant Knittling, ligt im Wirtemberger lande an der Pfälzischen grenze.“ Bei der Uebernahme der von Melanchthon herrührenden Bemerkung verbessert er nun den Ortsnamen „Kundling“ richtig in Knittlingen; denn als Heidelberger Professor wußte er hierin genau Bescheid; das zeigt auch sein Zusatz „im Wirtemberger lande an der Pfälzischen grenze“. Auch der Sohn des Melanchthonbiographen Joachim Camerarius, Philipp Camerarius, nennt, seiner Quelle folgend, als Fausts Geburtsort „Cundlingen“ in seinem Buch: „Operae horarum subcisivarum sive Meditationes“ Frankfurt 1602 (zweite Ausgabe, Kapitel 70). Wolfgang Büttner und Steinhard zeigen ebenfalls durch die Angabe „Kündlingen bei Bretta“ im Jahrzehnt vorher ihre Abhängigkeit von Melanchthon-Manlius nur zu deutlich. Endlich kann auch die handschriftliche Bemerkung auf einem Exemplar der „Occulta Philosophia“ des Agrippa von Nettesheim in der Universitätsbibliothek Freiburg (Erscheinungsjahr 1533) nicht beweiskräftig sein. Denn sie ist wortwörtlich dem Buch des Manlius „Locorum communium collectanea“ (Basel 1563) entnommen und stammt also aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Demnach sind also alle bis jetzt nachgewiesenen Faustangaben, die als Geburtsort Knittlingen nennen, einzig und allein auf jene angeblichen Worte Melanchthons bei Manlius zurückzuführen; sie haben also alle nur den Wert einer einzigen, mittelbaren Quelle zweiter Ordnung, die ohnedies erst aus der Zeit nach Fausts Tod stammt.

Nun hätten wir uns noch mit den Angaben über die Herkunft Fausts auseinanderzusetzen, die in den beiden ältesten Faustbüchern enthalten sind. Das Spießsche Faustbuch von 1587 nennt als Heimat Fausts „Rod bey Weimar“ und die Ausgabe von 1589 „Rod bey Sena, Wei-

marischer Herrschaft“. Der Verfasser des Buches war nach der Angabe des Druckers aus Speyer, vielleicht gar aus Heidelberg, wo Spieß schon 1582 und 1583 gedruckt hatte, also aus Oberdeutschland, ein Rheinfranke. Pfälzische Ausdrücke, wie „festenbraun“, „geel und schegget“, „Dmeifen“ weisen vielleicht auch nach Heidelberg, ebenso „Löwenpfennig“ auf das Wappen der Pfalz und Heidelbergs hin. Er verlegt darum die bekannte oder unbekante Heimat des Schwarzkünstlers in den entgegengesetzten Reichsteil, nach Nordostdeutschland. Was lag ihm da näher, als ihn in Sachsen geboren werden zu lassen, das bei den Franken von jeher in einem ähnlichen Ruf stand wie Nazareth in Judaea! „Was kann von Sachsen gutes kommen?“ Schon der mittelhochdeutsche Dichter, der König vom Odenwald, aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, macht eine ähnliche Andeutung. Auch Schildau (Schilda), der Schauplatz der Streiche der Schildbürger, liegt im Land Sachsen im Kreis Torgau und Regierungsbezirk Merseburg! Roda ist benachbart der Stadt Rahl, die mit dem schon früher in ähnlichem Sinne bekannten Rahlenberg zusammengebracht wird. Von der Stadt Ralau ganz zu schweigen.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Angabe des Georg Rudolf Widmann in dem Faustbuch von 1599. Auch er ist, wie der Verfasser des ältesten Faustbuchs, aus Oberdeutschland, aus Schwäbisch-Hall an der Grenze zwischen Schwaben und Franken. Er nennt als Wohnsitz der Eltern Fausts die Markt Sondwedel (Goldwedel = Salzwedel) die alte „Nordmarkt“, mit Salzwedel als dem ehemaligen Grafensitz, im 16. Jahrhundert zum Herzogtum Braunschweig gehörig. Schöppenstedt, ein zweites Schilda, liegt in der Nähe und dazu noch Kneitlingen, der angebliche Geburtsort von Till Eulenspiegel! Im Jahr 1515 war die erste Ausgabe von Till Eulenspiegel in hochdeutscher Sprache zu Straßburg erschienen und 1519 daselbst die zweite; es war im 16. Jahrhundert vielleicht neben dem Lalenbuch (Schildbürger) das bekannteste und beliebteste Volksbuch. Uebrigens war auch der Vater Georg Rudolf Widmanns der Herausgeber einer Fassung der Schwänke des Pfarrers von Rahlberg.

Die Frage nach Fausts Vornamen weist auf den nämlichen Weg: Manlius, Weyer, Lerchheimer und Camerarius nennen ihn Johannes, und nach ihnen die Volksbücher. Johannes ist der Vorname des Fausts der Sage. Könnte nicht Melanchthon-Manlius durch ein Versehen bei einer Nachfrage an der Universität Heidelberg auf den Namen des Johannes Fust gestoßen sein, der am 3. Dezember 1506 dort als Hörer eingeschrieben ist und am 15. Januar 1509 daselbst Bakkalaureus wurde? Am 14. Oktober des Jahres 1509 erscheint „Philippus Swarherd de Brettheim“ (Melanch-

thon) in Heidelberg immatrikuliert! Nur die Faustgeschichten von Kophirt (Urschrift in der Landesbibliothek in Karlsruhe) um 1575 nennen den Namen Georg.

Wie kam Goethe dazu, seinem Faust den Namen Heinrich zu geben? Im Verzeichnis der Hörer an der Universität Heidelberg steht unterm 21. Juni 1521 *Henricus Faust de Gerau!* Und in Wittenberg wurde an Ostern 1522 ein *Henricus Faust de Groneberg* als Hörer eingeschrieben!

Nun eine weitere Frage. Ist der Name Faust der, wie gezeigt, im 15. und 16. Jahrhundert schon nicht seltene deutsche Familienname, der von „Die Faust“ abgeleitet ist, oder haben wir das lateinische Wort „*faustus*“ (glücklich) vor uns, das als Beinamen zunächst erscheint, um später als Familienname gebraucht zu werden? Für das letztere sprechen vorerst schon verschiedene Umstände. Nach dem Brief des Sponheimer Abtes Tritheim vom 20. August 1507 an den Astrologen Johann Biringus in Heidelberg (*Joannis Trithemii Sponheimensis Epistolarum familiarum libri duo, Haganoae 1536 S. 312—314*) nannte Faust sich: *Magister Georgius Sabellicus, Faustus iunior*. Einmal führt er hier den Magistertitel, dann legt er sich zu seinem Taufnamen Georg als Wahrsager den Namen des im Jahr zuvor verstorbenen italienischen Humanisten und Geschichtsschreibers *Marcus Antonius Coccius Sabellicus* bei und zum Ueberfluß noch, um sein Können zu beweisen, wie es scheint, den Namen des damals noch lebenden, erst 1517 gestorbenen Humanisten und poeta laureatus *Publius Faustus Andrelinus*; zugleich nennt er sich aber wohl diesem gegenüber „*Faustus iunior*“ (= der jüngere Faustus). Im Gegensatz zu diesem französischen Faustus erwähnt ihn dann der Schweizer Ludwig Lavater (*De spectris*, Zürich 1578) als *Faustus germanus* (= deutscher Faustus).

In dem genannten Brief Tritheims vom 20. August 1507 tritt also der geschichtliche Dr. *Georgius Faustus* zum erstenmal auf, der in der Melanchthonüberlieferung nebst den Faustbüchern als *Johannes Faust* erscheint. Unter dem 3. Oktober 1513 findet er abermals Erwähnung in einem Briefe, den der Humanist *Mutianus Rufus* aus Erfurt an seinen ehemaligen Schüler *Heinrich Urbanus* schrieb: „*Venit octavo ab hinc die quidam chiromanticus Erphudium nomine Georgius Faustus Helmitheus Hedelbergensis*.“ Die ersten beiden Wörter der neuen Benennung sind bereits erklärt, und *Hedelbergensis* (Heidelberg in der Mundart des Pfälzers damals wie heute „*Hedelberg*“) kann nichts anderes sein als Herkunftsort, d. h. aus Heidelberg. Aber *Helmitheus*? Man wollte schon das „*l*“ als Schreibfehler streichen und dann *Hemi-*

theus als „*Halbgott*“ deuten. Ein Schreibfehler ist allerdings in *Helmitheus* enthalten; aber das „*l*“ muß stehen bleiben und statt dem „*i*“ ist ein „*s*“ zu lesen, so daß der Ausdruck *Helmsheus* lautet. Die Nachricht steht nämlich in einem Briefband, in der Stadtbibliothek Frankfurt a. M. (F. 120 Fl. 96r—97r), und der Abschreiber muß statt dem *s* der Urschrift ein *i* gelesen und geschrieben haben; bei einer Vergleichung der beiden Buchstaben in der Schriftform um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts ist dies auf den ersten Blick einleuchtend. *Helmsheus* aber heißt nun auf deutsch nichts anderes als „*Helmster*“ in der Mundart und „*Helmstetter*“ im Neuhochdeutschen, das den eigentlichen Familiennamen darstellt. Der Wahrsager, der eine Woche vor dem 3. Oktober 1507 nach Erfurt kam, hieß also mit seinem einfachen bürgerlichen Namen *Georg Helmstetter* aus Heidelberg.

Damit stimmt auch eine Mitteilung überein, die der Rebdorfer Prior *Kilian Leib* in sein Wettertagebuch gemacht hat (Hof- und Staatsbibliothek München, Mitteilung des Wortlauts und photographische Nachbildung des fraglichen Blattes in der *Rieslerfestschrift „Beiträge zur bayrischen Geschichte, Gotha 1913 Seite 92*). Dieser hat in der ersten Hälfte folgenden Wortlaut: „*Georgius faustus helmstet quinta feria junii dicebat, quando sol et jupit sunt in eodem unius gradu anni, tunc nascuntur prophete (utpote sui similes)*.“ (= *Georgius Faustus helmstet(er)* sagte am 5. Juni (1528) aus, wenn Sonne und Jupit(er) in ein und demselben Sternzeichen stehen, werden Propheten geboren (wie seinesgleichen). So wie bei dem Wort „*Jupit*“ mit dem an das *t* angehängten Abkürzungsstrich „*Jupiter*“ gelesen werden muß, ist auch für *helmstet* „*helmsteter*“ zu setzen. Da der Astrologe sich für einen in glücklicher Stunde Geborenen hält, so ist damit ein Hinweis auf den Beinamen *Faustus* (glücklich) gegeben. Dies ist also, wie oben bereits dargetan, lateinisches Beiwort und nicht deutscher Familienname. Daß der unter dem 5. Juni 1528 Erwähnte kein anderer sein kann als *Georg* (*Faustus*) *Helmstetter* (aus Heidelberg), bedarf keines weiteren Nachweises.

Endlich findet sich in einem Ratsprotokoll der Stadt Ingolstadt vom 17. Juni 1528 der Eintrag: „*Dem Wahrsager soll befohlen werden, daß er zu der Stadt ausziehe*.“ Und in dem Verzeichnis der „*Berwiesenen*“ derselben Stadt ist der Vermerk eingetragen: „*Am Mittwoch nach Viti 1528 ist einem, der sich genannt hat Dr. Jörg Faustus aus Heidelberg, gesagt worden, daß er seinen Pfennig anders wo verzehre*.“ Aus dieser dreimaligen, unter sich vollständig von einander unabhängigen, urkundlichen oder aktenmäßigen Erwähnung geht klar hervor, daß der in Frage stehende

Mann (Dr.) Georg Helmstetter hieß und aus Heidelberg war: Der geschichtliche Faust!

Man hat es bis jetzt auffallend finden wollen, daß in der Ueberlieferung und Sage kein Zug mehr vorhanden sei, der auf Heidelberg als Vaterstadt Dr. Fausts hinweise. Dem ist aber nicht so! Schon das Faustbuch, das Georg Rudolf Widmann im Jahre 1599 zu Hamburg erscheinen ließ, mit einer aus Schwäbisch-Hall unter dem 12. September dieses Jahres geschriebenen Vorrede und Widmung an den Grafen Georg Friedrich von Hohenlohe (Neudruck Stuttgarter literar. Verein 1880. 21. Kapitel), weiß zu erzählen:

Dr. Faustus führte einen jungen Pfalzgrafen gen Heidelberg.

Die Erzählung lautet dort: „Es hat ein junger Pfalzgraf zu Wittenberg studiert; der erfuhr, daß der König von Frankreich würde gen Heidelberg stattlich ankommen, da man vielerlei Turniere und Spiele halten und üben würde. Nun wünschte dieser junge Herr, solcher Lustbarkeit beizuwohnen und zuzusehen. Er ging deshalb zu dem Dr. Faust und ersuchte ihn mit großer Verheißung, daß er ihm in dieser Sache möchte behilflich sein. Dr. Faust ließ sich bereden und richtete ihm ein Pferd zu, darauf sollte er sitzen und dasselbe stracks nur fortlaufen lassen, denn es würde selbst den Weg finden. Er wollte sich aber zuvor mit Essen und Trinken erlaben, denn da würde kein Ausspannen mehr, denn bis gen Heidelberg sein. Wenn er dann dahin bis an das Stadttor kommen würde, so sollte er dem Pferd den Zaum herabtun und ihn vergraben. Wenn er dann das Pferd wieder bedürfe, so sollte er den Zaum wieder herausgraben und ihn dreimal schütteln, so würde das Pferd vorhanden sein. Der junge Fürst aus Freuden saß auf; da ging das Pferd von Post zu Post so geschwinde, wie ein Bolzen von der Sehne kam in 7 Stunden hinab, und da die Sonne schon wollt untergehen, kam er vor das Tor, stieg allda ab, vergrub den Zaum, das Pferd aber eilte wieder hinweg. Der junge Herr ging zu Hof, da ward er erkannt und zeigte es dem Kurfürsten an. Der forderte ihn und die weil der junge Fürst sah, daß allda nur des Königs Gesandten angekommen waren, eilte er noch bei Nacht zu der Stadt hinaus, grub den Zaum heraus und schüttelte ihn dreimal. Als bald kam das Pferd wieder und er kam noch des Nachts drei Meilen von Heidelberg, und morgens ganz früh am Tag war er wieder in Wittenberg in seiner Herberge.“

Ferner erzählt Augustin Lerchheimer (Bedenken von der Zauberei 1583 Blatt 19), der Heidelberger Professor und Rektor der dortigen Universität 1568/69, nachfolgende Geschichte:

„An dem Hof zu S. war ein Geselle, der seinen Gästen ein seltsam schimpflich Gaukelspiel machte. Nachdem sie gegessen hatten, begehrten sie, darum sie vornehmlich kommen waren, daß er ihnen zur Lust ein Gaukelspiel vorbringe. Da ließ er aus dem Tisch eine Rebe wachsen mit zeitigen Trauben, deren vor jedem eine hing; hieß jeglichen die seine mit der Hand angreifen und halten und mit der andern das Messer an den Stengel setzen, als wenn er sie abschneiden wollte; aber er sollte bei Leibe nicht schneiden. Darauf ging er aus der Stube und kam wieder: Da saßen sie alle und hielten sich ein jeglicher selber bei der Nase und das Messer darauf. Hätten sie geschnitten, hätte ein jeder sich selbst die Nase verwundet.“

Zu der ersten Erzählung wäre noch zu bemerken, daß der Großvater des Herausgebers des Faustbuches von 1599, Georg Rudolf Widmann von Schwäbisch-Hall, am 9. April 1534 an der Universität Heidelberg als Hörer eingeschrieben und hier am 12. Dezember 1536 Bakkalaureus wurde. (Coepfe, Matrikel der Universität S. I 377.) Nach derselben Quelle (II 547) heißt es unterm 17. Juni 1550: „Magister Georgius Rudolfus Widmann, imperialis civitatis Hale syndicus . . . in ecclesia regali S. Spiritus . . . licentiam adeptus est“ und zwar, wie dazu weiter gesagt wird, in Anwesenheit des Pfalzgrafen Heinrich von Bayern und des Bischofs von Worms. In sachlicher Hinsicht wäre noch zu erwähnen, daß bei dem fraglichen Pfalzgrafen, der in Wittenberg studierte, an Pfalzgraf Wolfgang gedacht werden könnte. Dieser war von 1514 bis 1515 an der dortigen Universität. Es ist derselbe, der im Jahre 1518 dem damaligen Augustinermönch Martin Luther bei seinem Aufenthalt in Heidelberg besondere Aufmerksamkeit erwies.

Bezüglich der von Lerchheimer-Witekind berichteten Weintraugeschichte darf daran erinnert werden, daß der Erzähler als kurpfälzischer Professor mit der Angabe des Ortes, wo sie sich abgespielt habe, vorsichtig war. Witekind hat darum den Hof zu S. genannt, aber ohne Zweifel Heidelberg gemeint. Der „Geselle“, der den Gästen das Gaukelspiel vormachte, könnte nach den umlaufenden Faustsagen nur Dr. Faust gewesen sein, von dem sie der erwähnte Camerarius nach Weyer ohne die Ortsbenennung bei Lerchheimer erzählt.

Doch nach diesem kurzen Hinweis wieder zu dem geschichtlichen Dr. Georg (Faust) Helmstetter aus Heidelberg. Schon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts lebte tatsächlich in Heidelberg eine Familie Helmstetter. In der ältesten Heidelberger Steuerrolle vom Jahre 1439 (General-Landesarchiv Karlsruhe, Verain 3482) findet sich in dem Verzeichnis der Angehörigen der Schmiedezunft auch ein „Peter, Meister von Helmstat“. Nach dem Namensverzeichnis des Abdrucks der Steuer-

rolle (Neues Archiv für Geschichte der Stadt Heidelberg III 276) ist „Meister“ von dem Herausgeber als Familienname aufgefaßt, was es keinesfalls sein kann. Meines Wissens wird das Wort Meister im 15. Jahrhundert nirgends als Familienname bezeugt. Es handelt sich hier vielmehr um den Münzmeister Peter, der aus dem pfälzischen Helmstadt nach Heidelberg gekommen war und dort ansässig wurde. Zur Schmiedezunft zählte auch der Münzmeister, und dieser ist der einzige, der den Titel „Meister“ führt. Als nicht zu einer Zunft gehörig, wird später noch der „meister (= magister artium) Hans des münzenmeisters sone“ erwähnt. Wie die Nachkommen des in der Steuerrolle unmittelbar vorausgehenden Heinrich von Borberg auch sonst, wie z. B. in dem Hörerverzeichnis der Universität, einfach auch „Borberg“ oder „de Borberg“ genannt werden, so war es sicher auch bei Meister Peter von Helmstadt und seinen Abkömmlingen. Da sich in dem nächsten Einwohnerverzeichnis der Stadt Heidelberg vom Jahre 1488 der Name Helmstat oder Helmstetter nicht mehr findet, muß angenommen werden, daß die Familie unterdessen ausgestorben oder wieder abgewandert war.

Peter, Meister von Helmstadt (Peter Helmstetter) könnte also wohl der Großvater des am 9. Januar 1483 in Heidelberg an der Universität als Hörer eingeschriebenen Georgius Helmstetter, Dioeceseos Wormaciensis (Coepke, Matrikel der Universität S. I 370) sein, der nun als der geachtliche Dr. Faustus anzusehen ist.

Helmstetter (Faustus) wäre, wenn man das damals übliche Alter beim Uebergang zur Hochschule mit sechzehn Jahren annimmt, im Jahre 1466 oder 1467 geboren. In den Aufzeichnungen der Universität begegnet uns sein Name in den achtziger Jahren noch mehrmals. Diese Bemerkungen verbreiten auch einiges Licht auf die Begabung und den Bildungsgang des Münzmeistereiens, der, wenn auch unter etwas verändertem Namen, schon ein halbes Jahrhundert später Weltruf besaß.

Schon am 12. Juli 1484, nach genau drei Halbjahren, wurde Helmstetter „baccalaureus artium viae modernae“ (Coepke I 370). Mit ihm unterzogen sich zugleich der ersten akademischen Prüfung in der neuen, realistischen Richtung der scholastischen Philosophie am nämlichen Tag: „Remigius Wurm de Wingarten, Johannes Textor de Grötzingen, Michael Furfeld de Sinsheim, Johannes Streffler de Vaihingen, Laurencius Carnificis de Ingviller“ (Coepke I 370). Aus einem anderen Eintrag (Universitätsarchiv I B, 49 Fol. 113) geht hervor, daß der Bakkalaureuskandidat unter anderen Mängeln auch noch nicht das vorschriftsmäßige Alter gehabt hatte. Die Stelle lautet: „Anno quo supra (1484) die ultima mensis junii congregatione magistrorum de facultate arcium facta omnes defectus baccalaureandorum

delati sunt ad aures praefate facultatis arcium et discussi et cum Jorio de Helmstat, qui defectus temporis et alios habuit, dispensatum fuit, quod haberet magistrum pro eo deponentem.“ Selbstverständlich kann dieser „Jorius de Helmstat“ niemand anders sein als der unter dem 9. Januar 1483 genannte „Georgius Helmstetter“.

Unter dem Dekanat des Magisters Jodocus Brechtel von Rorbach bestand Helmstetter dann am 1. März 1487 als zweiter unter zehn seine Doktorprüfung. Der Eintrag in dem Album magistrorum (Coepke II 416) lautet: „Anno 1487, 1 Martii ad licentiam in artibus (in via modernorum) sequentes sunt admissi baccalaurei et . . . ordine, ut sequitur, locati: 1. Jacobus Flore de Heidelberga, 2. Jeorius Helmstadt, 3. Jeorius Rommel de Gundelfingen, 4. Jodocus Gluck de Hammelburg, 5. Leonardus Emrich de Udenheim, 6. Marcus Barth de Durlach, 7. Johannes Wydmann de Wangen, 8. Petrus Bushner de Sultzbach, 9. Christmanus Lang de Butzbach, 10. Henricus Mol de Biberach.“ Es ist eigentlich überflüssig, darauf hinzuweisen, daß der hier erwähnte Jeorius Helmstadt, Jorius de Helmstat (1484) und Jeorius Helmstetter (1483) ein und dieselbe Persönlichkeit ist. Auf Helmstetters Doktorprüfung bezieht sich auch der Eintrag im Universitätsarchiv (I 3, 48 Fol. 123): qui solum bis magistro ordinarie respondit quod in proxima disputatione ante suum temptamen tertiam responsacionem compleat.“

Als wohlbestandener Magister verblieb Helmstetter noch einige Zeit an der Heidelberger Hochschule; dies beweist die Bemerkung „determinavit“, d. h. bei der Ueberreichung der „insignia magistralia“ verpflichtete er sich zu mindestens noch zweijährigem Aufenthalt an der Universität. Auf seine neue Tätigkeit als Lehrer bezieht sich endlich noch der letzte Eintrag (Universitätsarchiv I 3, 49, Fol. 123): Anno qui supra (1487) XX die mensis martii magister Jeorius Helmstadt prestitit iuramentum pro introitu liberarie inferioris. Drei Wochen nach seiner Promotion, am 20. März 1487, also, leistete er den für die Benützung der unteren Bibliothek vorgeschriebenen Eid.

Wie lange Zeit noch dauerte also wohl Dr. Georg Helmstetters ständiger Aufenthalt in der Neckarstadt? Da nach dem obenerwähnten Einwohnerverzeichnis vom Jahr 1488 sein Vater schon tot oder wenigstens nicht mehr ortsanwesend war, mag er dann vielleicht mit dem Gedanken, daß kein Prophet etwas in seinem Vaterland gilt, in die Welt hinausgegangen sein. Dort traf ihn 18 Jahre später der Abt Tritheim bei Gelnhausen als „Georgius Sabellicus Faustus iunior“, und 1520 war er nachweisbar am Hof des Fürstbischofs von Bamberg unter dem Namen „Doktor Faustus philosophus“ (Vierteljahresschrift für Literaturgeschichte 3, 177).

Von dem Tod Fausts berichtet die Zimmerische Chronik (herausgegeben von August Barack, 2. Auflage, Freiburg und Tübingen 1881 Bd. I, 529) nachdem kurz vorher von dem Reichstag zu Regensburg aus dem Jahr 1541 die Rede gewesen war: Es ist umb die zeit der Faustus zu oder doch nit weit von Staufen, dem stettlin im Breisgau, gestorben... Ist ein alter Mann worden.“ Dieselbe Chronik schreibt sogar an anderer Stelle (I 577) noch, sein Tod sei „in großem Alter“ erfolgt. Die Mitteilung von Melancthon-Manlius vom Jahr 1563: „Ante paucos annos“ sei „Johannes Faustus... in quodam pago ducatus Wirtembergensis“ gestorben, muß demnach ebenfalls auf einem Irrtum oder einer Verwechslung beruhen, wie die oben erwähnte Angabe über den Namen und den Geburtsort. Bedeutungsvoll ist auch die Nachricht der Chronik, Faust sei (um 1540) „in großem Alter“ gestorben. Nach meiner Darlegung und Berechnung wurde Georg Helmstetter (Faust) 1466 oder 1467 geboren; er stand also seinem Tode um 1540 oder 1541 in der Mitte der siebziger Jahre, also wie die Zimmerische Chronik mit Recht sagt: „in großem Alter“.

2. Faust in Borberg.

Schon zwölf Jahre nach dem Erscheinen des ältesten Faustbuchs von Spieß in Frankfurt a. M. gab Georg Rudolf Widmann aus Schwäbisch-Hall sein Faustbuch im Jahr 1599 zu Hamburg heraus, das im Jahr 1846 in Scheibles Kloster wieder zum Abdruck kam. Dort (Bd. I, 518) steht die Faustgeschichte, die Borberg zum Schauplatz hat, mit der Ueberschrift:

Dr. Faustus ergreift einen Regenbogen mit der Handt.

Es verreisten etliche Rauffleut mit D. Fausto hinab gehn Franckfurt in die Meß, und kamen auff dem Ottenwaldt abendts in ein Stettlein Borßberg, da der ein Rauffmann dem Kelner verwandt war, der berufft sie allesamt hinauff auf das Schloß, welches ziemlich hoch liegt. Indem sie einander ziemlich mit trinken zusezten, sahe es gahr trübe am Himmel (denn es war vormittag ein schöner tag gewesen) als ob ein Wetter kommen wolt. Da sagt einer, der am Fenste hinaus sahe: „Es stehet ein schöner Regenbogen am Himmel.“ D. Faustus, als er solches höret, und damals mit der Karten spielet, stund von dem Tisch auff, und sahe hinauß und sagte: „Was soll es gelten, ich will diesen Regenbogen mit der Handt ergreifen.“ Da lieffen die andern, die solches hörten, vom Tisch, diesem unmöglichen Ding zuzusehen, denn der Regenbog stundt gar weit von der Gegend umb Borberg herumb. D. Faustus streckt die Handt herauß, alsbald ging der Regenbog über das Stettlein hin, gegen dem Schloß zu, bis an das Fen-

ster, das also D. Faustus den Regenbogen mit der Handt faßt und auffhielt. Sagt auch darauff, so auch die guten Herrn wolten zusehn, so wolte er auff diesen Regenbogen sitzen und darvon fahren; aber sie wollten nicht und baten dastür. Als bald zog Faustus die Handt ab, da schnellt der Bog hinweg, und stundt er wieder wie zuvor an seinem Ort.

Diese Erzählung ist so bestimmt und in allen ihren Einzelheiten so genau, daß ihr wohl eine wirkliche Begebenheit zugrunde liegen muß. Im Juni des Jahres 1523 war Städtchen und Burg Borberg vom Schwäbischen Bund den Rittern von Rosenberg im Verlauf eines Kriegszugs weggenommen worden. Nachdem es sofort durch Kauf in den Besitz des Kurfürsten von der Pfalz übergegangen war, wohnte ein pfälzischer Amtmann auf dem Schloß: Es war Daniel von Treutwein aus Schwäbisch-Hall bis zum Jahr 1535. Einer der zur Frankfurter Messe reisenden Kaufleute war wohl mit dem Amtmann verwandt; daher der Besuch. Wie Georg Rudolf Widmann zu der Erzählung kam, ist daher ebenso leicht verständlich: Er war ja der Landsmann des Borberger Amtmanns. Das Ereignis ist demnach wohl ziemlich sicher in die Zeit von 1525 bis 1535 zu setzen.

Das Faustbuch des „Christlich Meinen den“ vom Jahr 1725 (Neudruck Stuttgart 1891 Seite 16) gibt die Erzählung wieder, aber ganz kurz, sozusagen nur als Inhaltsangabe, nachdem es seine Vorlage, die Bearbeitung des Widmannschen Buchs von Pfitzer vom Jahr 1674 ebenfalls aufgenommen hatte.

Eine weitere Faustsage, die das Schloß Borberg zum Schauplatz hat, ist die Erzählung von dem Zaubergarten.

Als sich Dr. Faust in Heilbronn aufhielt, kam er öfters auf die Burg Borberg. Da ging er einstmals mit den Frauen des Schlosses an einem kalten Wintertag in den Gartengängen an der Ostseite der Burg spazieren. Als diese über die Kälte klagten, ließ Faust sogleich die Sonne warm scheinen, den zuvor schneebedeckten Boden grünen und die schönsten Veilchen daraus hervorsprossen. Dann begannen auf sein Geheiß die Bäume zu blühen, und bald reiften nach dem Wunsch der Frauen daran Aepfel, Birnen, Pflirsche und Pflaumen; ja sogar Weinstöcke ließ der Doktor wachsen und Trauben tragen. Dann forderte er die Damen auf, sich eine Traube abzuschneiden, aber nicht eher, als bis er das Zeichen gebe. Schon langten sie nach den süßen Früchten, da ließ er die Verblendung von ihren Augen fallen, und es sah dann jede, wie sie das Messer an die eigene Nase gelegt hatte. Der Teil des Gartens, wo dies geschah, wird seitdem Veilchengarten genannt.

Diese Sage wurde erstmals in „Mones Anzeiger für Kunde teutscher Vorzeit 1838“ (Nr. 27 S. 226) von Bernhard Baader nach mündlicher Ueberlieferung mitgeteilt. Eine ähnliche Erzählung findet sich auch in den „Deutschen Sagen“, herausgegeben von den Brüdern Grimm (Bd. 2, zweite Auflage 1866, Seite 170 ff.).

Albertus Magnus, der Abt des Predigerklosters bei Köln, läßt dort am Dreikönigstag 1248 dem deutschen König Wilhelm von Holland den Klostergarten sich in einen solchen Wundergarten verwandeln. Der Höhepunkt der Geschichte, der Schlupfsack mit den gefährdeten Nasen, fehlt dabei. Da der Burgherr von Borberg, Krafsto von Borberg, Albertus Magnus während dessen Aufenthalt in Würzburg beim Bischof kennengelernt haben muß, so ist es denkbar, daß Albertus auch auf Burg Borberg zu Besuch war, zumal es dem Würzburger Bischof gelungen war, im Streit zwischen den Staufern und Wilhelm seinen Hofkämmerer Krafsto auf die Seite des Gegenkönigs zu ziehen. Die Erzählung vom Zaubergarten mag demnach in Borberg bodenständig gewesen und im 16. Jahrhundert auf Dr. Faust übertragen worden zu sein. Die Brüder Grimm haben die Geschichte Tritheims „Chronicon monast. Spanheim“ entnommen. In Augustin Lerchheimers „Bedenken von der Zauberey“ (Blatt 19) findet sich ein ähnlicher Bericht mit der Ueberschrift „Die Weinreben“. Darnach läßt ein „Geselle“ (= fahrender Geselle) am Hof zu H. (= Heidelberg?) aus dem Tisch eine Rebe mit zeitigen Trauben wachsen. Nach dem ältesten Faustbuch von 1587 ist die Erzählung Lerchheimers auf Dr. Faust übertragen, der das Gaukelspiel in einer Reichsstadt auführt. Nach demselben Buch zaubert Faust zu Anhalt dem Grafen daselbst ein Schloß auf eine Anhöhe und läßt dort, wie Albertus Magnus, im Kloster bei Köln, eine Gesellschaft bewirten. Als

die Gräfin auch Lust nach Weintrauben zeigt, läßt er ebenfalls solche beibringen. Zu Wittenberg verwandelt dann Faust um die Weihnachtszeit seinen Hausgarten in einen blühenden Sommergarten, ebenso wie Albertus bei Köln am Dreikönigstag 1248.

Endlich ward noch eine dritte Faustgeschichte auf das Schloß Borberg verlegt, die sich in keinem der Faustbücher findet. So wird erstmals von Bernhard Baader in „Mones Anzeiger für Kunde teutscher Vorzeit“ 1838 nach mündlicher Ueberlieferung berichtet und lautet:

Ein ander Mal war Dr. Faust um dreiviertel zwölf Uhr im Borberger Schloß und wollte mit dem Glockenschlag 12 Uhr bei einem Gelag in Heilbronn sein. Da setzte er sich in seinen mit vier Rappen bespannten Wagen und fuhr wie der Wind davon, so daß er richtig eintraf. Ein Arbeiter auf dem Felde hatte gesehen, wie gehörnte Geister den Weg vor dem Wagen pflasterten und andere hinter ihm die Steine wieder aufrissen, um keine Spur zu lassen; nur einige blieben im Erdreich stecken zum ewigen Wahrzeichen, daß einst böse Geister hier tätig waren.

Ein Zug aus dieser Sage findet sich wieder in dem Volkslied „Doktor Faust“ (Des Knaben Wunderhorn Ausgabe Reclam S. 145 ff.). Dort lautet eine Stelle:

„Wann er auf der Post tät reiten,
Hat er Geister recht geschoren;
Hinten, vorn, auf beiden Seiten
Den Weg zu pflastern ausertoren.“

Die ehemals pfälzischen Lande, vor allem die Stadt Heidelberg und das Städtchen Borberg, nehmen also im Leben des geschichtlichen Dr. Faust sowie in der Faustsage eine nicht unbedeutende Stellung ein.

Neues zu Karl Ludwig Sand.

In dem soeben erschienenen Veterinärhistorischen Jahrbuch „Cheiron“, herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Literatur der Veterinärmedizin, veröffentlicht der Herausgeber des Jahrbuches Reinhard Froehner in Verbindung mit Albert Becker eine größere Studie zur Lebensgeschichte und Persönlichkeit des Heidelberger Tierarztes Franz Wilhelm Widmann (1774—1832). Die attennmäßige Darstellung ist auch allgemein von Bedeutung, da Widmann als approbierter Tierarzt

noch im 19. Jahrhundert das Amt des Heidelberger Scharfrichters und Wasenmeisters bekleidete. Als Scharfrichter aber übte er sein trauriges Amt an dem unglücklichen Studenten Karl Ludwig Sand aus Wunsiedel, der am 23. März 1819 zu Mannheim August von Kobene ermordet hatte und dafür am 20. Mai 1820 zu Mannheim von Widmann mit dem Schwerte hingerichtet wurde. Einmalig ist der Fall, daß ein nach den Forderungen des 19. Jahrhunderts geprüfter Tierarzt noch dieses Amt des Scharfrichters bekleidete. Albert Becker.

Balthasar Neumann

Von Karl Lohmeyer

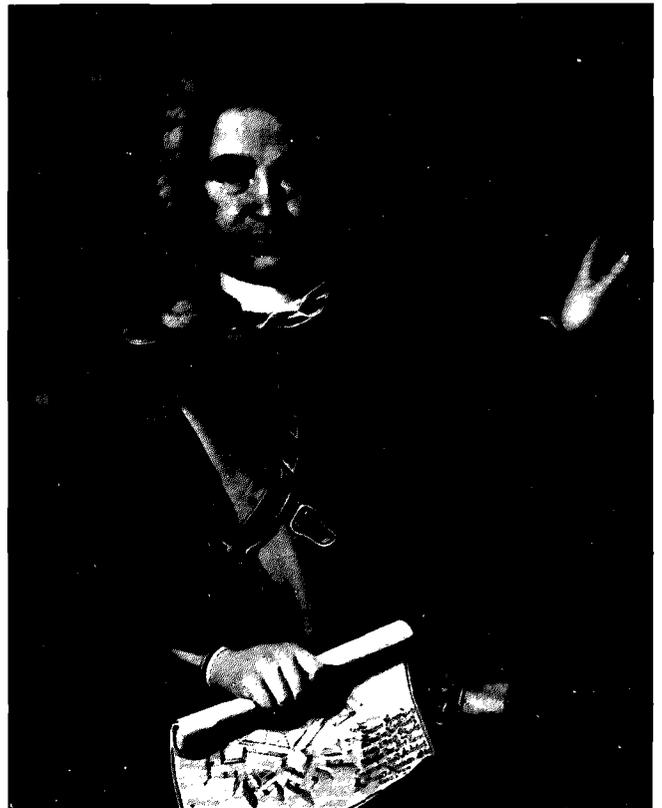
I. Die Wegbereiter der Kunst Balthasar Neumanns in rheinisch-fränkischen Landen

Das Barock hat es unter allen Bau- und Kunstformen am meisten verstanden, bis in alle Volksschichten ganz einheitlich einzudringen, um so ein echter Volksstil zu werden von der Fürstenresidenz bis zur Dorfsiedlung, und dabei hat es nicht unterlassen, auch alle Gegenstände, selbst die des täglichen Lebens, zu erfassen und in seinem Sinn zu verschönern. Seinen höchsten Klang hat es dazu einmal in deutschen Landen ertönen lassen, und zwar dort, wo die zwei großen Schlagadern, der Rhein und die Donau, laufen, wie sie den Süden mit dem Norden, den Osten mit dem Westen verbinden. In diesen Landen ging seine höchste Entfaltung vor sich und ein nicht mehr zu überbietendes Schöpfen von Raum und Baumasse in einer solchen Würde und Mannigfaltigkeit. Keinem Jahrhundert war es seit langem mehr vergönnt, eine solche großartige Erneuerungsepoche zu werden, wie dem achtzehnten nach den grausamen und verworrenen Kriegen des verfloffenen Verheerungsjahrhunderts. Es hat, um hier aus vielem nur zwei Künste herauszuheben, Musik und Baukunst auf eine so ungeahnte Höhe hingeführt, daß ihre Nachwirkung auch heute uns noch unerreicht erscheint, wenn sie von den Werken der großen Meister des Klangs und der der Melodien des Raumes ausgeht.

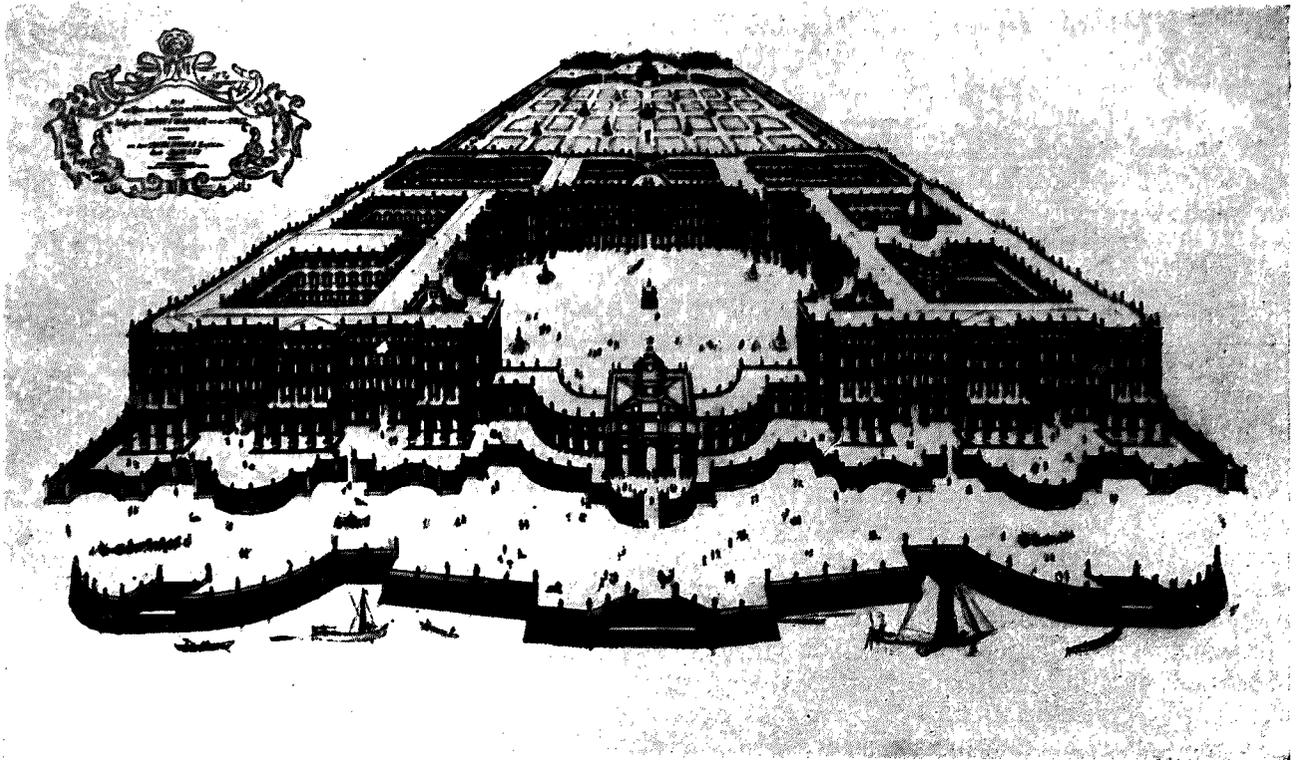
Und von den letzteren ist wieder der alle überragende uns gerade vor 250 Jahren erstanden, als in Eger am 30. Januar 1687 Balthasar Neumann geboren wurde. In den rheinisch-fränkischen Landen, dem Gebiet, von dem seine universale Wirksamkeit ausstrahlt, sah es noch trübe aus, als dies große Erneuerungsjahrhundert anhub, das Jahrhundert, in dem Goethe und Schiller, Kant und Mozart aufwuchsen. — Und die unerbittlichen Kriege des 17. Jahrhunderts von den 30 jammervollen Jahren bis zur Reunionszeit hatten noch besonders die westlichen und südlichen und damit die hochkultiviertesten deutschen Lande mitgenommen. Zwar waren, namentlich aus südlicheren Alpenländern, frische unverbrauchte Hilfskräfte aus ihren Bergen und von ihren Seen herbeigezogen, wobei die Schweiz, Tirol, Graubünden, Vorarlberg, Savoyen und die oberitalienische Seegegend die führenden waren. Sie kamen einmal, um wichtige neue Blutströme in diese entvölkerten Gegenden zu leiten und dann, was uns hier besonders angeht, um mit ihren guten handwerklich-künstlerischen Kräften und ihrem angeborenen Geschäftssinn dem Wiederaufbau des darniederliegenden Landes dienlich zu sein. Und am Rhein und Main gesellten sich zu ihnen

wohl noch einige weiter aus dem inneren Italien heraufkommende Südländer.

In Franken war es Antonio Petri ni, den die Alten einen Tridentiner nennen, der über die kleinen Meister dieser Art herausragt, wie seine Würzburger Kuppel über das Hausgewirr der Altstadt, neue Wege verkündend. Er ist auch der erste Architekt der rheinisch-fränkischen Lande geworden, der es wenigstens versuchte, Rhein und Main mit seiner Kunstweise zu verbinden, sie dem Osten zu in das Bambergische zu übertragen und selbst im Herzen Westfalens seinen Einfluß auszuwirken. So hat er denn das in gewissem Sinne zu erstreben begonnen, was ein späterer Nachfolger in Würzburg, Balthasar Neumann, auch mit seiner, diese ganzen Gebiete wirklich umspannenden Macht einmal völlig erreicht hat. Bei seinem Schlußwerk, dem Hofflügel des Juliuspitals in Würzburg, in das sich wohl schon Einzelformen des Vorarlbergers Joseph Greising mischen, hat dieser Architekt dazu das erste monumentale Beispiel dieser Lande gegeben, wie ein reicher Mittelbau in seinen prächtigen Ver-



Balthasar Neumann, Architekt und Ingenieuroffizier
(Nach dem Gemälde von Kleinert im Schloß Werneck)



Graf Matteo Alberti: Plan für die kurpfälzische Residenz (1696) in der Ebene vor Heidelberg
(Historisches Museum, Düsseldorf)

hältnissen zu langen Flügeln in der Baumasse sitzen muß, so daß er damit selbst einen Vorläufer der Gartenfront der Würzburger Residenz abgegeben hat, die diese Forderungen in idealer Weise dann auch wirklich erst erfüllen konnte.

Es war aber noch ein weiter Weg, bis es soweit kam. Und da mag sich aus der Fülle all dieser kleineren Südländer, wie sie schon im zu Ende gehenden 17. Jahrhundert in Deutschland wirkten, vor allem noch die Herrngestalt eines bedeutsameren Architekten und Ingenieurs, auch als ein Wegbereiter der Kunst Balthasar Neumanns und der Würzburger Residenz, herausheben. Das ist der Venetianer Graf Matteo Alberti, der für Kurpfalz tätig war und um 1697 gewissermaßen mit einer wahrhaft königlichen Schöpfung, der Residenzplanung in der Ebene von Heidelberg, das rheinisch-fränkische Barock eröffnet hat. Und wenn der Plan auch nur auf dem Papier blieb, so war sein Schaffen doch das große Ereignis der beginnenden Residenzenbautätigkeit in diesen Landen und wirkte so auch weiterhin und noch lange nach. Auch war der spätere Bauherr von Würzburg in den Tagen, als alles am kurpfälzischen Hofe in Düsseldorf unter dem Eindruck dieser Planung stand, dort anwesend. Und so darf es nicht vergessen werden, daß gerade dieser Riß mit seinem Blocksystem und den Höfen ein, wenn auch selbst hier noch unerreichtes Vorbild für die Grundrißgestaltung der Würzburger Residenz abgegeben hat.

In derselben Zeit etwa, als der Pfalzgraf und Kurfürst Johann Wilhelm für Heidelberg jene Architekturphantasien schaffen ließ, stiegen in zwei Nachbarländern auch schon bedeutsame Residenzen empor, die zu Rastatt und Ludwigsburg. — Und wir wissen, wie damals die Pläne dazu, oft noch in der Entstehungszeit selbst, an befreundete Fürsten als Muster gesandt wurden, die auch derartiges planten. — „Der Ludwigsburger Riß“ lag denn auch noch 1720 in Würzburg vor und auch aus diesem Ideenzirkel um den Baumeister Frisoni spannen sich die Fäden bis zur Würzburger Hofkirche und Schönbornkapelle hin.

Bei dem Rastatter Schloß, das solange völlig in seiner wahren Bedeutung übersehen war und es vielfach noch ist, handelt es sich zudem, allein schon als der frühesten, ausgeführten großen fürstlichen Residenzanlage dieser Lande im tiefen Sufeisengrundriß in Versailler Art, von dem drei Straßenstrahlen ausgehen, um eine wichtige Anregung für alle ihre Nachfolger in rheinisch-fränkischen Gebieten. Und ihr über den Osten und Prag und Wien in den Westen gekommener Meister, Domenico Egidio Rossi, der sich selbst als Bolognese bezeichnet und damit auf seine künstlerische, heimatische Herkunft wohl anspielen will, denn geboren war er in Fano, hat so all diese Einflüsse zu einem einheitlichen Ganzen trefflich verarbeitet. Westlicher Einfluß, so nahe an der Grenze, ist dabei wohl im Fassadenaufriß nachweisbar trotz aller oberitalieni-

schen Schmuckformen, die Kunst Bolognas hilft beim Treppenhaus, so nahe auch dem der bischöflichen Residenz von Ferrara verwandt, und Prag steht mit seinem Saal des Waldsteinpalastes Pate bei dem Hauptfestraum, dem dann wieder nahe der des Schlosses Pommersfelden in Franken anklingt, wohin auch diese östlichen Einwirkungen laufen. Ueber Koffi und seine Schule geht dazu noch ein borrominischer Zug in die Kunst dieser Lande ein, bei ihm wohl über Guarino Guarini, mit dem er in Piemont, etwa bei Racconigi, irgendwie in Beziehungen gekommen sein muß, dessen Einfluß aber auch sehr stark im Böhmischem, vor allem in Prag, nachgewirkt hat. Von dort kommen dann weitere Baumeister in diese Gegend, die Rohrer, die am Oberrhein solche Wirkungen verstärken, die Dienzenhofer, die, in nahen Beziehungen zu Prag und ihren dortigen Verwandten, diese Einflüsse in das Fränkische tragen. Und schlesische und sächsische Architekten wirken in ähnlich östlicher Art im Saar- und Moselgebiet, der Erbauer all der dortigen großen Klosterstiftungen, Christian Kretschmar aus Sachsen, der Jesuitenbruder Tausch aus Breslau und andere mehr.

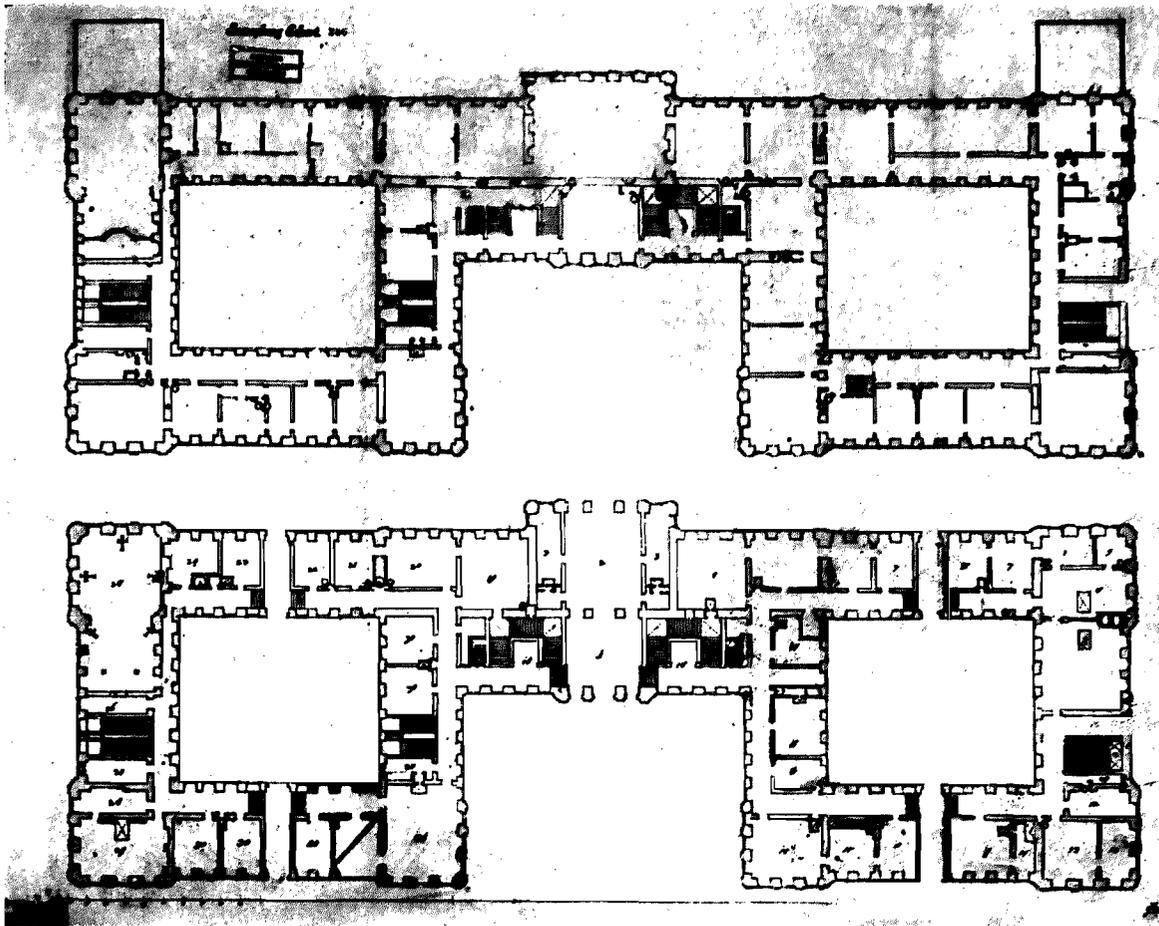
Das alles gab ein festes Bollwerk, so hart an der Westgrenze, ab, um dem andringenden französischen Klassizismus zu wehren, der damals schon einen, noch einmal siegreich abgeschlagenen Vorstoß in die rheinisch-fränkischen Lande gemacht hat, die

dabei die gewinnenden waren, weil sich jetzt erst recht ihre eigentliche bodenständige Freude an der Fülle der Form entwickeln konnte. Und dieser oberitalienisch-böhmische Zug, wie ihn nach Franken eben die Dienzenhofer brachten, wo er bei der Klosterkirche von Banz, bei Ebrach und seinen Landresidenzen einen so treffenden Niederschlag fand, wurde auch wichtig für unseren Balthasar Neumann. — Der Innenraum von Bierzeihenheiligen und eigene, kleine Lustschloßbauten beweisen das zur Genüge. — Wie sich aber jene reizende Vereinigung von Westen und Osten bei dem Torpavillon von Kloster Ilbenstadt, der noch so gut wie ganz in all seiner Distinguirtheit übersehen ist und bei seinem Baumeisterbruder Bernardus Kirn gebildet hat, ist noch unerforscht. Die benachbarte Schule von Mainz unter M. von Welfsch mag hier wohl mitgeholfen haben, so nahe am Rhein noch böhmisch-österreichisches Wesen mit westlichem zu einem solchen vornehmen, kleinen und abgerundeten Meisterwerk zu verschmelzen. —

Der fast schon erlöschende Glanz des heiligen römischen Kaisertums deutscher Nation war durch die Siege im Osten und Westen, an denen gerade auch zwei große Bauherren, der Prinz Eugen von Savoyen, der Herr des Belvedere in Wien, und der volkstümliche Türkenlouis, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, der Bauherr von Rastatt, einen so starken Anteil hatten, noch einmal hell aufge-



Gesamtplan der Würzburger Residenz. Aufriß von 1723, gezeichnet von Salomon Kleiner
(Kunsthistorisches Museum der Universität Würzburg)



Balthasar Neumann: Die ersten und grundlegenden Pläne für die Würzburger Residenz
(Luitpoldmuseum, Würzburg)

flammt. Und das hatte das Signal zu einer gewaltigen Bautätigkeit in Wien und auch in Prag abgegeben, wo ein wahrer Bautaumel den Hof, den Adel und die Bürger erfasst hatte. So gab das noch den künstlerischen Vorgängen an der Westgrenze, von denen wir hörten, dazu die nötige Stärke und eben den künstlerischen Hintergrund, um hier siegreich sich dem Westen und seiner Kunst entgegenzustemmen.

Und eine erwünschte Verstärkung dieses Bollwerks gegen den Westen gab dazu auch der glückliche Umstand, daß in der Reichshauptstadt zwei solche gewaltige künstlerische Erscheinungen fest das Heft in der Hand hatten, wie die sich glücklich ergänzenden Johann Bernhard Fischer von Erlach und Johann Lukas von Hildebrandt. — Mannigfach waren die Wege, auf denen die würdevolle, große und vornehme Kunst Fischers von Erlach in das rheinisch-fränkische Gebiet Eingang gefunden hatte, oft auf dem Wege über Schlesien und Böhmen oder getragen von bedeutenden Meistern am Rhein, wie Alberti und vor allem Maximilian von Welsch, der doch starke Einflüsse von der Kunst dieses in Prag, Rom und Neapel vorgebildeten Architekten in sich aufgenommen hat, die

ihren Niederschlag bis auf die Würzburger Residenz dann auch gefunden haben.

Weit unmittelbarer aber ergoß sich die Kunst des nur wenig jüngeren Wiener Meisters Johann Lukas von Hildebrandt, dem, in Genua geboren, die Vereinigung nordischen und südlichen Wesens so gewissermaßen als Geschenk schon in die Wiege gelegt worden ist. — Dem schweren Barock, wie es immer noch Fischer und Welsch doch eigen war, war er schon abhold und bereitete mehr und mehr die elegantere Art des 18. Jahrhunderts vor, obwohl er selbst in vielem auch wieder ein Schüler Fischer von Erlachs genannt werden darf. Und eigentlich verkörpert er schon mehr, auch in seiner leichteren Dekoration, den Stil, den man füglich österreichisches Rokoko nennen könnte, wenn es das auch ganz und gar nicht im echt süddeutschen und auch französischen Sinne gegeben hat. Er ist jedenfalls bei weitem der wärmste und freudigste Wiener Meister, und hat eine Kunstweise verfochten, wie sie voll und ganz für die rheinisch-fränkischen Lande recht eigens gemacht zu sein schien.

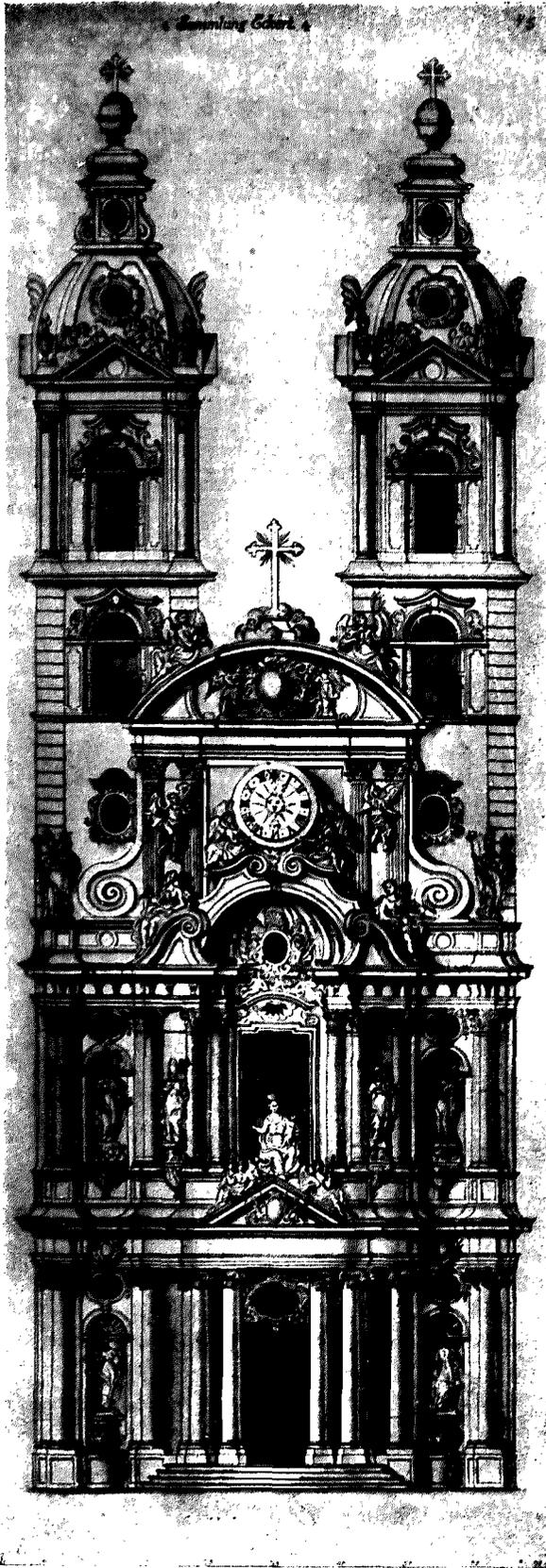
Das war dann der Schlüssel für all das warm quellende Leben, das von ihm aus gerade auf deren

Hauptbauten sich ergießen konnte, das auch so stark von dem Aeußeren der Würzburger Residenz Besitz ergriff, bei der in ihren glanzvollen Mittelbauten noch besonders ein Höhepunkt dieser Auszierung erreicht ist, während die Art *Welsh* sich im Außenbau ganz und gar nicht durchsetzen konnte und höchstens sich in den brillanten Umrahmungen der Balkontüren der Seitenpavillons mit ihrer perspektivischen Wirkung kundgibt. Und beim Pommersfeldener Schloß hat *Hildebrandt* durch Anfügen der Galerie um den gewaltigen, schon von Mainz aus vorgesehenen Treppenraum diesem den heutigen malerisch-prächtigen und architektonisch leichten Eindruck verliehen.

Und es darf schließlich auch nicht vergessen werden, wieviel gerade *Balthasar Neumann* und dessen ganze Schule von ihm gelernt haben, wie es noch lange bis ins Jahrhundert und bis in die siebziger Jahre hinein gerade seine Art war, mit dem der Hauptneumannschüler *Johannes Seiz* an Rhein und Mosel und der auch über *Neumann* her beeinflusste *Francesco Rabalatti* in der Pfalz sich gegen den nun unerbittlich und nun auch siegreich anstürmenden wirklichen Klassizismus des Westens zu verteidigen suchten. Aber sie hat doch so lange die Täler am Rhein und Main, an der Mosel und in der kalten Eifel voll Schönheit erfüllt und ist schließlich dort im Reich heimischer geworden, wie in den österreichischen Landen selbst, und sie hat gar Vorstöße bis in die Nacher Gegend und auch nach Frankreich hinein und so nach Straßburg vor allem unternommen. Von dem Wiener Beispiel gestärkt, begannen immer mehr auch die rheinisch-fränkischen Fürsten bald nach der Jahrhundertwende zu merken, daß sie ausländische Baukünstler, wie sie eben nach den Schäden des 30jährigen Krieges notwendig geworden waren, nicht mehr bedurften, sondern, daß sie solche leicht aus dem Reiche selbst und unter ihren eigenen Landsleuten finden konnten, ja, daß diese einheimischen Kräfte weit mehr die wahren Forderungen dieser süddeutschen Lande verstanden, die eher auf eine gewisse Leppigkeit der Form und auch freudige Prunkliebe in der Baukunst doch gerichtet waren. — Allen voran ging hier das Haus *Schönborn* mit seiner wahren geistlichen Hausmacht. Und noch heute redet man am Rhein von den Schönbornzeiten und meint damit einen Zeitabschnitt des höchsten Glanzes und der Macht geistlicher Fürsten am Rhein und am Main, die verklärt war durch eine edle Kunstpflege. Und hier ragen wieder aus der Fülle der Erscheinungen der Mainzer Kurfürst *Lothar Franz von Schönborn*, zugleich Fürstbischof von Bamberg, und so wieder Osten und Westen verbindend, zusammen mit seinem erkorenen Hauptarchitekten *Maximilian von Welsh* wie zwei hohe Marksteine heraus, von denen aus die Wege nach vielen Seiten ihren Anfang neh-

men. — Der kurmainzisch-bambergische Oberbaudirektor und General *von Welsh*, ein Bamberger Landestind, hatte sich auf Reisen, vor allem wohl in Italien, Frankreich und vielfach in Wien und dazu während der Winterquartiere auf zahlreichen Feldzügen von 1695 an, in Savoyen, in Ungarn, wie auch in Polen und später am Rheinstrom ausgebildet, um die Laufbahn eines Ingenieurs, Architekten und Offiziers so zu verbinden, daß er für zahlreiche Baukünstler dieser Gegenden so recht darin das große Vorbild abgegeben hat, ja selbst diesen Baumeistertyp hier erst in diesen Ausmaßen schuf. Er kam 1704 aus schwedischen Diensten unter *Karl XII.*, dem wittelsbachischen Pfalzgrafen auf dem nordischen Thron, nach Mainz an den Rhein, wo zuerst militärische Aufgaben in erster Linie auf ihn harrten, Befestigungen der Stadt Mainz und der Plätze am Oberrhein, gerichtet gegen den unruhigen westlichen Nachbar, während, leider muß das gesagt sein, seine wichtigen Festungsbauten von Erfurt unter anderem sich gegen die nordischen „armirten“ Staaten, vor allem also Preußen, wandten, denen das Reich und sein Erzkanzler, der Kurfürst von Mainz, damals nicht mehr so recht zu trauen begannen.

Welsh ist der Vater des modernen Festungsbauwes geworden. Er hat das erste Beispiel eines Gürtels mit weit vorgeschobenen Außenforts bei seiner damit neuartigen Festung Mainz damals geschaffen. Und es darf auch nicht vergessen werden, daß gerade die Kenntnis von der Militärbaukunst den Ingenieuren dieser Art ein kostbares Gut mit auf ihren künstlerischen Weg gab. Denn diese Beschäftigung weitete ihnen den Blick für eine großartige Ausnutzung des Terrains und gab ihnen so den Vorteil mit, Gesamtdispositionen für gewaltige Bauwerke samt ihren Gartenanlagen und ihren Anpassungsmöglichkeiten an die umgebende Landschaft, oft selbst zuerst noch gerade auch in Verbindung mit Befestigung um die Residenzen glücklich zu erfinden. — Und so führten fast alle diese großen rheinisch-fränkischen Architekten den Titel Ingenieur mit besonderem Stolz und an erster Stelle. — Als die Zeiten wieder ruhiger geworden waren, kam dann auch der Zivilarchitekt in *Welsh* in überreichem Maße auf seine Kosten; denn nun entstehen neben den Schloßanlagen auch all diese herrlichen Gartenbauten, durch die er sich besonders auszeichnete und auch hierin der führende Künstler dieser Lande damals war. Vor allem die Favorite am Rhein und gegenüber dem Maineinfluß bei Mainz mit ihren losgelösten und wie Kulissen zum Hauptbau gestellten Pavillons und so Marly vergleichbar, aber weit von diesem französischen Vorbild doch wieder durch die Mannigfaltigkeit des Nebeneinanders der Gartenanlagen abrückend, die Gärten von Pommersfelden, von Gaibach in Franken, die für Würzburg, Fulda,



Maximilian von Welsch: Vorschlag für die Würzburger
Domfassade (Luitpoldmuseum, Würzburg)

für das Haus Nassau in Viebrich und Usingen, für
das fürstliche Haus Dettingen in Schratzenhofen

im Schwäbischen, für das Landschloß Schönborn bei Wien, ja selbst bis in das ferne Schlessien hinein, woher man auch wenigstens solche Gartenpläne von ihm gefordert hat. In Bruchsal hat er dann die erste große Residenz in einer solch aufgelösten Grundrißlösung ihrer sehr zahlreichen Bauten geschaffen, wesentlich auf die Gesamtanlage des Schlosses Pommersfelden eingewirkt, ist stark bei der endgültigen Festlegung der Grundrißanlage der Würzburger Residenz samt Umgebung beteiligt und zeigte auch sein Talent im Raumschöpfen bei dem großartigen Abteikirchenbau von Amorbach, bei seinen Plänen für Vierzehnheiligen und den grundlegenden für die Schönborn-Kapelle am Dom zu Würzburg, für den er eine herrliche, leider nicht zur Ausführung gekommene Fassade geplant hat.

Das alles zusammen mit dem, was er in der Militärbaukunst bei Welsch gelernt hat und den „Kampagnen“, auf die sich der junge B. Neumann viel zugute tat, verband diesen so stark mit dem General, daß die beiden ihr Leben lang ohne Mißklang und Eifersucht, wie das bei Neumann und Hildebrandt leider oft durchklang, stets in hoher Achtung vor dem gegenseitigen Können vereinigt geblieben sind und so Welsch in diesen Landen wohl der wichtigste Wegbereiter für die Kunst und die Laufbahn des einer anderen Generation schon angehörenden Balthasar Neumann geworden ist.

Man hat, als das Bild des letzteren, im Kampf um die Autorschaft der Würzburger Residenz, ins Wanken gekommen war, nicht verfehlt, Maximilian von Welsch in seiner Einwirkung auf die Würzburger Residenz zu überschätzen, und eben verfällt man wieder hie und da in den entgegengesetzten Fehler, und will seine Kunst allzu unterschätzen, indem man sie als wohl frühe bereits altmodisch, lediglich abzutun pflegt. Beides ist ein Trugschluß, und man gewinnt einen guten Begriff von seiner schweren und massigen, aber immer auf ihrer Höhe imposanten Kunst, wenn man sich nur einmal seine Würzburger Domfront vollendet vor Augen stellt, wie sie im ein- und ausgebogenen malerischen Schwung ihresgleichen sucht, in der Pracht der bildnerischen Ausstattung und dem ungeheuren Nischenmotiv, in dem die auf sie führende Straße förmlich eingefangen worden wäre. Und dazu muß man sich seine ihr angepasste Schönbornkapelle denken, womit sogleich der Dom einheitlich barock umfassen worden und ein unerreicht prächtiges Stadtbild im Sinne des Barocks eben uns geschenkt worden wäre, das in all seiner üppigen Eigenart und echt rheinisch-fränkischen, heimatlichen Prunkfreude wir heute hoch einschätzen würden, wenn es von einem solchen einheimischen Meister in der Art des Böttingerhauses in der Judengasse in Bamberg dazu noch geschaffen worden wäre. — Mit diesen Domfrontrißen aber hatte Welsch

selbst den moderneren Hildebrandt, der auch Konkurrenzröße zu diesem wichtigen Bauunternehmen geliefert hat, weit an Monumentalität übertraffen. Noch spät, und in einer Zeit, als der alternde Meister wirklich auch unmodern geworden war, merken wir immer noch den Stolz Balthasar Neumanns, als ein Riß von ihm einem des Generals vorgezogen wird, wenn er es nicht unterlassen will, voll Genugtuung seinem Würzburger Herrn, dem Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn, am 29. November 1738 aus Worms zu melden: „es seindt allerhand Concepten vorhandten gewesen (zum Hochaltar im dortigen Dom) und noch eines ahnkommen von Herrn Generalen von Welsch, es ist aber resolvirt worden bey dem meinigen“. Welsch hatte dazu noch einen besonderen Sinn für das Dekorative, eine Begabung, wie man sie so selten mit dem eines Architekten vereinigt findet, der es verstand, große Baumassen zu erfinnen und sie mit ihren Gärten der weiteren Landschaft glücklich anzupassen. Mit der Sage vom „nüchternen Manfartschüler Welsch“, wie sie noch Pinder, Grimshitz und andere aufgegriffen haben, ist es also nichts. Und selbst da, wo er, dem Zwang der Mode folgend, westliche Konzessionen machen zu müssen glaubte, hat er es bei seinen ausgeführten Bauten dieser Art wenigstens verstanden, sie mit so viel süddeutscher Wärme und Behaglichkeit zu durchsetzen, daß sie für unseren Geschmack oft weit über den westlichen Vorbildern stehen und selbst zu „Prunkstücken heiteren Barockstils“ geworden sind. Denken wir nur dabei an die Fuldaer Drangerie und auch an die behäbig-vornehmen, oval laufenden Marstallbauten von Pommersfelden.

II. Das Leben

Wenn wir das Leben Balthasar Neumanns durchheilen, so mußten wir bis vor kurzem stets bedauern, daß so wenig Nachrichten aus der Jugend auf uns gekommen sind. Zwar hat sich das jetzt durch einige erfreuliche Funde verbessert¹⁾, aber es klappt doch immer noch eine empfindliche Lücke bis zu dem Moment, wo er uns als der zusammenfassende Meister der Würzburger Residenz entgegentritt. In der Schiffgasse in Eger aber finden wir heute am Stammhaus der Familie Neumann eine Tafel mit dem ehrenden Hinweis auf die Geburt unseres größten rheinisch-fränkischen Architekten. „Dem Hans Christof Neumann, Bürger und Tuchmacher allhier, seiner Frau Roffina ein Kind getauft mit Namen Balthasar. Bath.: Balthasar Plazer, Bürger und Glockengießer allhier, getauft P. Augustin Roppelt, societatis Jesu 30. januarij.“ Also vermeldet dazu das katholische Taufbuch 1687 in Eger. Sein Großvater Andreas Neumann, gleichfalls Tuchmacher und Bürger zu Eger, wird 1575 genannt samt seiner Frau Estra, der Großvater mütterlicherseits Hieronymus Grassold, wieder Bürger und Tuchmacher in Eger, hatte 1645

die Witwe des Tuchmachers P. Martin geehelicht. Tuchmacher also, wohin man bisher sieht, die Vorfahren Neumanns, wobei zu bedenken ist, daß dies kein unangesehenes Gewerbe war, da es zumeist mit Tuchhandel dazu verbunden wurde, was doch einen gewissen Wohlstand vielfach hervorrief. — Vorerst also keine Spur von künstlerischer Beschäftigung der Vorfahren, und lediglich mit dem Paten, der dazu ein durchaus bekannter Glockengießer gewesen ist, stand die Kunst Gevatter bei unserem Balthasar Neumann.

Der nahm ihn denn auch zeitig in seine rühmlichst arbeitende Glockengießerwerkstatt auf, in der er bis 1709 verblieb. Und es hat einen besonderen Reiz, daran zu denken, daß der größte Raumschöpfer des Barocks überhaupt, mit der kleinsten Raumschöpfung, eben dem Glockenguß, seine Laufbahn begann. Und Glockenguß und Geschützgießerei mit ihren oft reichen Zieraten sind durchaus als Künste hoch zu bewerten und dürfen nicht als etwas Minderwertiges hingestellt sein, ebensowenig wie die Feuerwerkerei, der sich dann später Neumann und auch sein Bruder Georg Adam, den er als Feuerwerker nach Würzburg nachzog, wohl widmeten und die durchaus in der Ausbildung jedes bedeutenden Barockarchitekten ohnehin notwendig war, in einer Zeit, als kunstvolle Feuerwerke zu Staatsaktionen förmlich sich an den Höfen gestaltet hatten. Dann zog der junge Glockengießer gesell auf Wanderschaft und kam in das Land der Franken, wo er, wohl mit guten Empfehlungen seines bekannten Lehrherrn und Paten versehen, in der Werkstatt des Stück- und Glockengießers Ignatius Ropp gute Aufnahme fand. 1710 ergeht ein erstes Gesuch an den Rat seiner Vaterstadt um Unterstützung zur weiteren Erlernung der Büchsenmacherei, Brunnenkunst und Feuerwerkerei und 1712 ein zweites, um Feldmesserei und Architektur hinzuzufügen. Der Rat von Eger willfahrt ihm auch in recht freundlicher Weise, und die geliehenen 175 Gulden zahlt Neumann dann pünktlich seiner Vaterstadt als Stückhauptmann zurück. Und diese Unterstützung ist gleich ehrenvoll für Stadt und Empfänger, sie zeigt, daß er doch wohl zu Hause nicht unbekannt war und man ein großes Vertrauen bereits in ihn setzte, und das sollte beiderseits gelohnt werden; bereits 1713 ist Neumann wieder, wohl in einer „Campagne“, in Eger und entwirft eine Brunnenanlage, und von da ab brechen die freundschaftlichen Beziehungen von der Stadt zu ihrem allgemach berühmt werdenden Sohn nicht mehr ab. Man gratuliert ihm nun stets zu seinen Erfolgen, schickt ihm Wünsche zu seinen Kunststreifen und schließlich zu seiner ehrenvollen Heirat, von der wir noch hören werden, und die ihn in höhere Stände endgültig emporhob. Und immer wieder erbittet Eger seinen Rat, so noch 1745 zwecks Neubaus des niedergebrannten Kirchturmes. — In der Rats-

sitzung vom 30. März 1712 ließ Neumann für das erste geliebene Geld danken und bittet um weitere Unterstützung, und dabei erfahren wir zugleich den Namen seines ersten Lehrers und Anregers in der Architektur. Lassen wir ihm selbst hier das Wort: „Dieweilen mich aber bedüncket, es stündte meiner gühreney, feyerwerckherey undt brunnenmeisterey wohl und beförderlich an, wann ich darzu noch die geometria oder feldmesserey erlehrete. Habe dan Gott sey lob Einen so freygüthigen, vornehmen Herrn, als den hochfürstlichen Ingenieur undt Hauptmann Einer compagnie granadirer gefunden zu Einem lehrbrinzen (also Prinzipal), auch ferners vom selben animirt worden, nicht nur dieses, sondern auch zur Fortification undt Archidectur gehörige Wissenschaften zu erlernen, ja ich solche gelegenheit, junge Jahr undt frischen muth, meiner tag nicht mehr bekommen werdt, also habe ich mit reiffen überlegens, all weilen ich mich wohl getraute, genzlichen entschlossen, dem selben nachzukommen, wie ich dann nun würllichen darinen begriffen, nicht vor meiner eigenen Ehr, sondern zur größeren Ehr Gottes undt meinem liben Vatterlandt“. — Der genannte „Lehrbrinz“ war der Ingenieur-Stückhauptmann **A n d r e a s M ü l l e r** in Würzburg (1667—1720), der durchaus wieder neben seiner Ingenieur- und Fortifikationsarbeit auch als Zivil-Architekt zu werten ist, der 1711 bei Planungen zur Neumünsterfassade neben andern wie **P e z a n i** und **G r e i s i n g** genannt wird, der der Meister des Roten Baues, des Familienhofes der Greiffenclau, des Zeughauses auf der Festung und des Hoftrakts des Bürgerhospitals mit seinen schönen Arkadenhallen ist. Auch den Hof Friedberg, das Wohnhaus für den damals allmächtigen Kammerdirektor **Gallus Jakob von Hollach**, muß er gebaut haben, der fast selbst wie ein Kavalierarchitekt, dem **Bamberger B ö t t i n g e r** darin vergleichbar, und jedenfalls ähnlich als bedeutfamer Bauherr wirkt. Und das sind alles Bauten, die einfacher und ruhiger wie die von **Greising** sind, aber durchaus und fast mehr Sinn für Baumasse und Raum und weniger für belastende Einzelformen schon zeigen. Ein Ingenieur und Offizier stand also am Anfang der Lernzeit unseres größten rheinisch-fränkischen Architekten und darüber noch ein Ingenieur, großer Architekt und bereits hoher Offizier, vorerst in weiter Ferne, in **Maximilian von W e l s c h**, dem noch unerreichten Vorbild, ja Vorgesetzten und Anreger all dieser Ingenieure und Soldaten in rheinisch-fränkischen Landen, über die er geschlossen seine mächtige Hand damals im Zivil- und Militärbauwesen hielt. Aber dieser Höhe strebte nun der junge Neumann eiligst und voll Eifer zu. — 1712 sehen wir ihn als Gemeinen in die fränkische Artillerie eintreten, er macht die Türkenriege mit, und dabei hatte er schon wieder Gelegenheit, während der Winterquartiere, österreichische Architek-

tur zu studieren, ganz abgesehen von der böhmischen, die schon in seiner Jugendzeit in seinem Geburtsland ihn neumodisch umgab, das nicht wie die rheinisch-fränkischen Lande so durch den Dreißigjährigen Krieg zurückgeworfen war, da es damals auf der Seite der Sieger gerade stand und unerhört danach aufblühte. — Der Osten ist denn auch und bleibt eine Grundlage für **Balthasar Neumann**, den man in der Würzburger Stückgießerei nur kurz den „**Böhm**“ nannte, und dabei soll auch hier der so anmutende Wortlaut einer jetzt zutage getretenen Familienüberlieferung nicht fehlen, den **M. H. v. Freed** uns soeben in dem Bruchstück einer Lebensbeschreibung aus Familienbesitz mitgeteilt hat, der uns auch das treffliche Buch über **B. Neumann** als Stadtbaumeister, vorbildlich in der Art der Forschung und Auffassung, geschrieben hat.“) Nach den Angaben, daß Neumann nach Würzburg kam und in die Stückgießerei eintrat, heißt es hier nämlich: „Gar bald zeigte sich glückliches Talent und Anlage, seine Aufgaben löste er mit vieler Fertigkeit und bedauerte nur, nicht zeichnen und seine Modelle selbst nicht ganz auf eigene Faust herstellen zu können. Er war sehr lernbegierig, wußte sich die Chefs durch seine Gefälligkeit zu gewinnen, die sich gerne mit ihm abgaben, ihn auch so weit brachten, daß er etwas zeichnen in kurzer Zeit lernte, und ihre volle Zufriedenheit erwarb. Das Stückgießen wurde allmählich fertig, so daß der Fürst und sein Hof selbst die gefertigten Canonen einsah, dem Haupte ein Fest zum Zeichen seiner Zufriedenheit gab; die vorzüglichsten Arbeiter ließ sich der Fürst namentlich aufzeichnen, rief jeden vor und beschenkte sie; besonders wurde ihm von dem Artillerie-Chef der junge **Neumann**, sonst nur der **Böhm** unter ihnen genannt, empfohlen, mit den kurzen Worten, in diesem Burschen liegt seltenes Talent, wenn er wissenschaftliche Vorbildung hätte, dürfte er ein großer Mann werden.“

Der Fürstbischof befahl darauf, ihn in die Artillerieschule zu tun, und später auf sein Bitten ließ er ihm die Kenntnisse der lateinischen, italienischen und französischen Sprache beibringen, als der junge Neumann meinte, „wenn er die architektonischen Werke in den vorgenannten drei Sprachen verstehen könnte, wäre sein Glück gemacht.“ — Als Neumann die unteren Grade im Artilleriekorps durchgemacht hatte, sagte dann der Artilleriechef zum Fürsten bei einer „Presentation“: „Den Böhmen haben wir nun von der pique bis zum unteroffizier gebracht, das portepée können wir ihm nicht geben, würdig ist er, die weitere Gnade des Fürsten ist daran entscheidend. Gut, sagte der Fürst, er ist lieutenant; aber um ein ganzer militair und Civil architekt zu werden, muß er mir noch welche Jahre reifen, das befehl ich ihm“. — In Wirklichkeit hören wir weiter von Neumann, daß er

bereits 1713 das im Luitpoldmuseum verwahrte „Instrumentum Architecturae“ entwarf, daß er 1714 in den Dienst des Hochstifts Würzburg trat und 1715 Fähnrich und damit schon in der höheren militärischen Laufbahn ist. Es schließt die übliche Tätigkeit beim Bau von Amtshöfen und beim Wasserbau an, 1715 ist ein von ihm signierter Plan der Stadt Würzburg bezeugt, auf dem er das „vorneumannische Würzburg“ noch einmal festlegt, und dann kommt auf einmal die Nachricht, daß 1716 am 13. III. ihm 100 fl. „für verschiedene Abriß über den neuen Abteybau zu Ebrach“ verrechnet werden. —

Damit kommen wir zu einer anscheinend wichtigen Episode im Leben B. Neumanns, die aber noch reichlich ungeklärt ist. Denn vorerst wissen wir nicht einmal, welche Risse das waren, ob sie rein architektonische oder auch noch technische Fragen betrafen. — Ich habe seiner Zeit auf den besonderen architektonischen Wert des seiner heutigen traurigen Bestimmung gemäß hinter hohen Mauern verborgenen und daher kaum bekanntgewordenen Mittelpavillons des damals auch neu zu schaffenden Ehrenhofs hingewiesen, den ich für ein besonders wichtiges und gelungenes Architekturstück dieser Zeit in unseren rheinisch-fränkischen Landen halte, der zudem äußerst geschickt in der Front wieder sitzt und trotz aller auf Greifing hinweisenden Einzelformen doch eine Eleganz ja Distinguiertheit hat, die diesem Meister sonst nicht eigen ist. Er steht im grassen Gegensatz auch zu dem ungefügen Wesen des Hauptpavillons nach der Straßenfront zu, der diese mit seinen vielen Motiven in einer oft plumpen Gestaltung, noch mehr belastet. Und eine fremde Hand macht sich auch bei den Eckpavillons deutlich fühlbar, die in ihren heutigen Dachformen, in den Ecklösungen und selbst in einzelnen Fensterumrahmungen, wie denen des Obergeschosses mit ihren ausgebogenen Eckohren, deutlich zur späteren Kunst Neumanns überleiten. Man vergleiche damit auch etwa die allgemeine Lösung des Eckpavillons an den vorderen Wirtschaftsgebäuden von Kloster Banz, wo Neumann auch in späterer Zeit tätig erscheint, während der dortige große, auch kaum beachtete Mittelbau (nach 1750) der ansteigenden Hofesfront mit seinem herrlich davor gelagerten Treppenbau das zweite Musterbeispiel eines glänzend in eine lange Klosterfront in Franken eingearbeiteten Mittelrisalits ist, aber hier ganz und gar nichts, wie oft angenommen, mit Neumann zu tun haben kann. Er entstammt vollauf dem Bamberger besonderen Kunstkreis, ist in seinem Giebelaufbau ein Nachläufer des Risalits von Joh. Leonhard Dienzenhofer beim Bamberger Residenzbau, und hat in seiner Auszierung manches von der Art des J. M. Rüchel, ohne aber seine Hand selbst zu zeigen. Besonders gelungen ist dabei der durch die Unterlagen der Pilaster erreichte bewegte, beinahe wie

eingebogen in ihren Zwischenflächen erscheinende Eindruck. Dazu kommt in Ebrach noch der Treppenhauseingang, der auch nahe Verwandte bei noch späteren derartigen kleineren Raumschöpfungen des Meisters hat. Sollte nun Neumann doch bereits hier schon zusammenziehend und raumschöpferisch tätig gewesen sein bei diesen Abteibauten, bei denen uns so viele gute Namen des fränkischen Barocks begegnen, neben den Dienzenhofer eben Greifing, dann Hennicke, schließlich Röchel und bei einzelnen Wirtschaftsbauten um den Hof und Sommer sitzen wohl der ältere Joh. Georg Seitz?

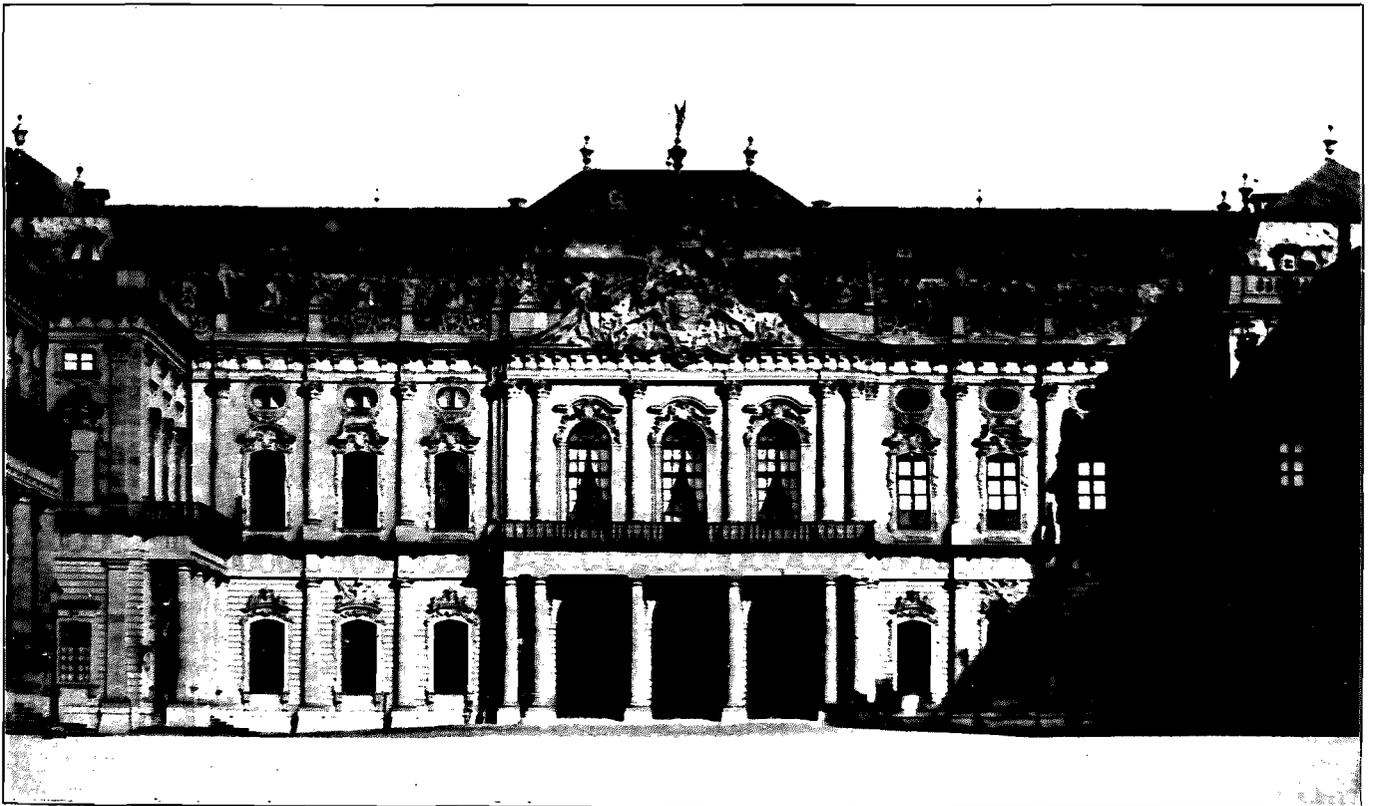
Wie dem auch sein mag, jedenfalls wäre das Ebracher Bauwesen durchaus dazu angetan gewesen, so etwas wie eine kleine Vorschule für den Meister für seine dann einsetzende große Lebensaufgabe abzugeben. Und lernen konnte er hier auf jeden Fall etwas und hat das auch getan, selbst, wenn er nicht schaffend dabei tätig hätte sein können. Denn es war immerhin ein großes Bauereignis damals für Franken, als diese reichste Abtei daran ging, sich moderner in ihren Bauten umzustellen und eine Abtsresidenz mit Ehrenhof im neuen Sinne zu schaffen. —

1717 schon führt dann Neumann den Titel „Ingenieur“ und in diesem Jahre ist er auch bei der Belagerung und Eroberung Belgrads (Juni bis August) unter Prinz Eugen dabei, und ein Plan mit seiner nun auch bereits französischen Beschriftung „Belgrad avec ses environs bloqué par les autrichiens 1717“ ist uns überliefert. 1718 wird er dann Ingenieur-Capitain, 1719 erwirbt er sich einen Bauplatz jenseits des Mains, doch wird ihm sein erstes Haus in der Burkardstraße bald zu eng, denn schon 1722 beginnt er in ganz großen Ausmaßen ein Wohnhaus für sich in der Kapuzinerstraße, das er aber dann 1725 an den Fürstbischof Hutten verkauft, um sich seinen endgültigen, auch umfangreicheren Wohnhof in der Franziskanerstraße dafür herzurichten. Das Haus in der Kapuzinerstraße aber, so stattlich immerhin, daß es der regierenden Nepotensfamilie der Hutten als sehr würdiger Stadtsitz dienen konnte, ist zugleich einer der schönsten und klarsten städtischen Wohnbauten des Meisters überhaupt.

Von 1719 ab erfolgen nun rasch alle äußeren Ehren, er wird hochstiftlicher Beamter, an Stelle seines verstorbenen ersten Lehrers Andreas Müller Oberingenieur, dann auch fürstbischöflicher Premier-Architekt und Baudirektor, und das leitende Baumanat im Rat der Stadt gibt ihm auch im Städtebau von Würzburg völlig das Heft in die Hand. Schließlich ersetzt er auch Maximilian von Welsch als bambergischer Oberbaudirektor, wenn er ihn auch auf der Leiter militärischer Würden nicht ganz erreicht, da er nur bis zum Oberst hier aufsteigt.

Von großer Bedeutung für seine gesellschaftliche Stellung aber und für das allgemeine Ansehen war dann seine Heirat in eine so hervorragende Beamtenfamilie von Würzburg wie die Schild, was zugleich aber auch wieder das eigene Ansehen beweist, das er selbst sich früh in seiner neuen Heimat bereits erworben hatte. Denn diese Geheimrats- und Hofkanzlerfamilie war mit allen einflussreichen Geschlechtern der Stadt und des Hofbeamtentums in verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen, so mit den Reibelt, den Papius und Fichtel. Und mit den Reibelt (Reibold) war auch der tüchtigste, recht eigentliche Welschschüler, der aus Würzburg selbst von Vater und Mutterseite her stammende Joh. Valentin Thomann in Mainz verwandt, und einer aus dieser hohen Beamtenfamilie war als sein nächster Verwandter nach dem frühen Tode seiner Eltern 1709 eine Art Vormund von ihm, während Welsch selbst ihn in sein Haus als Pflegeohn aufnahm. — Am 18. September 1719 hatte Johann Philipp Franz von Schönborn den Fürstbischofsstuhl von Würzburg bestiegen. Ihm saß noch besonders der schon traditionelle „Bauwurm“ seines Geschlechts im Blut, ja man hatte schon 1716 bei seiner mißglückten Wahl zum Koadjutor im Domkapitel voll Besorgnis geäußert, daß „wann er einen Regenten abgeben sollte, ihm kein Haus noch Meubles, noch Equipage gudt genug seyn dörrfte“. Und diese Be-

fürchtung ist durch die Wirklichkeit weit im Schatten gelassen worden. Aber uns ist durch diese schrankenlose Kunst- und Prunkliebe allein doch die Würzburger Residenz geschenkt worden, die einmal das Signal zu einer einig zusammenhaltenden Kunst Rheinland-Frankens abgegeben hat. Denn nun beginnt die eigentliche hohe Schule für Valthasar Neumann, den Schöpfer dieser Kunstphase, und ihm ist die wie ein Wunder erscheinende Einigung der üppigen Kunst des deutschen Südens und Ostens mit der klassizistischeren des welschen Westens, eben zum rheinisch-fränkischen Barock, gelungen. Und, daß ihm dies beim Würzburger Residenzbauwesen von 1719 ab trotz aller Einsprache und Einwirkung damals größer wie er erscheinender Baukünstler der älteren Generation gelang, daß er all deren zum Teil auch sehr starke Mitarbeit doch nach seinem Willen zusammenziehen und zu einem vollendeten Ganzen führen konnte, ist und bleibt ein weit größeres Verdienst und eine größere künstlerische Leistung, als wenn ihm von Anfang an nicht die Hände in dieser Weise gebunden worden wären, wenn er völlig frei darauf los hätte schaffen können. Aber gerade die mannigfachen Widerstände und Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstimmten, die zu überwinden waren, halfen ihn auf die Höhe seiner Baukunst zu führen, zeigten ihm erst richtig im Verkehr mit den damaligen Großen der Baukunst des In- und Auslandes sei-



Mittelpavillon der Würzburger Residenz. Goffront.

nen eigenen Wert, wie wir das auch deutlich im doch recht selbständigen und sicheren Verkehr mit **Boffrand** in Paris bereits herausfühlen.

Der eigentliche große Wurf, das Bauprogramm für Würzburg liegt übrigens doch in seinen eigenen ersten, glücklicherweise erhaltenen Grundrissen, die er zusammen mit seinem Herrn selbst ausfann. Denn sie sind es durchaus, die gerade die architektonischen Vorzüge des späteren Baues in sich enthalten und vorbereiten. Und so haben diese Risse für uns heute fast einen größeren Reiz, als alle späteren akademischen, ausgeklügelteren und vollendeteren, wie sie vor allem **Welfsch** und **Ertthal** zu danken sind, die damit aber noch lange nicht die ersten Risse **Neumanns** in ihrer einfachen Wucht, den monumentalen ruhigen Hofanlagen übertreffen und in allem sicheren Raumgefühl einen Architekten erkennen lassen, dem man es trotz seiner noch nicht großen Baupraxis eben anmerkt, daß er die Räume, die er schaffen will, in ihrem Zusammenklang vor sich sieht und formt.

Und, wenn auch die Würzburger Residenz durch die Mitarbeit **Welfschs** und **Hildebrandts** eben im meisterhaften Zusammenschweißen **Neumanns** schließlich etwas Prächtigeres und auch wohl Formvollendeteres im Außenbau wie seine übrigen, ganz eigenen Residenzplanungen bekommen hat, keiner all der Meister, denen man oft allzuviel Verdienst an dem Bau zuzuschreiben geneigt ist, hat, wenn er allein arbeitete und zusammen mit den eigenen Bauherren etwas nur annähernd Ähnliches und Einheitliches fertiggebracht. Schon gar nicht, wenn wir an die inneren Raumzusammenklänge denken, und die, allem voran, noch dazu das alleinige Verdienst des großen Raumschöpfers sind und bleiben. Denn damit hat er eben die ganze ältere Generation, zu der schließlich alle bedeutenderen Mitschöpfer doch gehören, so weit übertroffen, daß unter ihm erst eine neue Raumwelt in rheinisch-fränkischen Landen und in ihren Schloß- und Kirchenhallen sich weitete und aufspannte, die unerreicht im ganzen internationalen Barock als ein Höhepunkt sich darstellt.

Und im Außenbau ist dieser Höhepunkt bei der Residenz selbst im Zusammenziehen der Gartenfront gelungen mit ihrem meisterhaften Herauswachsen des in sie doch ganz einklingenden überreichen Mittelbaues. — Es gab eine Zeit, in der man **Balthasar Neumann** vorwarf, er sei ein schlechter Zeichner im Dekorativen gewesen, und damit begannen sich die Gemüter in der damals noch herrschenden maßlosen Ueberschätzung alles schmückenden, aber doch eigentlich untergeordneten Beiwerks, zu verwirren. Als wenn es Sache eines wirklichen Architekten wäre, nun alles selbst, bis zum Türschild herab, zu zeichnen und darüber Wichtigeres, eben das Schöpfen von Raum und Bau-



Bierzehnheiligen, Ansicht vom Zugangsweg.
Aus: **Rich. Teufel**: „Die Wallfahrtskirche Bierzehnheiligen“
Sahresgabe des dt. Vereins für Kunstwissenschaft

masse, zu vernachlässigen. Ein bekannter süddeutscher Architekt und Künstler der neueren Zeit hat einmal vor den Rissen eines anderen Modearchitekten, dessen Pläne fast stets durch das feine Ausarbeiten der Einzelheiten die Augen der Preisrichter bestachen, ärgerlich ausgerufen: „Es ist ein Elend, daß der Kerl so gut zeichnen kann!“ Und die architektonischen Ungeheuerlichkeiten dieses guten Zeichners verderben heute so manches Stadtbild, denn seine Bauten dem Bestehenden anzupassen, — eigentlich doch die Hauptsache und eine wirkliche Kunst, — war er nicht fähig, ebensowenig, wie er sich einen Raum seinen Grundrissen nach auch wirklich vorstellen und erdenken konnte, und das sind eben gerade zwei Hauptfähigkeiten des Architekten **Balthasar Neumann**, die Fähigkeiten, deretwegen er auch das Recht hatte, wie alle großen Baukünstler der Zeit, sich Ingenieur zu nennen, welcher Titel damals weit über dem des Architekten stand und den alle als ersehntes Ziel erstrebten, aber nur wenige zu Recht führten.

Es gab eine Zeit, in der man **Balthasar Neumann** auch gegen die verteidigen mußte, die rücksichtslos an dem Purpurmantel seines Ruhmes zu zerren begannen. Meine erstmalige vorsichtige Feststellung, daß er nicht mehr so rücksichtslos wie bisher als der Meister der Würzburger Residenz im landläufigen Sinne anzusehen sei, daß **Welfsch**



Vierzehnheiligen, Blick von der Orgelempore nach Osten.
 Aus: Rich. Teufel: „Die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen“
 Jahresgabe des dt. Vereins für Kunstwissenschaft

und Hildebrandt neben anderen noch in kollektiver Weise mitgearbeitet hätten, gab dann den ersten Anlaß ab, daß ein wahrer Sturm gegen ihn losging, der so weit über das Ziel hinausschoß, daß man Neumann wohl nicht mehr als schöpferischen Künstler, sondern nur mehr als Ingenieur im modernen Sinne werden wollte und selbst meinte, daß der maßlos Ueberschätzte als Bauschöpfer bei der Residenzbaugeschichte vollkommen auszuscheiden habe.

Damals mußte auch ich noch, bevor meine schon lange vorbereiteten, schon vor dem Kriege begonnenen und durch ihn unterbrochenen, aber jetzt mir selbst bereits gedruckt vorliegenden „Neumannbriefe“, deren Einleitung in ihren Grundzügen schon 1919 geschrieben war, in zahlreichen kleineren Schriften versuchen, das in Verwirrung gekommene Bild des Meisters zu retten.“) Noch im letzten Moment konnten die nun auch schon fertig gedruckt vorliegenden so zahlreichen neuen Dokumente aus den frühen Baujahren der Würzburger Residenz durch das Einfügen einer kleineren Reihe, die Walter Boll noch dazu auch festgestellt hatte, vermehrt werden, obwohl diese das Bild, wie ich es in der Einleitung bereits niedergelegt hatte, nicht mehr verändern konnten, denn sie brachten wohl Ergänzungen des vorliegend gedruckten, aber keine Aenderung meiner allgemeinen Ergebnisse, die sich selbst

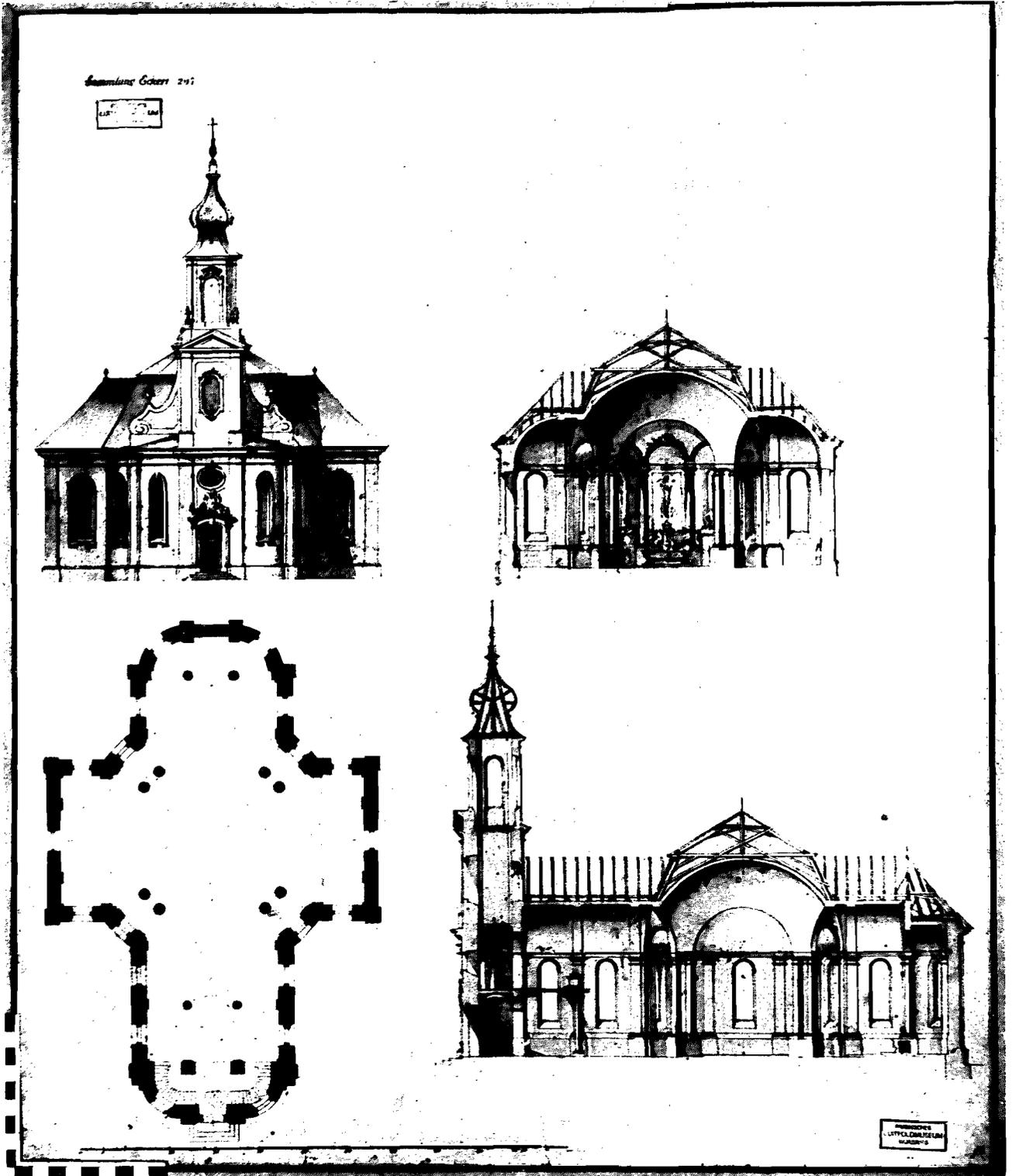
auch von der damaligen, im Gegensatz zu anderen Forschern schon erfreulich gemäßigteren Auffassung Bolls, stark zugunsten Neumanns eben noch abwandten. Erstaunlicherweise aber war es gerade Würzburg, woher diese Neumann ungünstige Einstellung ihren Ursprung genommen hatte, und eigentlich trat dort vor allem der Architekt Eckert des weiteren auch restlos für ihn ein, selbst aus altem einheimischem Baugeschlecht der Stadt stammend.“a) Heute ist das alles nicht mehr nötig, größer denn je steht Balthasar Neumann vor uns und jeder neue Planfund von ihm oder von den andern beteiligten Meistern bestätigt die Richtigkeit seiner wahren Bedeutung.

Um 1740 steht der Meister auf seiner Höhe. Nun ist er auch die erste Autorität bei dem aus Wien gekommenen zweiten Schönborner Bischof, der lange Zeit noch Hildebrandt ihm in gewissem Sinne doch vorgezogen hat. Aber immer voll und ganz verstanden sah er sich bei den Fürsten am Rhein, die nichts mehr ohne ihn bauen und veranlassen wollten, „wenn der beste Fuhrmann“ abginge. So entstehen dort und in Baden und Schwaben und für Kurpfalz all jene großartigen Residenzpläne, die Treppen- und Schloßhallen von Bruchsal, die Pläne für Schwesingen, Stuttgart und Karlsruhe und das abgeklärteste, wenn auch räumlich nicht so große Treppenhaus in Brühl. Und bei dessen Konkurrenz blieb er deshalb Sieger, weil er vor allen, auch ausländischen Konkurrenten, die mit schönen Worten den Kurfürsten von Köln zu ihren Vorschlägen begeistern wollten, sagte, mit Worten könne er seine Pläne nicht ausdrücken, man möge ihm aber Lehm geben und als das geschah, schuf und formte er sogleich selbst das Modell seines Treppenraumes, wie er ihn im Geiste eben fertig vor sich sah.

Und das Geschick und die Franzosen haben uns dann leider sein ganz eigenes Hauptwerk, das er unbehindert von allem als Dank an die ihn von Jugend an fördernde Familie schaffen konnte, Schönborns Lust bei Koblenz, 1793 vernichtet, bei dem es ihm noch vergönnt war, seinen alten Plan des doppelseitigen großen Treppenhauses mit allen Raumsfolgen auszuführen. Es scheint, daß er dabei auch Ideen zur Durchführung brachte, die ihm auszuführen, bei seiner Kaiserresidenz einer neugeplanten Wiener Hofburg, verwehrt worden waren. Denn in seinen schwersten Jahren, als sein Schönborner Herr gestorben war und der Nachfolger ihn sogar durch einen neuen Oberbaudirektor in Würzburg ersetzt hatte, bekam er diesen ehrenvollen Auftrag von der Kaiserin Maria Theresia, die ihn auch als kaiserlichen Oberbaudirektor nach der Reichshauptstadt berufen wollte. Doch die schlesischen Kriege ließen alles nur einen Plan sein. Es ist die Zeit, als der, in die Klasse der Hofkavalierarchitekten zu setzende kaiserliche Ober-

baudirektor und Grande, der Herzog von Silva Tarouga, am 19. Juli 1747, als er Neumann in Anerkennung der Kaiserin, eine kostbare Tabatiere mit ihrem Porträt zu übersenden hatte, in bemerkenswerter Unterordnung und Einföhlung in den Genius dieses großen deutschen Künstlers,

wenn auch in schlechtem Deutsch als der Ausländer, der er nun einmal war, schreibt: „Unterdessen, was meine eigene Person und einstweilige Direction (des kaiserlichen Bauwesens in Wien) angehet, kan ich nicht anderst, als dieselbe versichern, das alles wie ich habe bewunderet, da ich Würzburg



Balthasar Neumann: Pläne für die Kirche in Etwasshausen bei Kitzingen (Luitpoldmuseum, Würzburg)

paziert und die dortige Hochfürstl. und Bischöfliche Residenz und Pallast sorgfältig besehen und durchgegangen, ich hatte ingleichen bewundert all- da die vielerley arbeitthen, da deroselben Wissenschaften, Erfahrenheith und Geschicklichkeith, würden versichert viel mehrerer Ehre der höchsten Direction und Oberaufsicht gemacht haben (also in Wien), die ich nun unterdessen mit mittelmäßigen Wissenschaften und Erkandtnuß versehe und besitze“. Dieser Plan zur Hofburg und die geplante Berufung als kaiserlicher Oberbaudirektor mußten Neumann zu hoher Genugtuung gereichen, gerade aus dem Hauptquartier seines ehemaligen architektonischen Hauptwidersachers Joh. Lukas von Hildebrandt. — Wenn auch das alles nicht zur Ausführung kam, die Pläne zur Hofburg sind glücklicherweise nun wieder zum Vorschein gekommen, an deren Vorhandensein man schon geneigt war, nicht mehr zu glauben, ebensowenig wie an gefertigte zur kurpfälzischen Residenz in Schwetzingen, wozu jetzt auch die Belege ans Licht getreten sind.

Aber dafür steigen in Franken und den Rheinlanden noch allenthalben Neumanns Kirchenhallen empor. Und in einer höchsten Durchgeistigung ihres Raumes, von kleinen Dorfkirchen wie Gaibach (Unterfranken) und dem dekorationslosen und deshalb als Raumbild fast noch erschütternder wirkenden Etwashausen (am Main) an bis zu solchen lichtdurchstrahlten Offenbarungen in der Verschmelzung von Langhausbauten mit zahlreichen kuppelgewölbten Räumen, wie Bierzeihenheiligen und Neresheim, in denen die Wände in Kurven zurückweichen und ausbiegen und so ebenso wie die Decke mit ihren Wolkengemälden ins Unendliche zu verschwinden scheinen.

Und dazu die wie geschliffen wirkenden, hoch zum Himmel in schnittige Kirchturmshauben ausklingenden Kirchenfronten, wie denn diese kristallklaren, von kleinlicher Dekoration abgewandten, in des Worts wahrer Bedeutung eben geschliffenen Fronten die besondere Eigenart unseres Meisters noch dazu ausmachen, das Schloß Werneck (nördlich Würzburg) mit seiner Gartenfront und ihrer so herrlichen und abwechslungsreichen Dachbekrönung mit den Akzenten der beiden Schloßkirchtürme darauf, ist auch ein klassisches Beispiel dafür.

Nach dem plötzlichen Tode des Ingelheimer Bischofs (1749) wurde dann Neumann von seinem Nachfolger aus dem Hause Greiffenklau von neuem als Baudirektor in alle früheren Ehren eingesetzt. Sein erster Auftrag konnte ihn nur befriedigen: „Weilen das bey voriger Regierung von dem Hoffkammerath Schenkell übernommene bauwesen zu Veitshöchheim nit stand gehalten, sondern was im Sommer und Herbst gebauet, in kurz verwichenen Winter wiederum eingefallen, so haben Ihro Hochfürstl. Gnaden gnädigst befohlen, daß

hinführo der Obrist Neumann nach vorhergehender Ordnung baue und Veitshöchheim bald möglich in stand richten solle“.

Der Fürst besaß auch sonst ein volles Verständ- nis für den Genius unseres Meisters und befahl alsbald, die verlorenen Jahre in der letzten Aus- zierung der Residenz wieder einzubringen, bis wir dann am Sonntag, den 13. Dezember 1750 hören:

„Gestern ist der Venetianische Maler Diepolo an kommen, hatt mit sich gebracht seine zwei Söhne und einen Diener, ist am hof in die Eckzim- mer im garten am rhenntweg logieret und mit fünf Zimmern versehen wordten. Die Kost bekomme er angewiesen an der Cavaliertafel, speiste anfangs mit denen Cammerdienern, weilen es Ihme Como- dor ware, endlich aber allein und bekame für mit- tag 8 und abends 7 speisen, sonst ließe man Ihme nichts abgehen und tractirte ihn in allem herrlich“. So hatte Neumann noch die Befriedigung, die letzte Bekrönung seines großen Werkes durch die Ausmalung eines solchen, seiner und seiner Mit- helfer würdigen Künstlers zu erleben, der dem denkwürdigen künstlerischen Zusammenarbeiten das ma- lerische Denkmal an seinem in grauem Silber- ton ins Unendliche sich verlierenden Deckenfresko selbst gesetzt hat, von dem er mit Neumann und dessen künstlerischen Gehilfen aus der zu Ende gehenden Bauzeit noch heute auf uns herabschaut.

Und den Meister hat er gemalt, wie er, hingela- gert über ein Kanonenrohr, ruhig sein Lebenswerk zu überschauen scheint. In den beiden erhaltenen Tafelbildern Neumanns in Würzburg und Wern- eck aber sehen wir ihn nochmals die Dreiteilung seines Wirkens versinnbildlichen mit dem gerollten Festungsplan, dem Stückrohr und der Civilarchi- tektur dadurch, daß er auf den erstbegonnenen Eck- pavillon der Würzburger Residenz hindeutet und so noch einmal das Werk auch selbst für sich in Anspruch nimmt.

Als Balthasar Neumann „am 19. August 1753 früh nach 7 Uhr, alt 66 Jahre, 6 Monate, 20 Tage“ starb, widmete ihm der Domvikar Geisler in seiner handschriftlichen, sonst knapp gefaßten Chronik über vier Seiten und er sagt von ihm: „Geliebt von großen Chur- und Fürsten wegen sei- ner großen Kunst und großen Erfahrnis in der Architektur, wie er denn allhier in Würzburg die Residenz, das fürstl. Schloß zu Werneck, viele und schöne Häuser in der Stadt, schöne und große Kir- chen auf dem Land erbaut, geliebt und geehrt von jedermann wegen seiner Leutseligkeit, Umgang und christl. Lebenswandel. Sein leutseliges Wesen machte ihm jedermann günstig. Seinen Namen werden verewigen die in Trier aufgeführten Ge- bäu, im Speyrischen lobt man selbigen, die Frank- furter Brücke, das zu Ellwangen aufgeführte Se- minarium, ich geschweige andere in Bayern und Schwaben aufgeführte Klöster und Kirchengebäu“.

So in Kürze der Nachruf seiner künstlerischen Tätigkeit, wobei wir sehen, daß schon damals auch die Sage eingesezt hat.

Und als Neumann am 22. August begraben wurde, unter nicht gewöhnlichem Pomp, führte der Obrist von Kolb ein ganzes Bataillon im Leichenzuge an. „Die Artilleristen, seine nächsten Untergebenen, gingen vor und nach dem Trauermagen, den vier in schwarzen Boi verhüllte Pferde zogen. Alsdann folgten „zwei Stück“, also die Geschütze seiner Waffe, mit deren Fertigung und dem Glockenguß dazu seine Laufbahn angehoben hatte. „Der ganze Leichenkondukt war recht schön, alle Gassen und Häuser waren mit Menschen angefüllt, welche diesen Verstorbenen sahen und betrauereten“. Und, als der Sarg in die Gruft der Marienkapelle eingesezt wurde, gab das Bataillon auf dem Markte vor der Kapelle die Ehrensalue ab, und vom Marienberg herab antworteten und donnerten die schweren Geschütze und auch sie gaben dem alten „Stückgießer“ den letzten Gruß und die letzte Ehrung und verkündeten dazu weithin dem fränkischen Lande, daß Balthasar Neumann gestorben sei und mit ihm das rheinisch-fränkische Barock.

Und nichts charakterisiert besser den Verlust, den mit ihm die deutsche Architektur und Technik erlitt, als die Tatsache, daß nach seinem Tode niemand mehr vorhanden war, der sich getraut hätte, die Kuppelwölbung der Kirche von Neresheim in Stein auszuführen und so im Sinne des Meisters zu vollenden. — Und das Adelsprädikat, das ihm Volk und Regierung, ebenso wie seinem Sohne dann dauernd und unangefochten gab, ohne daß jemals eine Verleihung stattgefunden hat, ist ein weiterer Beweis für das Ungewöhnliche und die Macht seiner Persönlichkeit.

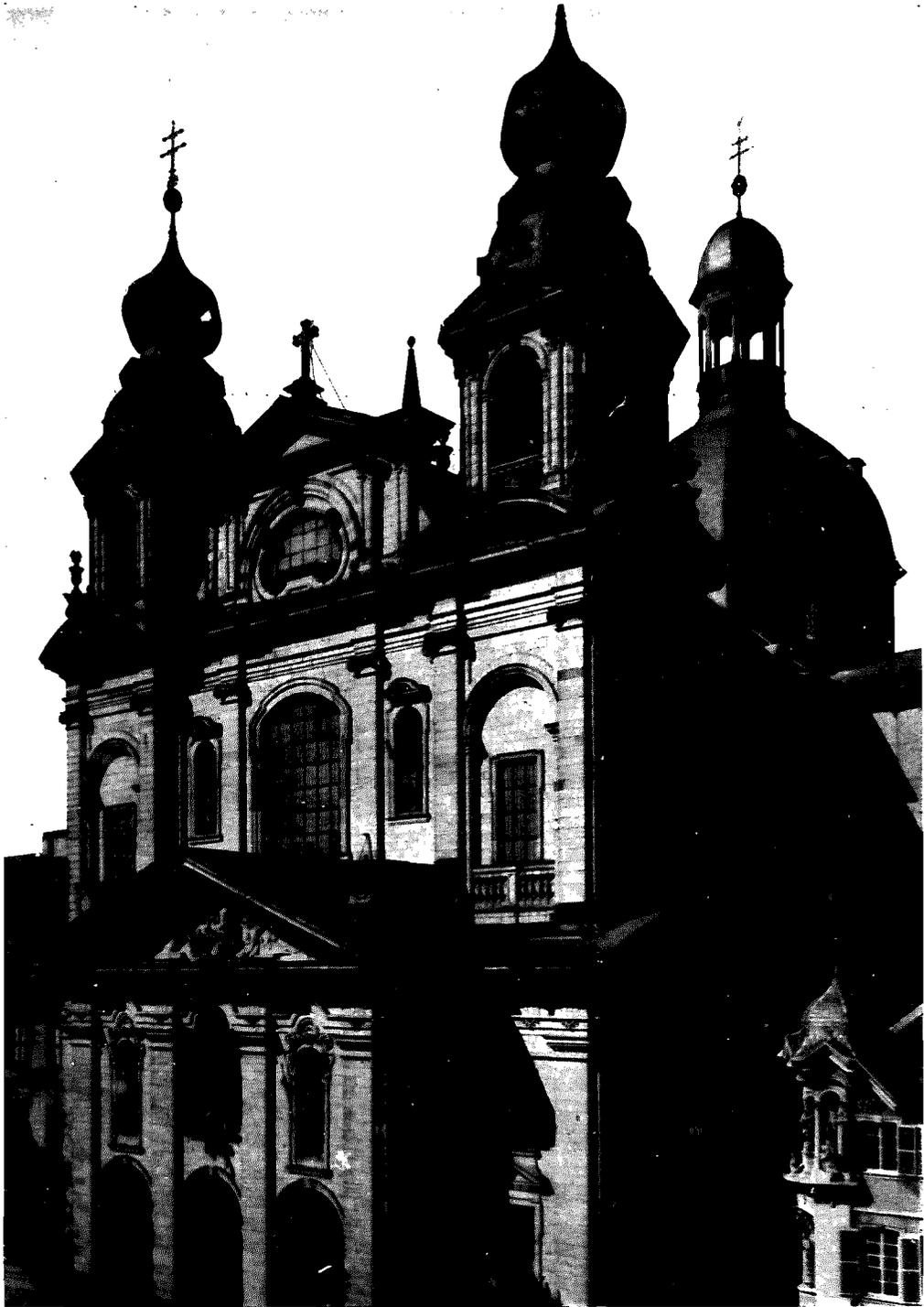
III. Balthasar Neumann und Mannheim

An dieser Stelle mag es nun auch am Platze sein, einmal zusammenzustellen, in welche Beziehungen Balthasar Neumann zu Mannheim und zu seiner Umgebung getreten ist, um zu sehen, ob auch hier seine Kunst sich trotz der hier so großen eigenen kurpfälzischen Tradition durchzusetzen vermochte. — Auf seiner denkwürdigen Pariser Studienreise kam er im Januar 1723 zum ersten Male in die pfälzische Hauptstadt, in der der große Schloßbau in vollem Gange war. Und schon am 3. Januar hatte sich der Fürstbischof Joh. Philipp Franz von Schönborn an den „Obrist Rämmerer von Churpfalz“ von Sickingen gewandt mit der Bitte, seinen Stuchauptmann und Ingenieur Neumann bei seinem Besuche in Mannheim zu unterstützen, da er glaube, „daß Er bey dem Herrn Churfürsten zu Pfalz ecc. führenden haw zu Mannheim gahr viel gutheß und schönes würde sehen können und so sein vorsehender haw desto besser gerathen möge“. Zugleich mit Neumann sandte er den Kapellmeister Fortunat Keller „damit er

das Glück haben möge, neben dem, daß Er dasigen Hof und Bornehmen haw sehe, auch die so sehr gerühmte churpfälzische Musit zu höhren“. Die beiden machten sich denn auch auf den Weg, und am 11. Januar bereits kann Neumann seinem Herrn den ersten schriftlichen Bericht von der Reise senden.

Durch das Neckartal war er gefahren und hatte mit Interesse die schönen roten Sandsteinbrüche betrachtet. Der Baudirektor Clemens Froimont mußte ihm alsbald die Risse und den fertigen Bau des Schlosses zeigen, nachdem er sich aber vorsichtigerweise doch gleich nach seiner Ankunft schon in aller Ruhe und noch unerkannt den Bau selbst bereits allein besehen hatte, ehe er sich melden ließ, um eben unbefangen sich vorher schon ein Bild des Werdenden machen zu können. Und er meint: „Ich muß sagen, daß viel daran gemacht undt zwar der ganze Corps de logie außer mitten der Hauptsaal undt die Hauptstigen nicht bedeckhet aber neßdeme noch die zwei Halbe Fligel bedeckhet undt die ganze fundamentar außer den boden seint. Es ist ein Pavillon auch bedeckht, so eine Kuppel hat, welche viel höher alsß der Herr Jean Luca in seinen riß gezeignet, welche schon mit schiffer bedeckhet, wird widerumb abgebrochen undt eine ganz ebene Palustrade vndt gallerie gemacht, worüber mit dasigem Capitän (eben Froimont) des tachs halber viel gesprochen“. Und damit bezieht sich eben Neumann auf die Pläne, die Johann Lukas von Hildebrandt, der sich als geborener Genuese wohl gern in italienischer Künstlerart nur mit seinem Vornamen nennen ließ, zur Würzburger Residenz geliefert hatte. Und diese Brieffstelle war zugleich der erste, wieder zum Vorschein gekommene Hinweis über seine Beteiligung auch in der frühen Würzburger Bauzeit.

Neumann hat damals auch eine Bleistiftskizze vom Mannheimer Schloßbau dazu gefertigt, bezeichnet „Cuppel Cines Pavillons so wieder abgebrochen wird, wie im Schreiben gemelt“. Der Pavillon zeigt ein hohes gebrochenes Dach mit Kuppel. Auf der Rückseite befindet sich eine weitere flüchtige Skizze vom Dachgestims, Pilasterkapital und der Mezzaninfensterumrahmung des Mannheimer Schlosses. Und diese Skizzen liegen noch heute seinem Schreiben im Würzburger Staatsarchiv bei. Auch dem Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz läßt sich nun Neumann vorstellen und am 10. Januar legt er ihm die neuen Würzburger Residenzrisse vor, die „seine Durchlaucht samt den ganzen Hof mit Vergnügen gesehen undt darinnen trey viertel stundt aufgehalten“. Nach eingehender Besprechung und im Vergleichen der beiderseitigen Baurisse, versprach der Minister von Sickingen die General-Risse von der Mannheimer Residenz mit nach Würzburg zu bringen und einige Schloßrisse, wie auch einen von der Fortifikation gab man Neumann auch gleich mit. Und auch an



Jesuitenkirche in Mannheim

schicken wollen, was ich werdte verlangen, hingegen den Mainzer Kurfürsten, den die ganze Schönbornfamilie zusammenhaltenden bedeutsamen Lothar Franz von Schönborn, hatte man die Mannheimer Risse gesandt. Natürlich machte sich Neumann auch mit seinem besonderen kurpfälzischen Kollegen, dem Oberstingenieur und Fortifikationsdirektor Fremelle bekannt, und dazu schreibt er noch: „Ich habe diese Direktoreß so wohl der Residenz, als Fortification dahin gewonnen, daß sie mir

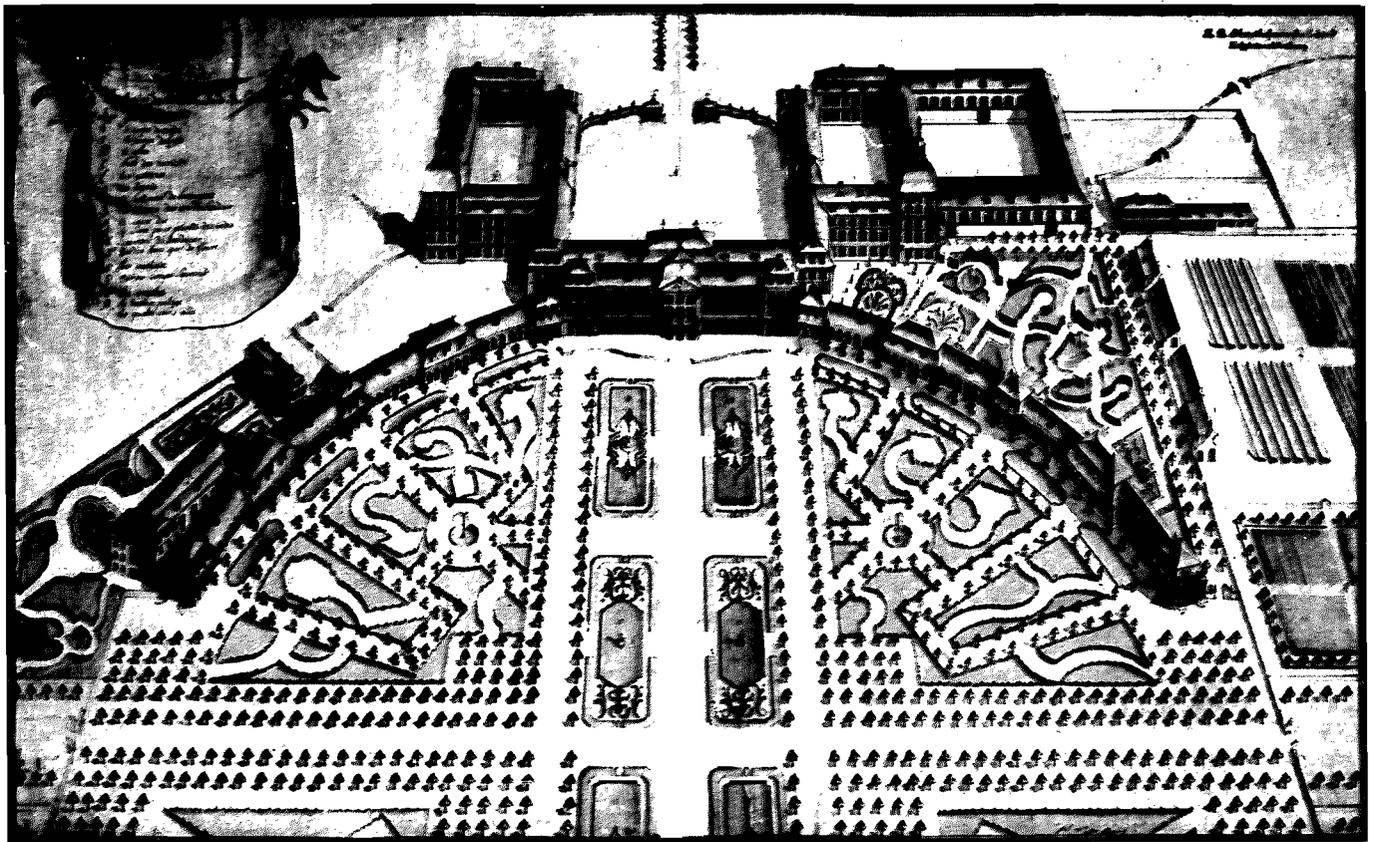
werdte ich ihnen auch werden dienen können“. — Dann befaßt er sich mit den Mannheimer Baueinheiten, lernt den rühmlich bekannten Hof- und Kabinettsschreiner Sigismund Zeller, später auch Hofbaumeister, der aus Innsbruck stammt, kennen, der das Schloßmodell gearbeitet hatte, und mit ihm beschäftigt er sich noch besonders, „weilen dießer mann inventios ist“. So läßt er sich von ihm gemachte Fenster und deren Modelle vom Mainzer Hofglaser mit kunstvollem Beschlag und einem be-

sonderen Verschluss der Läden erklären, ebenso ein kunstvolles „Cabinet schloß“ wohl vom Kabinett-schlosser Arnold Krapp und andere „künstliche sachen“ mehr. Dann beschäftigt er sich eingehend mit der Arbeit der Stuckatoren. Dazu schreibt er: „Euer Hochfürstl. Gnaden versicher auch underthänigst, daß keine schönere Stuckadorarbeit von Laubwerkh, wenig zwar von der quadratour, aber pas relive undt figuren auf denen gesiembsern so schön, daß mann daß meiste solte in Mettall gießen.... Einer oder 2 seindt, welche die historien verstehen, vndt noch geschwinder in possiren von Erden ist als Mo. Ciré (Hofbildhauer Claude Curé aus Paris in Würzburg) vndt fein, welcher lang die Academia frequendirt, der der best ist, sich auch schriftlich bei mir explicirt“. Und das waren damals Italiener, die beim Mannheimer Schloßbau tätig waren, wie denn in den ersten Baurechnungen Antonio und Georgio Feretti, Richardi, Ketti, Paul Alegre und Clerici genannt sind, während Neumann wohl 9 Stuckatoren nennt, die sich alle ergänzen und deren Arbeiten er so alle auch „in particulare“ betrachtet hat, im Gedanken, den einen und den andern auch für Würzburg zu verwenden. Für seine rein architektonische Einstellung allzu reicher und überladener Dekoration gegenüber schon damals, ist dann diese Mitteilung wichtig:

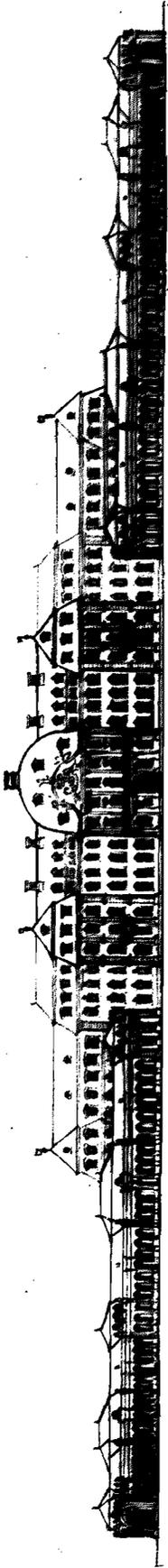
„Meine wenige einwendung ist gewesen, unter ihnen, warumb sie so 1000 sachen vndt alles voll ahn den plason machen, sie sagten, es geschehe wider ihren Willen mann wolte es also Haben vndt ich solte denen nur maß geben, er wolte Scice vndt inventiones genug machen“.

In der Folgezeit ist dann Neumann des öfteren kürzer in Mannheim gewesen, um sich dort umzusehen, und zwar, seinen Briefen nach, im März 1738, im April 1739, im Mai 1740, wo er nur nicht zum Kurfürsten ging, weil „seine Erzellenz Herr Oberst Cammerherr von Sickingen mit dem Podagra incomodirt waren“; und auch im Juli 1741 weilte er wieder in Mannheim. Neumann war aber auch im November 1746 daselbst anwesend und zwar damals in wichtiger Angelegenheit.

Ein Streit über die Ausmessung der Rohbauarbeiten der zu diesem Zeitpunkt bis an das Dach mit den Fronttürmen fertiggestellten Mannheimer Jesuitenkirche, dieses bedeutungsvollsten Kirchenbaues Südwestdeutschlands in italienischer Art mit süd-deutsch-österreichischen Einflüssen, hatte es zuwege gebracht, daß als Unparteiischer der damals anerkannte erste Meister des rheinisch-fränkischen Barock der „Fürstl. Würzburgische Fort. Obrist



Schrägsicht auf den Schloßkomplex der von Balthasar Neumann für Schwetzingen geplanten Residenz
Nach einer Zeichnung von Josef Kiefer (Gartenamt, München)



Rabaliatti's zweiter Entwurf für das Schweizinger Schloß. Nach einer Zeichnung von Dr.-Ing. W. Hoffmann

von Neumann“ berufen wurde und da dieser ohnehin den Rhein hinunter zu einigen Höffen bereits abgereiset“ war, konnte er auch nach Mannheim kommen. — Als er dann nur wenige Tage zu seinem glänzenden Bruchsaler Bauwesen fortgefahren war, gab es erneut Streit. Schließlich kam alles zu gutem Ende. Und am 2. Dezember 1746 unterzeichnete Balthasar Neumann mit Prior, Pfanner und WARTH, den Bauunternehmern, die genaue Prüfung des Befunds. Und 100 Dukaten erhielt er damals als „Douceur“.

So berichtet uns W. W. Hoffmann in seiner vortrefflichen Monographie des kurpfälzischen Hofbaumeisters Franz Wilhelm Rabaliatti¹⁾, die auch sonst manche, durchaus einleuchtende Hinweise des Einflusses B. Neumanns auf Kurpfalz bietet, dessen einheimische Art nun auch trotz aller und auch bedeutsamer Ausländer, die dort am längsten noch das Heft, im Gegensatz zu andern, bereits bekehrten, rheinisch-fränkischen Staaten, in der Hand hielten, sich durchzusetzen begann. Und es ist ein Verdienst dieser Arbeit Hoffmanns, es eindeutig bewiesen zu haben, wie sich Neumann in dem kurpfälzischen Hofbaumeister Francesco Rabaliatti einen wahren Schüler gewann. Denn Rabaliatti „verstand es in glücklicher Synthese von italienischem Formgefühl und süddeutschem Lebensdrang seinen Stil nach dem Vorbilde des großen Balthasar Neumann auf eine strengere Note zu stimmen. Und gerade durch dieses Entgegenkommen an die neu aufwachsende Richtung . . ., glückte es ihm, den unverfälschten Barockcharakter der heimischen Bauweise länger am Leben zu erhalten, als es andernfalls möglich gewesen wäre, und dies gerade in einem Landstrich, der unter dem Oberbaudirektor Pigage, einem ausgesprochenen Vorkämpfer des westlichen Neoklassizismus, dessen stärksten Angriffen ausgesetzt war“.

Dieser Rabaliatti aber war ein Savonese, der bei einem solchen erfindungsreichen und geschäftstüchtigen Orte in den ligurischen Alpenvorbergen, in Stella, geboren war, dessen 6 Kirchspiele wahrhaft über dem Meer wie ein Stern ausstrahlen. Und den ausstrahlenden Stern hat dann auch dieser Ligurier, der vielleicht über Piemont und Frankreich den Weg in die Pfalz gefunden hat, als Familienzeichen sich gewählt und überall, in seinem Siegel und auf seinem schönen Herrenhaus von Schwezingen ostentativ angebracht.

Ein gewisses und auch geschäftstüchtiges, sicheres Gefühl zeigte ihm, dem aus dem Handwerkerstande Entsprossenen, daß es bei Neumann, der auch eigentlich daher kam, mehr für ihn zu holen gab, als wenn er seinen eigenen, rein akademischen Baudirektor Nicolas de Pigage nachgeahmt hätte; er war sich der Größe dieser einmaligen Erscheinung, wie das Balthasar Neumann für die rheinisch-fränkischen Lande war, wohl bewußt und zog eben daraus seine künstlerischen und auch wohl klugen finanziellen Erwägungen. Denn ohne das ging es bei diesen urteilsflugen Oberitalienern nun einmal nicht ab.

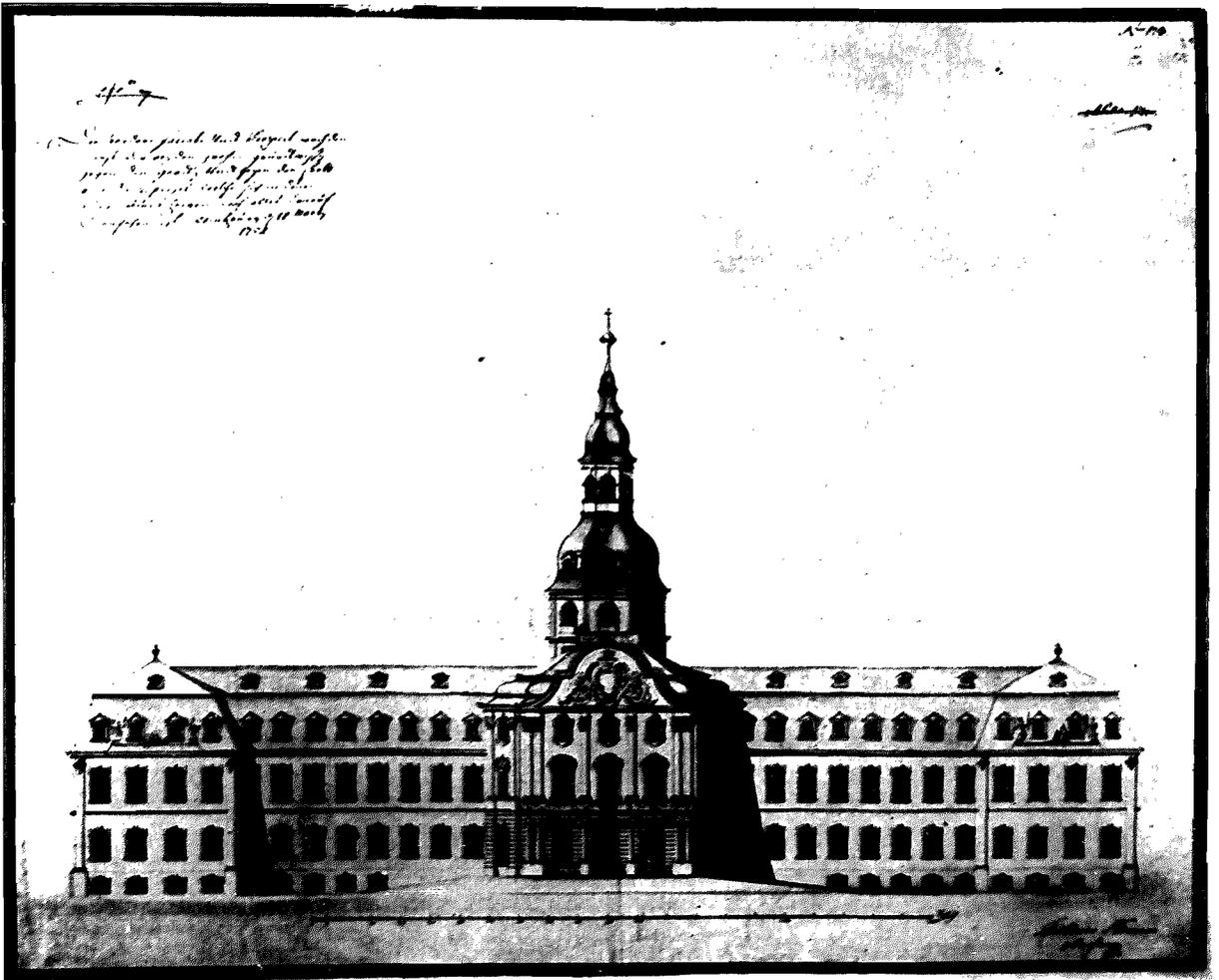
Auf diesem Wege hat dann Neumann selbst auf die Mannheimer Jesuitenkirche noch Einfluß gewonnen, wie Hoffmann einleuchtend nachweist. Denn Rabaliatti hat doch noch entscheidend an diesem wichtigen Kirchenbau Alessandro Galli da Bibienas aus der berühmten Bolognaer Theaterarchitekturfamilie, am architektonischen Aufbau der Ruppel und der Fronttürme eingegriffen, wodurch eine straffere, in sich geschlossenere Wirkung erreicht wurde. Die schnittigen Linien Neumannscher Turmhelme hielten damit auch ihren Einzug in Mannheim! — Die Ruppel war zudem zu Beginn des Jahres 1748 noch nicht begonnen. „Rabaliatti, ganz unter dem Einfluß des kühnen Meisters der Wölbetechnik, Balthasar Neumann, schlug, als man daran ging, das notwendige Holzwerk zur Ruppel genau festzustellen, vor, die tragende Wölbekonstruktion in Tuffstein auszuführen und nur darüber den Dachstuhl in Holz aufzusetzen, also ganz so, wie Neumann die großen Wölbungen in der Würzburger Residenz, zum Staunen der damaligen Bauleute, ausführte und sogar zum Beweis ihrer Festigkeit

richtig als Stückgießer und Stückoffizier — Kanonen abschießen lassen wollte.“ — K a b a l i a t t i s Vorschlag, obwohl ihn die Hofkammer durchaus billigte, scheiterte an der in diesen Gegenden schwer zu erledigenden Materialfrage, vielleicht auch dann noch an der Angst vor dem Ungewöhnlichen und Kühnen!

Bei der Konkurrenz um die Ausführung einer neuen außerordentlich großen Schwesinger Residenz für Kurpfalz treffen dann Balthasar Neumann, P i g a g e und K a b a l i a t t i miteinander zusammen. Und die Risse des letzteren sind denen Neumanns so verwandt, und das nimmt bei seinen zweiten Plänen in der Klarheit der Fassaden und der Gesamtgrundanlage wie selbst in der Dekoration solche Formen an, daß der große Würzburger Meister unmittelbar wie sein Lehrer erscheint. Eine interessante perspektivische Schloßansicht des auch vielfach in Heidelberg vorkommenden Zeichners und Hoffschreiners R i e s e r, der auch P i g a g e 's Risse für Schwesingen kopiert hat, zeigt uns nun erfreulicherweise endlich die gewaltigen Pläne Balthasar Neumanns für diese wichtige kurpfälzische Residenz, eine Feststellung, wie ich sie erst

neuerdings machen konnte.) Ob noch mit weiteren Zusätzen von pfälzischer Seite aus, ist noch unbestimmt. Und diese Neumannschen Schloßpläne vereinigen sich in ihrer wirksamen Gruppierung mit den schon stehenden Zirkelhäusern, Werken B i b e n a s und K a b a l i a t t i s, zu einem so vortrefflichen und einheitlichen Bild, daß wir ihre Nichtausführung lebhaft bedauern müssen, auch ohne nur an die uns damit ja ohne Frage und dazu noch hier wohl in der besonderen kurpfälzischen Großzügigkeit neu geschenkten Treppen- und Saalraumzusammenlänge zu denken. Die Risse übertreffen denn auch in diesem Zusammengehen und der Anpassung an das Bestehende so sehr die Pläne P i g a g e 's mit ihrer ungesügten Kuppel, und dem völligen Mangel einer einigermaßen sachgemäßen künstlerischen Verbindung mit den Zirkelhäusern, daß diese wie ein Mißklang in dem sonst feinen Werk des Lothringers dastehen.

Und diese Pläne Neumanns zeigen sich auch in ihrer ganzen Gliederung, dem malerischen Dachgefüge, den von ihm für eine andere, Mannheim benachbarte Residenz, Karlsruhe, seit 1750 gefertigten Vorschlägen überlegen, die in ihren endlosen



Balthasar Neumann: Mittelbau der Karlsruher Residenz (Generallandesarchiv, Karlsruhe)

Fassaden wenig befriedigen können. Auch sie kamen nicht zur Ausführung oder nur zum Teil in den schrägen, an den älteren Mittelbau in 45 Grad anschließenden Flügeln, wenn auch in anderem und sogar besserem Aufbau. Und der zusammenziehende Meister all der auf diesen Residenzbau ausgestrahlten Wirkungen so vieler Kräfte war hier der junge Albrecht Friedrich von Reßlau, den wir später noch als sächsisch-hildburghausenschen Oberbaudirektor, die sehr wirksame Ruppelstadtkirche von Hildburghausen mit ihrer vornehm gezierten Front schaffen sehen.

Es waren aber nicht nur die Schwesinger Residenzriffe Neumanns, denen sich Rabaliatti in seinen eigenen so verwandt erweist. Die Art des Würzburger brach nun weiter bei ihm durch. Seine Wohnbauten, vor allem noch sein eigenes herrschaftliches Haus in Schwesingen, das Seminarium Carolinum in Heidelberg und seine Kirchen-

fronten beweisen eindeutig seine erstrebte Einfügung in diese blühende rheinisch-fränkische Schule, die ihn ganz eben in ihren Bann zu ziehen verstand. Auch bei der Ausschmückung seines schönen Kirchenraumes für die jesuitische Michaels-Kirche in Freiburg in der Schweiz (ab 1756) hat er wohl Künstler aus dem Würzburger Kreise Balthasar Neumanns herangezogen.

So war denn auch dieser Ausländer am Rhein neben Johannes Seiz, dem Haupt- und Lieblings Schüler des Meisters, und eigentlich in offenem Kampfe gegen seinen eigenen Vorgesetzten, den klassizistischen, pfälzischen Oberbaudirektor Nicolas von Pigage zu einem Glied der weithin leuchtenden und ihre erwärmenden Ausstrahlungen versendenden Kette rheinisch-fränkischen Kunstlebens der Barockzeit geworden und so der Allgewalt Balthasar Neumanns erlegen.

Anmerkungen:

¹⁾ An neueren, auch hier herangezogenen wichtigeren Schriften über B. Neumann wären zu nennen R. Siegl: Balthasar Neumann. Unser Egerland 36/1932. — Und dann besonders noch Clemen s Schenk: Das Bayerland. 48. Jahrg., Heft 8/9, April/Mai 1937. — Friß Knapp: Balthasar Neumann. Der große Architekt seiner Zeit. Künstler-Monographien. Bd. 120. Bielefeld und Leipzig 1937. — Vgl. auch die eindringliche, knappe und damit besonders wirksame Monographie von Clemen s Weiler über Franz Ignaz von Neumann. Sonderdruck aus der Mainzer Zeitschrift, Jahrg. XXII (1937), und namentlich auch Anm. 2 dieser Arbeit.

²⁾ Max H. von Freeden: Balthasar Neumann als Stadtbaumeister. Deutscher Kunstverlag Berlin 1937. Kunstwissenschaftliche Studien XX. 127 S., 64 Abb. — Der f.: Balthasar Neumanns Lehrjahre. Das Bruchstück einer Lebensbeschreibung aus Familienbesitz im Vergleich mit Quellen und Ueberlieferung. Archiv d. Hist. Ver. v. Unterfranken. Aschaffenburg. 71 Bd., Heft 1.

³⁾ Vgl. dazu auch Karl Lohmeyer: Die Briefe Balthasar Neumanns von seiner Pariser Studienreise 1723. Düsseldorf 1912. — Der f.: Die Barockbauten der Abtei Prüm und ihre Meister. Prümer Festschrift und Bonner Jahrbücher. 1912. — Der f.: Briefe Balthasar Neumanns über die Anlage der Koblenzer Wasserleitung 1751—53. Zeitschrift f. Gesch. d. Architektur. Jahrg. VI. 1913. — Der f.: Johannes Seiz. Die Bautätigkeit eines rheinischen Kurstaates in der Barockzeit. Bd. I der Heidelberger kunstgeschichtlichen Abhandlungen. Herausgegeben von Karl Neumann und Karl Lohmeyer. Heidelberg 1914. — Der f.: Barocke Kunst und Künstler in Ehrenbreitstein. Sonderheft des rhein. Ver. f. Denkmalspflege und Heimatschutz. Düsseldorf 1919. — Der f.: Johann Lukas von Hildebrandt und das Mannheimer Schloß. Mannheimer Geschichtsblätter XXI, 11/12. S. 126 f. Enthält die ersten Ausführungen über die kollektivistische Entstehung der Würzburger Residenz 1920. — Der f.: Balthasar Neumann und Kurtrier (ebenso mit Mitteilungen darüber). Zeitschr. f. Heimatkunde von Koblenz. Februar 1920. — Der f.: Balth. Neumann und Kissingen. Bayerland, 37. Jahrg., Nr. 10, Mai 1920. — Der f.: Balthasar Neumann in Rymphenburg und Schleißheim. Bayerland, 32. Jahrg., 1920, Okt. — Der f.: Aus den ersten Baujahren der Würzburger Residenz. Die Brücke. Monatschrift zum Heidelberger Tageblatt. 2. Jahrg. vom 3. März 1921. — Der f.: Aus den ersten Baujahren der Würzburger Residenz. Zentralblatt f. Bauverwaltung. Berlin

v. 16. April 1921. — Der f.: Balthasar Neumann. Zeitschrift f. Heimatkunde des Regierungsbezirks Koblenz. 2. Jahrg., Nr. 20, August 1921. — Der f.: Bayerland, Nr. 20, 1921. Vgl. auch Mannheimer Geschichtsblätter, Jahrg. 1921. — Der f.: Die Briefe Balthasar Neumanns an Friedrich Karl von Schönborn, Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, und Dokumente aus den ersten Baujahren der Würzburger Residenz. Das rheinisch-fränkische Barock, herausgegeben von Karl Koetschau und Karl Lohmeyer, Bd. 1. Saarbrücken 1921. — Der f.: Repertorium für Kunstwissenschaft. 1923. S. 227—234. Besprechungen von Sedlmaier-Wißler: Würzburger Residenzwerk, und Bruno Grimshch: Joh. Lukas von Hildebrandts künstlerische Entwicklung bis zum Jahre 1725. — Der f.: Barock und Klassizismus bei Welsch und Diengenhofer. Cicerone XVII, S. 60 ff. 1925. — Der f.: B. Neumann und die Entdeckung der Hacoebquelle. Bayerland 1926. — Der f.: Schönbornschlösser. Die Stichewerke Salomon Kleiners, Favorita ob Mainz, Weißenstein ob Pommersfelden und Gaibach in Franken aufs neue herausgegeben und mit einer Einleitung und der Lebensgeschichte Maximilians von Welsch versehen. Meister und Werke des rheinisch-fränkischen Barock. Herausgegeben von Karl Koetschau und Karl Lohmeyer. Heidelberg 1927. — Der f.: Von der Wechselwirkung barocker Baukunst zwischen Donau und Rhein. Rheinische Heimatblätter. Sonderheft Donau-Rhein 1927. — Der f.: Die Baumeister des rheinisch-fränkischen Barocks. Wiener Jahrbuch 1928/29. — Der f.: Die Baumeister des rheinisch-fränkischen Barocks. (Wuchausgabe.) Wien-Munich. 1931. — Der f.: Der Hofkavalierarchitekt Philipp Christoph von Erthal. Mainzer Zeitschrift. 1932. — Der f.: Der verloren geglaubte Plan Balthasar Neumanns zur Schwesinger Residenz. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. 1933. — Der f.: Vgl. noch Forschungen und Fortschritte. Berlin 1937, Nr. 9, und „Die Westmar“, 7. Heft, April, Jahrg. 1936/37, S. 324 ff.

⁴⁾ Vgl. so auch seine Ausführungen im Repertorium f. Kunstwissenschaften, Jahrg. 1921.

⁵⁾ W. W. Hoffmann: Franz Wilhelm Rabaliatti, kurpfälzischer Hofbaumeister. Mit 9 Tafeln und 72 Textabbildungen. Band II der „Meister und Werke des rheinisch-fränkischen Barock“. 1934, Carl Winter: Universitäts-Buchhandlung Heidelberg.

⁶⁾ Vgl. Karl Lohmeyer: Der verloren geglaubte Plan Balthasar Neumanns zur Schwesinger Residenz. Zeitschrift f. d. Geschichte des Oberrheins. 1933.



W. A. Mozart und der Chemiker Graf R. H. J. von Sickingen, kurpfälzischer Gesandter in Paris.

Von Adolf Ristner, Karlsruhe.

Vor sechzehn Jahren haben wir in diesen Blättern die Verdienste geschildert, die sich Graf Karl Heinrich Josef von Sickingen (1737—1791), kurpfälzischer Gesandter in Paris, um die chemische und physikalische Erforschung des Platins erworben hat¹⁾. Von der amtlichen Tätigkeit dieses höchst eigenartigen Mannes wissen wir vorläufig nur herzlich wenig, dagegen haben sich beim Eindringen in die Geschichte der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften in Mannheim allerlei weitere Aufschlüsse über die wissenschaftlichen und künstlerischen Liebhabereien Sickingens gewinnen lassen. Nur ein kleiner Teil davon soll uns heute beschäftigen, nämlich alles das, was den Chemiker-Grafen als Förderer von Wolfgang Amadeus Mozart zeigt. Dabei wird uns mancher der Männer begegnen, die im Musikleben Mannheims während der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine Rolle gespielt haben. Auch für die Lebensgeschichte von Mozart werden sich Einzelheiten und Zusammenhänge ergeben, die bisher unbekannt oder ganz unklar geblieben sind.

Was wir 1921 über das Leben des Grafen von Sickingen berichtet haben, muß zunächst in einigen Punkten ergänzt werden. Fünfunddreißigjährig kam er 1772 als kurpfälzischer Gesandter nach Paris²⁾. Hier ebnete er manchem Künstler die Wege, so z. B. dem von Goethe geschätzten Ra-

dierer und Maler Ferdinand Kobell (1740—1799), dem sich durch die Empfehlungen Sickingens manche sonst verschlossene Sammlungen und Ateliers öffneten. Aus Dankbarkeit widmete Kobell seine in Paris erschienenen Radierungen dem Grafen. In einem an den Kupferstecher Georg Wille in Paris gerichteten Briefe³⁾ schreibt Kobell (Mannheim, 15. Mai 1775), daß Sickingen „ein Kenner, Liebhaber und Beförderer aller schönen Künste, und Wissenschaften ist und in allem etwas, in dem meisten aber Vorzüglich schönes selbst geliefert hat“. Aus den Briefen von Mozart werden wir sehen, wie eingehend sich Sickingen auch mit der Musik befaßt hat.

Etwa im Jahre 1774 begann Sickingen mit seinen ausgedehnten Arbeiten über das Platin. Da die Franzosen die Arbeiten des deutschen Grafen, der ja kein zünftiger Gelehrter war, scheel ansahen und schamlos ausbeuteten, dachte Sickingen daran, seine Untersuchungen einer deutschen Akademie vorzulegen. In erster Linie konnte es sich für ihn nur um die Theodoro-Palatina in Mannheim handeln. Im Spätjahr 1778 sandte er deshalb eine umfangreiche, in französischer Sprache abgefaßte Ausarbeitung an C. A. Collini (1727—1806), der am 23. November 1778 den Empfang bestätigte und dabei die Frage nach dem vielleicht vulkanischen Ursprung des neuen Edelmetalles anschnitt⁴⁾. Als Sickingen bald darauf seinen Pariser Posten verließ und in Mann-



Karl Heinrich Josef von Sickingen
Kurpfälzisches Museum Heidelberg

heim weilte, regte Collini die Uebersetzung und Drucklegung der Arbeit an. Als geeigneten Mann empfahl er G. A. Suckow (1751—1813), der dem Grafen alsbald vorgestellt und mit Verdeutschung und Herausgabe der Schrift beauftragt wurde. 1782 erschien das Buch⁶⁾. Sickingen war mit Suckows Uebersetzung sehr zufrieden und schenkte ihm für die Lauterer Schule eine wertvolle Apparatur zu Gasanalysen⁷⁾, was Suckow veranlaßte, sein nächstes chemisches Werk⁸⁾ dem Grafen zu widmen, der sich damals mit anderen chemischen Versuchen, mit Geologie, Paläontologie usw. beschäftigte. Am 4. November 1782 hatte ihn die Kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher zum Mitglied ernannt und ihm den Beinamen „Thales“ gegeben. In der Folgezeit treffen wir Sickingen viel unterwegs, zu Anfang 1784 z. B. in Wien. Gegen Ende dieses Jahres, am 18. November 1784, starb zu Sickingen sein dreißigjähriger Vater, Karl Anton Johann von Sickingen⁹⁾. Erkrankt begab sich der Chemiker-Graf Ende 1787 nach Mainz, weil sich dort in diesem Jahre der ihn behandelnde Arzt Geheimrat Ch. L. Hoffmann (1721—1807) niedergelassen hatte. Zuletzt lebte Sickingen in Wien, wo er am 13. Juli 1791 starb.

Die Beziehungen zwischen Sickingen und Mozart nötigen uns, hier noch kurz einen wichtigen Mitspieler zu nennen: Friedrich Melchior Grimm (1723 bis 1807), der in Paris seit 1755 Rabinettssekretär

bei dem Herzog von Orléans war. Seine *Correspondance littéraire*, welche die Jahre 1753—1792 umfaßt, schrieb er in regelmäßiger Folge für verschiedene Fürstlichkeiten, denen er die jeweiligen Pariser Zustände schilderte. In diplomatischen Geschäften war er viel auf Reisen, namentlich seit er 1775 in Paris Gesandter des Herzogs von Gotha geworden war. Von Kaiser Josef II. (1775) als „Grimm von Grimmschhoff“ geadelt, wurde er 1776 durch den Herzog von Sachsen-Gotha zum bevollmächtigten Minister ernannt. Seine ferneren Schicksale berühren uns nicht weiter.

Seit Ende 1757 genoß Grimm die besondere Gunst von Madame Louise d'Épinay (1726—83). Während Mozarts Pariser Aufenthalt war sie fränklich und lebte in dürftigen Verhältnissen. Grimm wohnte damals mehrere Jahre bei ihr.

Auf der am 9. Juni 1763 begonnenen Kunstreise, die der Vater Leopold Mozart (1719—87) mit seinen zwei Kindern Wolfgang und Maria Anna (1751 bis 1829) über die Hoffstädte Süddeutschlands, Paris und London unternahm, kamen die Mozarts am 18. Juli 1763 von Bruchsal her in Schwetzingen an. Noch am selben Tag wurde ihretwegen eine musikalische Akademie anbefohlen, die von 5 bis 9 Uhr in den Zirkelsälen des Schlosses stattfand. Besonders durch den Flötisten Johann Baptist Wendling (1720—97) wurden die Mozarts entzückt¹⁰⁾. Sie besuchten auch Heidelberg und Mannheim¹¹⁾, wo sie freundliche Aufnahme bei Christian Cannabich (1731—98) fanden und zahlreiche Künstler kennen lernten¹²⁾. Die Reise ging dann über Mainz, Frankfurt¹³⁾, Koblenz, Köln, Aachen, Brüssel nach Paris, wo sie am 18. November eintrafen und bei dem bayerischen Gesandten, dem Grafen von Eyck, gastfreundliche Aufnahme fanden. Leopold Mozart hatte zwar Empfehlungsschreiben an allerlei Personen, richtete damit aber gar nichts aus. Nur ein Schreiben an Grimm, das ihm von einer Kaufmannsfrau in Frankfurt mitgegeben war, erwies sich als nützlich. Grimm bemühte sich sehr tätig um die Mozarts, wie man aus einem Brief des Vaters (4. März 1764) deutlich zu erkennen vermag. Seit Grimm im Streit der Buffonisten mit gutem Erfolg aufgetreten war, wog sein musikalisches Urteil viel. Seine Ansicht über die beiden Mozartkinder¹⁴⁾ ist uns heute noch wertvoll.

Von Paris, das die Mozarts am 10. April 1764 verließen, reisten sie über Calais nach England. Hier blieben sie 18 Monate, hielten sich dann sechs Monate in Holland auf und trafen am 10. Mai 1766 wiederum in Paris ein, wo ihnen Grimm eine Wohnung besorgt hatte. Am 9. Juli verließen sie Paris und reisten über die Schweiz, Donaueschingen und München nach Salzburg, wo sie Ende November 1766 anlangten. Ueber Grimm war Vater Mozart des Lobes voll und er predigte dem Sohn Dankbarkeit gegen den Pariser Gönner, mit dem

aber Wolfgang eine schwere Enttäuschung und viel Bitternis erleben sollte, als ihn sein Weg wieder nach Paris und in engste Beziehung zu Sickingen brachte.

Zehn Jahre schwanden dahin. Schweren Herzens sah Leopold Mozart am 23. September 1777 Frau¹⁴⁾ und Sohn von Salzburg abreisen. Am 11. Oktober verließen sie München und fuhren nach Augsburg, wo sie auf den Rat des Vaters „beym Lamb in der heil: Kreuzergasse“ wohnten. Wolfgang, der in Augsburg einen Vatersbruder hatte und jetzt zu seinem „Bäsle“ in langdauernde Freundschaft trat, veranstaltete ein Konzert am 22. Oktober 1777. Am gleichen Tage war Grimm auf der Rückreise aus Rußland in Augsburg eingetroffen und hatte „neben dem Concert Saale bey den 3 Mohren“ Quartier genommen; er besuchte zwar das Konzert, wurde jedoch von den Mozarts nicht gesehen und suchte sie auch nicht auf¹⁵⁾. Am folgenden Sonntag (26. Oktober) reiste Mozart mit seiner Mutter von Augsburg ab. Die Fahrt ging über Nördlingen und Donauwörth nach Hohenaltheim, wo ein Aufenthalt von einigen Tagen genommen wurde, da der Fürst von Wallerstein anwesend war. In Ellwangen riet der Postmeister, nicht über Schwäbisch-Hall — Heilbronn — Heidelberg zu reisen, sondern Alalen — Schwäbisch-Gmünd — Schorndorf — Cannstatt — Enzweihingen — Knittlingen — Bruchsal — Waghäusel — Schwesingen als Weg zu nehmen. Die Mozarts folgten diesem Rat. Am Mittwoch, den 30. Oktober trafen sie abends 6 Uhr in Mannheim ein und stiegen im Pfälzer Hof ab¹⁷⁾. Am 18. Oktober hatte Vater Mozart seinem Sohne geschrieben: „Wenn Du nach Mannheim kommst, muß die Hauptperson, der Du Dich gänzlich vertrauen kannst, Sgr. Raaff seyn, der ein Gottesfürchtiger, erlicher Mann ist, die Deutschen liebt, und Dir vieles rathen und helfen kann.“ Die Einführung bei Raaff¹⁸⁾ sollte Christian Danner („violinist ... unser alter freund und bekannter“) übernehmen¹⁹⁾.

Am Tage nach der Ankunft machte Mozart mit Danner zunächst einen Besuch bei Christian Cannabich, bei dem er ja schon als Knabe mit seinem Vater gewesen war. Die älteste (13jährige) Tochter Rosa ließ sich auf dem Klavier hören. Mozart komponierte eine Sonate für sie und erteilte ihr Klavierunterricht, wobei eine starke Neigung zu dem Mädchen in ihm aufkeimte. Durch Cannabich wurde Mozart mit dem Flötisten Johann Baptist Wendling bekannt gemacht, der bald in das Leben des jungen Künstlers eingreifen sollte. Des Violinisten, Souffleurs und Kopisten Fridolin Weber (geb. 1733) zweite Tochter Aloysia, eine fünfzehnjährige aufblühende Schönheit und beachtliche Sängerin, wurde ein starker Magnet für Mozart, der viel in Webers Wohnung weilte²⁰⁾.

Eine engere Bindung an den Mannheimer Hof versprach sich Mozart davon, daß er zwei der natür-

lichen Kinder des Kurfürsten unterrichten durfte, nämlich aus der Brezenheim'schen Familie die neunjährige Karoline und den achtjährigen Karl August.

Zwischen dem 10. und 14. Dezember 1777 verließen die Mozarts den Pfälzer Hof und nahmen bei Hofkammerrat Serrarius (jetzt F 3, 5; Erdgeschos) Wohnung: „ein sauberes zimmer, mit zwei schönen bettern, einen altkoven“. Miete, Holz und Licht brauchten sie nicht zu bezahlen, dafür mußte Wolfgang das Fräulein Pierron, „eine Mamselle mit 15 Jahren, welche schon 8 Jahr Clavier spillet ... instruieren“.

Noch ehe der Monat endete, trat ein für Mannheim folgenschweres Ereignis ein. Am 30. Dezember starb in München Kurfürst Maximilian Josef von Bayern, dessen Erbfolger Karl Theodor war. Während des Abendgottesdienstes traf die Trauerbotschaft durch einen Kurier ein. Noch in der Nacht reiste der Kurfürst mit kleinem Gefolge nach München ab. Für die Dauer der Hoftrauer wurden die geplanten Operaufführungen abgesagt ebenso die in Aussicht genommenen Karnevalsfestlichkeiten. Die Mannheimer hofften, Karl Theodor werde bald wieder zurückkehren; nur wenige wußten mit Sicherheit, daß er verpflichtet war, die Residenz nach München zu verlegen.

Für die Mozarts war die Hoftrauer mit ihren Folgen ein recht schwerer Schlag. Sie verließen deshalb im Januar 1778 Mannheim auf kurze Zeit und reisten mit Fridolin Weber und seiner Tochter Aloysia nach Kirchheimbolanden an den Hof der Fürstin Karoline von Nassau-Weilburg (1743—87), die eine gute Kennerin und Beschützerin der Musik war. Mehrere Konzerte wurden veranstaltet²²⁾.

Lange bevor den Mannheimern die Verlegung der Residenz amtlich mitgeteilt wurde (Reskript vom 24. Juni 1778), verließen die Mozarts die still gewordene Stadt. Ihr nächster Zukunftsplan stammte von J. B. Wendling, der während der kommenden Fastenzeit (1778) zu Paris Konzerte mit Friedrich Ramm²³⁾ und Georg Wenzel Ritter²⁴⁾ veranstalten wollte. Zur Teilnahme aufgefordert, verspricht sich Mozart — im Brief an den Vater (3. Dezember 1777) — besonders viel von Wendling, „der Paris (wie es jetzt ist), in und auswendig kennt; denn es hat sich viell verändert“²⁵⁾. Ramm ist nach Wolfgang Ansicht „ein recht braver lustiger ehrlicher Man, etwa 35 jahr, der schon viel gereist ist“. Der Vater — Wendlings Plan klar durchschauend — schreibt (18. Dezember) dazu: „Daß die Herren, mit denen Du nach Paris reisen sollst, Dich nicht auslassen wollen, ist ganz natürlich: sie brauchen einen v i e r t e n; und wo bekommen sie einen solchen v i e r t e n, wie Du bist“. Auch bei Wolfgang waren in der Zwischenzeit allerlei Bedenken aufgestiegen; dies zeigt sein scharfes Urteil (4. Februar 1778) über

Wendling und Ramm („ein brafer Mensch, aber ein libertin“).

Unter dem Vorwand, es seien noch Briefe aus Wien abzuwarten, entzogen sich die Mozarts der gemeinsamen Fahrt nach Paris. Am 15. Februar 1778 verließen Wendling und Ramm Mannheim und sagten baldige Nachricht zu, ob Baron von Grimm in Paris weile. Am Samstag, den 14. März reisten die Mozarts — ohne fremde Begleiter — nach Paris ab und erreichten nach sehr langweiliger, 9½tägiger Fahrt (über Metz und Clermont) ihr Ziel am Nachmittag des 23. März. Der weitgereiste Domherr Graf Anton Willibald Wolfegg (Wolfegg) zu Salzburg hatte ihnen empfohlen, bei dem „Tandler“ Mayer, mit dem er in Geschäftsverbindung stand, Wohnung zu nehmen, was auch geschah²⁰). Schon am Tage nach der Ankunft machten die Mozarts einen Besuch bei Grimm, der aber nicht zu Hause war, und dann noch bei Wendling. Am folgenden Morgen (Mittwoch, 25. März) machte sich Mozart auf den Weg zu Sickingen, „welcher ein großer Kenner und Pffionirter Liebhaber von der Musick ist“. Zwei empfehlende Schreiben sollten Mozart die Einführung erleichtern: von Christian Cannabich und von Otto Freiherrn von Gemmingen (1755—1836)²¹). Mozart traf den Minister offenbar nicht an, wie ein Brief an den Vater (18. Juli 1778) zeigt. Er berichtet darin u. a. von einem Gespräch, in welchem Raaff zu Sickingen sagte: „Apropos, haben ihre Excellenz unsern h: Mozart schon gehört?“ und die Antwort erhielt: „Nein, aber ich wäre sehr begierig, ihn zu sehen und zu hören, den Man schreibt mir von Mannheim sachen, die ganz erstaunlich sind“. Mozarts Einführung im Hause des Ministers erfolgte dann bei einem Essen, zu dem auch Wendling geladen war. Leider fehlen sichere Nachrichten über dieses erste Zusammentreffen.

Anläßlich einer zweiten Einladung bei dem Grafen (Donnerstag, 28. Mai), schreibt Mozart seinem Vater, daß Sickingen „ein charmanter herr, Pffionirter Liebhaber und wahrer Kenner der Musique ist. Da habe ich, ganz allein bey ihm, 8 stunden zugebracht. da waren wir vormittag und nachmittag bis 10 Uhr abends immer beim clavier allerley Musique durchgemacht — (er) belobet, bewundert, recensirt, raisonirt und criticirt. er hat so bepläufig gegen 30 spartiti von opern“.

Der Verkehr wurde bald sehr lebhaft. Schon am 12. Juni schreibt Mozart seinem Vater, er habe nun wohl schon sechsmal bei Sickingen gespeist „da bleibt man allezeit von 1 uhr bis 10. Die zeit geht aber bey ihm so geschwind herum, daß man es gar nicht merckt. er hat mich sehr lieb, ich bin aber auch sehr gerne bey ihm — das ist ein so freundlicher und vernünftiger herr, und der so eine gesunde vernunft — und eine wahre Einsicht in die Musick hat; heute war ich abermal mit Raff dort; ich brachte

ihm, weil er mich darum gebeten hat, (schon längst), etliche sachen von mir hin. heit namm ich die Neue sinfonie mit, die ich just fertig hatte, und durch welche am Frohnleichnamstag das Concert spirituell wird eröffnet werden. diese hat allen beeden überaus wohl gefallen“. Beim „Concert spirituel“ handelt es sich um eines der (1725 ins Leben gerufenen) geistlichen Konzerte, die an hohen Festtagen, an denen keine große Oper gespielt werden durfte, in einem Saale der Tuilerien stattfanden. Von 1777 an bis zur Aufhebung (1791) leitete diese Konzerte der auch als Komponist tätige Tenorist der großen Oper Jean Le Gros (1739—93), dem man in den Pariser Mozartbriefen öfters begegnet²²).

Ueber den Erfolg, den die erwähnte „Neue sinfonie“ bei dem Konzert am Fronleichnamstag 1778 (14. Juni) gehabt hatte²³), berichtete Mozart erst am 3. Juli seinem Vater und meldete dabei, das *R r a n k s e i n* der Mutter, die aber am gleichen Tag bereits gestorben war. In dem letzten Brief, den Frau Mozart ihrem Gatten (am 12. Juni 1778) gesandt hat, spricht sie auch über Sickingen. „Wolfgang ist nicht zu haus er speist mit dem Monsieur Raff bey den graf Sickingen, wo sie alle wochen wenigsten ein mahl zu ihm kommen, dan er liebt den wolfgang über alles, und ist selbst ein großer kenner von Musick, componiert auch selbst“. Ob Sickingen seine Kompositionen veröffentlicht hat, entzieht sich unserer Kenntniß.

Am 31. Mai hatte Wendling und am 10. Juli auch Raaff Paris verlassen. So fühlte sich Mozart, nach dem Tod der Mutter, überaus einsam in der großen Stadt. Die bisherige Wohnung mußte er aufgeben. Das Angebot der Madame d'Épinay, bei ihr zu wohnen, nahm er zwar an, wußte jedoch recht gut, welche Unannehmlichkeiten ihn hier erwarteten. Bereits am 9. Juli bewohnte er „im hause der Madam d'Épinai und des Mr. grimm ... ein hübsches zimmerl mit einer sehr angenehmen aussicht“³⁰).

Um zu verstehen, warum Mozart immer mehr von Grimm abbrückte und sich zu Sickingen stärker hingezogen fühlte, werfen wir einen kurzen Blick auf das damalige Musikleben in Paris. Hier wurde zu jener Zeit ein maßlos heftiger Kampf um die Oper geführt, um die italienische und um die durch Chr. W. Gluck (1714—87) umgeformte französische. In diesem Kampf spielte Grimm eine besondere Rolle. Im Jahre 1753 hatte er in einer Spottschrift vorausgesagt, der gute Geschmack werde untergehen, wenn sich Paris nicht zur Musik der Italiener bekehre. Seine Anhängerschaft rief 1776 gegen die Gluckisten Niccolò Piccini (1728—1800) nach Paris, der damals unter den italienischen Opernkomponisten ganz im Vordergrund stand. Mitten hinein in den tobenden Streit zwischen den Gluckisten und den Piccinisten kam Mozart. Sickingen und Grimm waren für ihn die Gegenpole. Jenen kannte

der Vater Mozart nicht persönlich, diesen aber schätzte er besonders hoch, ohne daran zu denken, daß Grimm sich inzwischen geändert haben könne. Zunächst war Grimm bequemer geworden und gab sich viel vornehmer. Verbittert und rechthaberisch stieß er allenthalben an, zumal da er — persönlich gar nicht einwandsfrei — dem Grundsatz huldigte, der Zweck heilige die Mittel. Dieser perfide Egoist (wie ihn Rousseau nannte) erschien dem jungen Mozart wie ein böser Geist, der ihn in das Lager der Piccinisten drängen wollte. Er ist — schreibt Mozart am 11. September 1778 — „von der welschen Partie — ist falsch — und sucht mich selbst zu unterdrücken“. Besonders schmerzte es, daß Grimm immer wieder betonte, Mozart sei keineswegs so talentiert, daß er sich in Paris durchsetzen könne. Zum Beweis führte Grimm an, wie wenig wesentliche Erfolge der junge Künstler trotz aller Bemühungen zu verzeichnen habe.

Alles, was Mozart bei Grimm nicht finden konnte, bot sich ihm bei Sickingen. Mit ihm erörterte er auch seine Pläne für die nächste Zukunft, bei denen er auf Unterstützung durch den bereits nach Mannheim abgereisten Raaff hoffte. Nach einem Gespräch (28. Juli 1778) mit Grimm und dessen Freundin suchte Mozart alsbald Sickingen auf. „Dieser war ganz meiner meynung — nemlich daß ich noch sollte geduld haben, abwarten bis der Raff angelangt ist — welcher alles für mich thun wird — seyn möglichstes — und wenn aber dieses nicht geht — so hat sich der graf Sickingen selbst angetragen mir zu Maynz einen Platz zu verschaffen“. So schreibt Mozart am 31. Juli seinem Vater; noch mehr unter dem Eindruck der Sickingen'schen Worte steht der nach Mannheim an Fridolin Weber gerichtete Brief (29. Juli), in dem Mozart mit dem Gedanken spielt, daß Aloysia eine Stellung in Mainz erhalten und er selbst dorthin kommen könne: „engagirt versteht sich; unter uns gesagt versteht sich“. Mozart spricht dann von Raaff's Schritten und fährt fort: „Geht dieses nicht, so werde ich wohl gewisser als nicht nach Maynz kommen — der graf Sickingen (so!) (wo ich gestern war und sehr stark von ihnen gesprochen habe) hat einen brudern alda — und er hat mir es selbst angetragen“. Sickingen wollte sich also für Mozart der Hülfe seines um zwei Jahre jüngeren Bruders Wilhelm Friedrich bedienen, der (bis 1781) kurmainzischer Staats- und Konferenzminister war³¹).

Die Frage einer — wenn auch vielleicht nur vorübergehenden — Tätigkeit Wolfgangs in Mainz war übrigens zwischen Vater Mozart und dem Sohn schon einmal erörtert worden. Am 20. November 1777 hatte der Vater auf den Mainzer Kurfürsten Friedrich Karl Josef vor Erthal (1719 bis 1802) hingewiesen, der ein begeisterter Musikfreund war³²), und gemeint, durch den Beistand

des Konzertmeisters und tüchtigen Violinisten Georg Anton Kreuzer (1743—x) könne man in der Stadt Mainz und beim kurfürstlichen Hof Konzerte veranstalten.

Von dem neuen Mainzer Plan wollte Vater Mozart recht wenig wissen und setzte deshalb mit einem sehr langen Briefe (27. August 1778) seinem Sohne den Kopf zurecht; statt sich um Aloysia Weber zu bemühen, solle er zunächst einmal für sich selber sorgen und an Cannabich und Raaff schreiben, daß sie ihn „beym Churfürsten und Seau³³) als einen Componisten zu den deutschen opern vorschlagen. Das nämliche sollte gr: Sickingen an B: Gemmingen oder andere Correspondenten thun“. Was Sickingen für Mainz verspricht, deutet der Vater so: „das heißt nur und muß verstanden werden, er wird sich Mühe geben Dir einen Platz zu verschaffen. ob ers zu wegen bringt, das ist eine andere frage?“; übrigens sei Kreuzer in Mainz sehr beliebt und habe alle Aussicht, dort Kapellmeister zu werden³⁴).

Der Mainzer Plan zerschlug sich vollkommen. Vater Mozart konnte seinem Sohne die Stelle eines Konzertmeisters, Hof- und Domorganisten in Salzburg erwirken. Als Grimm dies erfuhr, verlangte er sofort, Wolfgang solle schleunigst mit der Diligence heimreisen. „Den letzten augenblick habe ich noch meine Bagage anstatt zum Bureau du Diligence, zum graf Sickingen bringen lassen, und noch etliche tage in Paris verbleiben wollen“ schreibt Mozart am 3. Oktober aus Nancy an seinen Vater und fährt fort, daß Grimm, „als ich ihm sagte, daß ich, (weil ich nicht 3 tage bey ihm in haufe seyn kann) wegen den sonaten zum graf v: Sickingen logiren gehen will, mir antwortete mit vor zorn funkelnden augen — hören sie; — wenn sie aus meinen haufe gehen, ohne Paris zu verlassen, so schaue ich sie mein lebetag nicht mehr an — sie dürfen mir nicht mehr unter die augen — ich bin ihr ärgster feind“. Mozart war natürlich sehr verärgert und behauptete auch, Grimms Angabe, die Diligence brauche nur 5 Tage bis Straßburg, während sie doch nach 8 Tagen erst Nancy erreicht hatte, sei eine Lüge gewesen³⁵). In der Antwort (19. Oktober) des Vaters heißt es: „Ich kann nicht begreifen was grimm für Absichten hatte so abscheulich mit Dir fortzueilen und Du würdest gut gethann haben, wenn Dich graf Sickingen behalten hätte, noch einige Tage in Paris zu bleiben, und meinen letzten Brief abzuwarten, wenn Du NB versichert gewesen wärest Dir noch geld zu verdienen“. Bei Vater Mozart, den die Schilderungen des Sohnes zunächst ziemlich ruhig gelassen hatten, waren allmählich verschiedene Bedenken über Grimm aufgestiegen, „weil mir seine Brieffe schon immer suspect waren“³⁶). Ueber die Gedanken, die sich der Vater wegen Wolfgangs Pariser Unterkunft schließlich machte, lassen wir ihn selbst

sprechen: „Hundertmahl dachte ich, und sagte es auch zum hl: Bullinger und Deiner Schwester — sollte er Wolfgang denn nicht beyhm gr: Sückingen oder einem andern Musikkliebhaber eine Wohnung finden? — — dazu gaben mir seine Grimms Briefe Anlaß —, die Deinigen aber nicht, bis auf die letzte, da es nicht mehr zeit war, weil die Briefe einen gar zu weiten weeg lauffen müssen. Basta! nun ist's vorbey“. Die in Mozarts Brief aus Nancy erwähnten Sonaten stehen in einiger Beziehung zu Mannheim und zur Kurfürstin Elisabeth Augusta. Sein Mannheimer Brief vom 28. Februar 1778 zeigt, daß er von den sechs Klavier-Violin-Sonaten, um die es sich hier handelt, noch zwei zu schreiben hatte. Von Mloyfia zu sehr gefesselt, beeilte er sich keineswegs mit der Fertigstellung der Sonaten³⁷⁾, die er nach Paris mitnahm und hier vollendete. Er gab die sechs Sonaten so knapp vor seiner Heimreise zum Stechen, daß er das Korrigieren nicht selbst besorgen konnte. Er ließ sie bei dem Musikverleger Sieber (Paris, Rue St. Honore) erscheinen³⁸⁾ und widmete sie der Kurfürstin Elisabeth Augusta, der er sie bald überreichen konnte.

Ueber Straßburg, das er am 3. November verließ, reiste Mozart nach Mannheim, wo er am 6. November 1778 eintraf und während seines ganzen Aufenthalts bei Frau Cannabich wohnte. Da seit dem August die Mannheimer Hofmusik mit der Münchener vereinigt war, und nur noch wenige Mitglieder des Hofmusikstaates in der bisherigen Residenz lebten, fand Mozart seinen Bekanntenkreis sehr zusammengeschmolzen. Schon am 9. Dezember verließ er Mannheim, hielt sich einige Tage in Kaisersheim auf und erreichte München am 25. Dezember. Bei Fridolin Weber nahm er Wohnung. Die vergötterte Mloyfia entpuppte sich als eine herzlose Kokette, weshalb er von ihr abbrückte.

Am 7. Januar 1779 wurde Mozart durch Cannabich der Kurfürstin vorgestellt und überreichte bei dieser Gelegenheit die erwähnten Sonaten. Wenige Tage später traf er wieder bei dem Vater in Salzburg ein.....

Während der folgenden Jahre hat Mozart die Beziehungen zu Sickingen anscheinend nicht weiter

gepflegt und sie erst während seiner Wiener Zeit wieder aufgenommen, als der Pariser Gönner in dienstlichen Geschäften zu Wien weilte. In den Fasten 1784 wollte Mozart — wie in den Vorjahren — eine Reihe von Konzerten geben und seinen „Idomeneo“ zur Aufführung bringen. Am 24. Dezember 1783 bittet er den Vater, ihm „die 2 Duetten³⁹⁾, Bachs fugen und besonders den Idomeneo zu schicken — sie wissen warum. — Es liegt mir viel daran, daß ich diese opera mit den graf Sickingen am clavier durchgehe“.

Ueber Sickingen wissen wir aus jener Zeit nur recht wenig. In einem Brief (14. August 1784) schreibt Georg Forster (1754—94) an den Anatomen S. Th. von Sömmerring (1755—1830) über den in Wien weilenden, damals 47jährigen Grafen von Sickingen⁴⁰⁾: „Er sieht aus wie ein alter Liebhaber in der französischen Comödie, oder ich möchte sagen, wie ein Charlathan, das er aber nicht ist, oder wie ein Alchymist, der Mittel hat, auf sein exterieur was zu verwenden. Das letztere paßt, denn man versichert mich, er laborire. Ein gescheuter Kopf ist er aber. Er hat ein Stück Platinblech, das über einen Schuh ins Gevierte hält, es sieht wie Silber aus und ist völlig biegsam“.

Wie bekannt kam Mozart im Oktober 1790 nochmals nach Mannheim, wo er die Hauptprobe und Erstaufführung (24. Oktober) seines „Figaro“ dirigierte⁴¹⁾. Die Musikverhältnisse in der Stadt fesselten ihn aber so wenig, daß er bereits am 25. Oktober wieder abreiste. Im folgenden Jahre gingen Sickingen und Mozart in die Ewigkeit ein. Seit dem 12. Juli 1791 weilte Mozart wieder in Wien. Hier schloß Sickingen am folgenden Tage (Mittwoch, 13. Juli 1791) die Augen für immer. Wenige Tage darauf erhielt Mozart, durch den Tod seines Gönners schwer erschüttert, unter geheimnisvollen Umständen durch einen seltsamen Boten mit anonymem Brief den Auftrag auf ein „Requiem“. Voll Todesahnung arbeitete Mozart daran und an der „Zauberflöte“, die am 30. September 1791 in Wien zur Uraufführung kam. Bevor das Todesjahr Sickingens zu Ende ging, raffte der Tod am 5. Dezember 1791 auch den noch nicht ganz sechsunddreißigjährigen Mozart dahin.

Anmerkungen:

Vorbemerkung. Die einzelnen Briefauschnitte sind wiedergegeben nach L. Schiedermair. Die Briefe W. A. Mozarts und seiner Familie (5 Bände). München-Leipzig 1914; sie sind dort so leicht auffindbar, daß wir hier das Zitieren der betreffenden Stellen unterlassen dürfen, um die Zahl der Anmerkungen nicht ungebührlich zu erhöhen. — Die Kompositionen zitieren wir nach L. von Köchel. Chronologisch-thematisches Verzeichnis sämtlicher Tonwerke W. A. Mozarts. Zweite Auflage von Graf B. Waldersee 1905. — Abkürzungen: WGT = Walter. Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe. Leipzig 1898; MG = Mannheimer Geschichtsblätter.

¹⁾ A. Ristner. Graf Karl Heinrich Josef von Sickingen und seine „Versuche über die Platina“ (1782). MG 1921, 85—93 und 105—109.

²⁾ Der Maler Johann Peter Hoffmeister (1740—72) bekam damals den Auftrag, für Sickingen ein Bildnis von Karl Theodor zu malen. Näheres Walter in MG 1920, 127—132. — Von Sickingen besitzt das kurpfälzische Museum der Stadt Heidelberg ein Brustbild, gemalt von dem Düsseldorfer Künstler Suck (etwa 1780).

³⁾ Hierzu MG 1921, 143.

⁴⁾ Teilabdruck des Schreibens: Collini. Considérations sur les montagnes volcaniques. Mannheim 1781. p. 48—49.

⁵⁾ (Sickingen) Versuche über die Platina. 1782.

⁶⁾ Hierzu Ristner. Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors. Mannheim 1930. S. 112, 153.

⁷⁾ Suchow. Anfangsgründe der ökonomischen und technischen Chemie. Leipzig 1784.

⁸⁾ Diese Angaben — nach Allgemeine Deutsche Bibliothek 61 (1785) — zur Berichtigung unserer früheren, dieser Graf K. A. F. von Sickingen sei „wahrscheinlich 1786“ gestorben.

⁹⁾ F. B. Wendling gehörte der Hofmusik seit 1747 an. 1778 siedelte er nach München über. Ueber seine Fähigkeiten: WGT 222.

¹⁰⁾ Hierzu MG 1924, 98 f. (wo Mozarts Alter falsch angegeben ist).

¹¹⁾ Bei WGT 211 ff. sehe man weiteres über den als Musiker und Komponist bekannten Christian Cannabich (1731—98), der damals Direktor der Mannheimer Instrumentalmusik war. — Chr. Cannabich war seit 1759 mit Maria Elisabetha de la Motte verheiratet. Hierzu Göller in MG 1921, 43 f.

¹²⁾ Hier hörte auch der etwa 14jährige Goethe den jungen Mozart. Darüber Goethe am 3. Februar 1830 zu F. P. Eckermann.

¹³⁾ Das betr. Stück aus Grimms Corr. litt. III. 367 findet sich abgedruckt bei D. Sahn. W. A. Mozart (3. Aufl.; Leipzig 1889/91). Bd. 2. S. 721/2.

¹⁴⁾ Maria Anna Bertl (1720—78) war seit dem 21. November 1747 mit Leopold Mozart verheiratet.

¹⁵⁾ Der Onkel, Josef Ignaz Mozart, wohnte in der Jesuitengasse ganz nahe beim erwähnten „Lamm“ (in der Kreuzgasse); die Tochter hieß Maria Anna (1758 bis 1841).

¹⁶⁾ Als Vater Mozart im Augsburger Intelligenzblatt las, daß Grimm („unser bester Freund“) damals in Augsburg gewesen sei, bedauerte er, daß dieser wohl kaum etwas von dem Konzert erfahren habe. Grimm schrieb (21. Februar 1778), er sei im Konzert gewesen, von Wolfgang und seiner Mutter jedoch nicht bemerkt worden; in Paris, wohin er eiligst abreisen müsse, werde er hoffentlich beide bei sich sehen.

¹⁷⁾ Die Mozarts hatten 1763 im „Prinz Friedrich“ (Besitzer F. C. Stengel) gewohnt; Abbildung dieses Gasthauses (B 2, 8 gegenüber C 1) in Walters Stadtgeschichte I, 568. — Diesmal wählten die Mozarts den „Prinz Friedrich“ nicht, denn „dorth ist es vill theuerer“.

¹⁸⁾ Der gefeierte Tenorist A. Raaff (1714—97) in Mannheim war ein Schüler von A. Bernacchi (1690 bis 1756), dem Begründer der berühmten Gesangsschule zu Bologna. Ueber Raaff, der uns wiederholt begegnen wird, sehe man WGT 230 ff.

¹⁹⁾ Ueber Chr. Danner (1745—1816), der seit 1770 dem Mannheimer Orchester angehörte und 1778 nach München übersiedelte: WGT 220.

²⁰⁾ Nach einer Briefnotiz Mozarts wohnte Fridolin Weber „beim Cabinet-schreiner dem lotterie hause über“, also gegenüber von dem sogenannten Lotteriehôtel, das sich in L 1, 2 befand.

²¹⁾ Es handelt sich wohl um eine Tochter des 1763 ermordeten Dominik Pierron.

²²⁾ Hierzu Walter in MG 1910, 229 f.

²³⁾ Friedrich Ramm (geb. 1744), über den man WGT 224 einsehen möge, war Oboist in Mannheim, „welcher recht gut bläset, und einen hübschen feinen Ton hat“.

²⁴⁾ Georg Wenzel Ritter (1748—1808), der vorausreisen sollte, gehörte der Mannheimer Kapelle von 1764 bis 1778 an. Ueber ihn WGT 224 ff.

²⁵⁾ Nach dem Zeugnis von Frau Mozart war Wendling schon über 13 mal in Paris „und unser freind Herr von grim, ist auch sein bester freind“.

²⁶⁾ Der „Zandler“ Mayer, bei dem die Mozarts logierten, wohnte in der „Rue Bourg l'abbé“ (zwischen Rue St. Denis und Rue St. Martin), wenige Häuser entfernt vom „Lion d'argent“.

²⁷⁾ Ueber ihn: Weech. Badische Biographien. Heidelberg 1875. Bd. I. S. 281 f.; C. Flaischlen. Otto Heinrich von Gemmingen. Stuttgart 1890. Die Angaben von Erich Schmidt in der Allgem. Deutschen Biographie. Bd. 8. S. 557 f. sind nicht ganz zuverlässig. — Mozart machte in Mannheim die Bekanntschaft von Gemmingen, der mit Dalberg, Sickingen usw. befreundet war. Das Duodrama „Semiramis“, das er für Mozart verfaßt hat, ist leider nicht erhalten; in zwei Mannheimer Briefen (1778; 12. Nov. und 3. Dez.) an den Vater spricht Mozart davon. Bald nach der Ernennung zum Hofkammerrat (1779) heiratete Gemmingen Maria Karoline Charlotte von Sickingen und hielt sich mit ihr während des Winters 1779/80 am Hoflager in München auf. Von hier sandte er an Mozart in Mannheim ein Empfehlungsschreiben, das dem jungen Künstler Eingang bei Sickingen in Paris verschaffen sollte, und fügte bei: „Ich bin versichert, daß Sie mehr Empfehlung für den Brief sehn werden, als er es für Sie sehn kann“.

²⁸⁾ Raaff wohnte bei Le Gros und zwar bis zum 10. Juli 1778, an dem er über Aix la Chapelle, Brüssel, Spa usw. nach Mannheim zurückreiste.

²⁹⁾ Es handelt sich um die Symphonie in D-Dur, als Nr. 297 bei Köchel.

³⁰⁾ Mozart gibt als Adresse an „chez Mr Le Baron de grim, chaussée d'antin prés le Boulevard“. — Nach Angabe auf den Visitenkarten wohnte Grimm „Rue de la Chaussée d'antin prés le Boulevard“, also in der Nähe der Opéra (östlich davon).

³¹⁾ Ueber ihn Ristner in MG 1921, 88 und 109.

³²⁾ Er war seit 1774 (der letzte) Kurfürst von Mainz; 1792 floh er vor den französischen Republikanern.

³³⁾ Josef Anton Graf von Seeau (gest. 1799) leitete von 1778 an bis zu seinem Tode das Nationaltheater in München als eigenes Unternehmen mit kurfürstl. Zuschuß.

³⁴⁾ Der Brief, dem wir oben folgen, ist der einzige, in welchem der Vater Mozart auf Wolfgangs Beziehungen zu Sickingen eingeht, den er offenbar nicht richtig bewertete. — In einem Brief vom 29. Juni 1778 wünscht Vater Mozart eine (durch den Tod der Mutter dann unterbliebene) Zusendung von Noten und meint: „vielleicht kann es durch den Churfürstlichen Minister hl: B: Sickingen Franco nach Mannheim kommen, er wird doch manchmahl etwas dahin schicken“.

³⁵⁾ Da Grimm am 11. September an Vater Mozart geschrieben hat, Wolfgang werde am 26. September abreisen und am 5. oder 6. Oktober in Straßburg eintreffen, kann es sich auch um ein Mißverständnis handeln. Wenn nämlich Grimm auf die Frage, wann die Diligence in Straßburg antomme, die Antwort: „Am fünften“ (nämlich: 5. Oktober) gegeben, Mozart aber stillschweigend „Reisetag“ ergänzt hat, läßt sich alles einfach erklären.

³⁶⁾ Die im Original chiffrierte Stelle geben wir hier entschlüsselt wieder.

³⁷⁾ „denn ich kann sie hier nicht stechen lassen“. Mozart meint nicht technische, sondern geschäftliche Schwierigkeiten.

³⁸⁾ Diese sechs Klavier-Violin-Sonaten: Köchel Nr. 301 bis 306 (Nr. 304 und 306 sind die in Mannheim geschriebenen). Hierzu noch MG 1915, 45 f.

³⁹⁾ Gemeint sind die beiden Duette für Violine und Bratsche (Köchel Nr. 423 und 424). Mozart hatte sie 1783 während des Salzburger Aufenthaltes für Michael Haydn geschrieben.

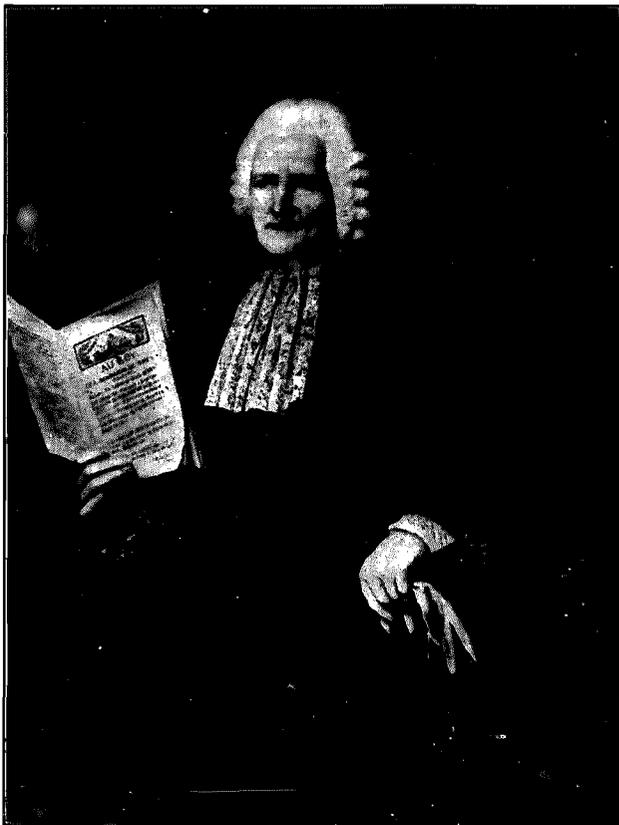
⁴⁰⁾ H. Hettner. Georg Forster's Briefwechsel mit C. Th. Sommering. Braunschweig 1877. S. 111.

⁴¹⁾ Uraufführung des „Figaro“ am 1. Mai 1786 in Wien. — Ueber die Mannheimer Erstaufführung: MG 1906, 16 f.

Eine Neuerwerbung des Schloßmuseums

Von Gustaf Jacob, Mannheim

Vor kurzem gelangte in den Besitz des Schloßmuseums ein ausgezeichnetes Bildnis, das von der Hand des Mannheimer Malers Franz Peter Rymli stammt. Dieser vorzügliche Meister der Porträtkunst ward um 1748 in Mannheim geboren und erwarb sich in seinen Jugendjahren im Umgang mit den Künstlern der Mannheimer Zeichnungsakademie die künstlerische Reife. Mit der goldenen Medaille der Akademie ausgezeichnet und zum „Titular Cabinettmaler“ ernannt, kam er im Juni 1775 als Stipendiat des Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz zur Ausbildung an die Pariser Akademie. Hier verkehrte er mit dem viel beschäftigten und berühmten Kupferstecher Johann Georg Wille, in dessen Hause viele Künstler des kurpfälzischen Hofes aus- und ein-



Franz Peter Rymli, Bildnis eines französischen Juristen.
Schloßmuseum Mannheim

gingen. Im Tagebuch Willes erscheinen als Besucher viele Mannheimer Meister. Unter ihnen die Kupferstecher Brinckmann, Kobell, Verhelst, der Bildnismaler Brandt oder der Baumeister Pigage. Am 17. Juni 1775 vermerkte Wille: „M. Kümlich, peintre pensionnaire de l'électeur palatin, étant arrivé de Mannheim, m'a apporté des lettres de recommandations de M M Köbell et Brandt, tous deux peintres de l'électeur. Il me paroît fort joli garçon. Il a gagné le prix à l'Académie de Mannheim, c'est-à-dire la médaille d'or.“ Oft ist Wille mit seinen Freunden zu Studien in die Umgebung von Paris, nach Lonsjumeau oder Port Royal des Champs ausgezogen, und fast immer befand sich Rymli bei der lustigen Künstlergesellschaft. Noch einmal hat Wille am 26. Februar 1792 seines Mannheimer Schütlings gedacht und sprach von ihm als „agent de l'électeur palatin et peintre de son cabinet, mon ancien ami“. In der Tat stellte Rymli schon im Jahre 1776 als Geschäftsträger und Hofmaler des Kurfürsten Carl Theodor im Salon du Colisée in Paris aus, besuchte auch späterhin den Salon de la Correspondance, scheint 1799 aus kurpfälzischen Diensten entlassen worden sein, weilte indes in den Jahren 1802/03 wiederum in Paris, wo sein Nachlaß am 22. Februar 1813 versteigert wurde. Der Maler schuf zahlreiche Bildnisse berühmter Zeitgenossen, die immer von lebenswürdigem Schimmer des lebensbejahenden Spät-Rokoko begleitet sind. Er verstand es, seinen Dargestellten die gewünschte Würde und Haltung zu geben. Neben Porträts des Fürsten Ligne, des Marquis de Vauban, des Fürsten Massalsky, des Kupferstechers Wille, entstanden in Paris drei Selbstbildnisse und 1777 das Bildnis Kaiser Josefs II. Rymlis erhalten gebliebenes Werk ist nicht sehr umfangreich. Manches wird in Privatbesitz verwahrt, vieles ist verschollen. Im Kunsthaus zu Zürich befindet sich das Bildnis Carl Augusts von Brezzenheim als Großprior des Malteserordens, das für unseren Maler in Anspruch genommen wird. Das Mannheimer Schloßmuseum verwahrt von Rymlis Hand das Bildnis der Magdalena Frehin (1769), sowie ein kleines Damen- und Herrenporträt aus der Zeit um 1790. Das bisher unbekannt gebliebene Gemälde, das als höchst erfreuliche Ergänzung den hiesigen Sammlungen eingefügt werden konnte, gibt vielleicht das Bildnis eines Herrn Schwarz wieder, der als Be-

vollmächtiger des Gerichtshofs zu Pavia zur Verteidigung in Paris auftritt. Eine diesbezügliche Cassationsbittschrift, die der Dargestellte in Händen hält, scheint hierauf hinzuweisen. Auf ihr steht zu lesen: „Au roy et à nosseigneurs de son conseil. Requet en cassation que le Sr. Vich est obligé de presenter contre un arrest du Parlement de Pavia. Qui contient les contraventions les plus formelles à toutes les ordonances et loix du Royaume dans le fait. Et contre M. Schwartz, procureur au châtelet de Pavia en son nom, défendeur...“ (An den König und die Herren seines Rates. Cassationsbittschrift, die der Herr Vich gegen einen Spruch des Parlaments von Pavia zu überreichen verpflichtet ist.

Welche in dieser Sache die förmlichen Uebertretungen der Verordnungen und des Gesetzes des Königreiches enthält. Und gegen Herrn Schwarz, Bevollmächtigten des Gerichtshofs zu Pavia, in seinem eigenen Namen, als Verteidiger.) Diese Schrift nennt uns auch den Maler und das Jahr der Entstehung 1783. Doch wäre es auch durchaus möglich, daß es sich um einen hohen juristischen Beamten in Paris handelt, der die Anklage beim Pariser Gerichtshof zu vertreten hat. Jedenfalls zeigt uns das herrliche Gemälde den Künstler Rymlı, der bisher vornehmlich als Miniatur-Maler geschätzt wurde, als vorzüglichen Beherrscher des Kostüms und Meister des lebensgroßen Porträts.

Deutsche Volkskunde

Von Othmar Meisinger, Bad Rappenau

Wenn deutsche Volkskunde das Ziel hat, die Geistesart des Volkes und sein Weltbild zu erkennen, die landschaftlichen Gruppen in ihrer Eigenart, in ihren Verschiedenheiten und Uebereinstimmungen zu begreifen, dann muß sie gerade jetzt im Vordergrund der Forschung stehen. Sucht doch unser Reich sich heute auf echter, gesunder deutscher Art aufzubauen.

Was die Volkskunde erreicht hat, und was ihre hohen Ziele sind, gibt in gründlichster, vielseitigster Weise das Werk von Adolf Bach (Deutsche Volkskunde. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. Mit 18 Kartenbeigaben. 1937, Verlag von S. Hirzel in Leipzig). Sehr zu begrüßen ist, daß diese Wissenschaft sich freudig ihres Begründers Wilhelm Heinrich Riehl erinnert. Sein Name begegnet uns immer wieder; Riehl hat seine großen, grundlegenden Ergebnisse nicht aus Schreibtischzetteln geholt, er hat mit klarem Blick und liebevollstem Verstehen das deutsche Volk erwandert. So konnte er nie zu der Geschmacklosigkeit kommen, einzelne Teile als die „primitiven“ abzuschichten. Er sah im Bauerntum die Macht, von der allein zu allen Zeiten „die innere Erfrischung und Verjüngung unseres Volkstums ausgehen kann“.

Wie liebevoll hat er das Wesen der Pfälzer erfaßt in dem unvergänglichen Buche, das er im Auftrag des Königs von Bayern schrieb (Die Pfälzer, Stuttgart 1857).

Nach Riehl wurde in fleißigster Forschung und Sammlung ein mächtiges Gebäude errichtet. Nach mancherlei gelehrten Gefechten ergab sich immer fester Wesen und Aufgabe der Wissenschaft „Volkskunde“. Vereine setzten sich das Ziel, heimatliche Ueberlieferungen zu sammeln, zahlreiche Gelehrte

schenkten den einzelnen Landschaften und Stämmen Darstellungen ihres Volkstums. Die grundlegende Bedeutung, die den „Feld- und Waldkulten“ Wilhelm Mannhardts zukommt, hätte in Bachs Buch mehr hervorgehoben werden können.

Die Wissenschaft unserer Tage geht klar auf das Ziel einer Volkskunde auf r a s s i s c h e r Grundlage aus, sie betont ferner die Wichtigkeit, die Verbreitung des Volksgutes, wie Hausformen, Sagen, Märchen, Uberglauben usw., festzulegen (S. 45 ff.); ein Atlas der deutschen Volkskunde ist im Entstehen begriffen, ebenso ein Handwörterbuch des deutschen Uberglaubens (herausgeg. von H. Baechtold-Stäubli, 1927 ff.).

Was alles erforscht nun der Volkskundler? Zunächst die Rassen, die unsern Volkstraum bevölkern, die Einzelart der Stämme in all ihrer Vielgestaltigkeit, Siedelung und volkstümliches Haus nebst Hausrat, Hausgarten, Dorfkirche und Friedhof. Der bayerische Gelehrte Max Höfler hat in einer Reihe von Aufsätzen gezeigt, welche Fülle von uralten Ueberlieferungen wir in unsern Gebäckformen (Gebildbrotten) haben, in den Stuten, Schenkeln, Zöpfen, Brezeln, Fiezen, Hornaffen. Wir denken heute nicht mehr daran, daß unser vierteiliger Weck das Weihezeichen der Kirche, das Kreuz, trägt. Die vielfach mit Mohn bestreuten Zöpfe hängen mit der Totenverehrung zusammen; in alten Zeiten weihte man den Verstorbenen die Hauptthaare, später trat das Gebäck als Ersatz ein.

Ein ungemein lehrreiches Gebiet ist die Welt unserer Volkstrachten und der Volkskunst. Ist hier auch immer wieder vieles von den Höhenschichten her übernommen worden, so zeigt sich doch die

Eigenart und Erfindungsgabe der Künstler im Volke.

Volksmedizin, Volksbrauch und Volkssitte, Volkstanz, Volkslied, Sage, Märchen, Schwänke, Sprichwörter, Rätsel geben uns tiefe Einblicke in unsere deutsche Volksart. Wieviel Uralters noch vor völligem Untergang zu retten ist, zeigen besonders die Märchenfassungen Wissers aus plattdeutschem Gebiet und die „Verklingenden Weisen“ des Lothringer Pfarrers Louis Pinck, der manche Volksfänger traf, die bis zu 300 Lieder auswendig wußten. Auffallend ist, daß hier gerade in einem oft umstrittenen Randgebiet wie Lothringen so erstaunlich viel Altes in Wort und Weise sich hielt.

Mit Vorsicht suchen wir nach Resten alten Glaubens in unserer Zeit. Wir wissen, daß die Kirche gern ihre heiligen Stätten dahin legte, wohin schon der Germane zu wallen pflegte. So wurde mit dem Orte auch mancher Brauch gerne übernommen. Neben der Gangolfskapelle im Jagsttal ist eine heilige Quelle, zu der im Mai die Bauern der Umgegend ihre Pferde bringen; die Kirchtüren sind mit Hufeisen bedeckt. Die Bäuerin verehrt heute die heilige Gertrud als erste Gärtnerin. Nach einer uralten Notiz verbringen bei ihr die Toten die erste Nacht. Es ist, als ob unter einer Uebermalung das Bild der Totengöttin zutage träte. Mit Recht sagt Bach: „Bei aller unerläßlichen Kritik wird die Aufdeckung der germanischen Glaubenselemente immer eine Herzenssache der deutschen Forschung bleiben“ (S. 164). Wieviel alter Glaube noch in den Bräuchen des Bauerntums steckt, hat uns das grundlegende Werk von Mannhardt, Feld- und Waldkulte, gezeigt.

Daß bei Bauten Opfer wie kleine Tiere, Hunde, Hasen, Eier, Getreidekörner und sogar Menschen dargebracht wurden, zeigen immer wieder Fundamente alter Gebäude (vgl. Storms Schimmelreiter, Schmitthenner, Das deutsche Herz). Wie der Volksglaube, so halten Sage, Märchen, Volkslied Längstvergangenes fest. Singt man im Odenwalddorf noch das Taglied: „Der Wächter auf dem Turme saß, sein Hörnlein tät er blasen“, so lebt hier eine Erinnerung an die Zeiten der Minnesänger und der Ritterburgen. Tiefforschende Abschnitte des Buches bringen Betrachtungen über landschaftliche Verbreitung des Volksgemeinschaftsbesitzes (S. 213—292). Schon Niehl hatte in seinen „Land und Leuten“ gezeigt, wie weit der Bereich der Gefalzenen Butter geht, er legte schon die Dreiteilung des deutschen Volkstumsgebietes fest, Ober-, Mittel- und Niederdeutschland. Mächtig ausgreifende Forschung hat heute hier eingesetzt, die vor allem Einflüsse des Verkehrs, alter Landesgrenzen auf das Volksleben festlegt. Wie scharf heben sich in Baden die Franken und Alemannen in der Murggegend voneinander ab; wie klar zeigt die Mundart uns Schwäbisches

in der Pforzheimer und Bodenseegegend. Einst war Karlsruhe schwäbischer, als es heute sein möchte. Verkehrschranten wie Hunrück, Eifel, Schwarzwald prägen sich klar im Volkstum aus. Wie der Lech die Volksgrenze zwischen Bayern und Schwaben (Ortsnamen auf -ing und -ingen) bildet, hat schon der Altmeister Niehl gezeigt. In den alten geschlossenen Gebieten der Ortsnamen auf -leben, -heim, -ingen sind noch heute Kulturräume zu erfassen, die in Merowinger- und Karolingerzeiten zurückreichen. Bach bringt Karten über besonderen Hafergarbenstand in den Rheinlanden, über den Pfingstquard in der Pfalz, über Fasten-, Oster-, Johannis- und Martinsfeuer, sogar über Redensarten, wenn das Brot „verkehrt“ liegt. Unsere Hausmütter wissen da Bescheid.

Daß auch fremdes Volksgut bei uns einströmte und eingemeindet wurde, konnte nicht ausbleiben, besonders in den Grenzgebieten. Wer vermutet in den fränkischen Rinderpielworten: eene, deene, doo das französische un, deux, trois? Ich höre aus dem Rappenauser lauderwelschen Ballspielwort baale disup das französische „la balle est dessous“ (der Ball liegt drunten, in der Grube). — Soziologische und psychologische Betrachtungen des Gemeinschaftsbesitzes nehmen dann breite Räume des Buches ein; wir sehen, wie sich Oberschichten und Mutterschichten gegenseitig beeinflussen, ferner was schöpferische Geister beigetragen haben. Daß hier ein gegenseitiges Geben und Nehmen stattfindet, wird in erfreulicher Weise dargestellt; die Mutterschichten sind nicht bloß die Empfänger der Brocken, die vom Tische der Geistigen abfallen, die bei schlichtem assoziativem Denken ihr Genügen finden. Die herrlichen Schwänke in den Sammlungen des 16. Jahrhunderts bis zu Hebels unerreichtem Schatzkästlein sind dem Volke meist abgeläuscht. Luther schuf seine Hochsprache, indem er den Leuten des Volkes aufs Maul schaute. Der Bilderschmuck unseres Hochdeutsch weist deutlich oft genug auf bäuerliche Herkunft.

In wertvollen Abschnitten zeigt Bach, wieviel schöpferische Kraft auch in den Mutterschichten des Volkes auf den Gebieten des Volkslieds, der Volkskunst im weitesten Sinne lebt. Unter der gewaltigen Hochflut der Lieder des Weltkrieges hat sich nur das Argonnerlied — bis heute — gehalten, das nachweisbar von einfachen Pionieren geschaffen wurde.

Ein weiterer großer Abschnitt des Grundrisses ist der psychologischen Betrachtung des Gemeinschaftsgutes gewidmet (S. 325—415). Hier sollen die geistigen Kräfte erfaßt werden, die das Volksgut geschaffen haben und in ihm lebendig sind. Das Verkleiden an Fastnacht, das Anlegen von Schreckmasken hatte den Zweck des Schutzes vor mächtigen Naturgeistern; der Schlag mit der Lebensrute, an

deren Stelle vielfach die Narrenpritsche getreten ist, bringt Fruchtbarkeit und Gedeihen. Das hat Wilhelm Mannhardt erkannt. Wenn die Tiere von der Ulm kommen, tragen sie Spiegel auf der Stirn. Auch der Spiegel schützt vor bösen Geistern; er hing auch früher am Weihnachtsbaum. Lärmen an Neujahr, am Polsterabend wehrt böse Geister ab; in Bayern läutet die Bäuerin mit einem Glöckchen dreimal ums Totenbett.

Unsere Gebäckbrote in Tier-, Menschen-, Zopf-, Horngestalt lösten alte Opfergaben ab. In Heilbronn wurden früher drei Laibe Brot am Johannisfest in den Neckar geworfen; ihre Menschengestalt deutet auf alte Menschenopfer. An diesem Tage will heute noch der Fluß seine Opfer haben.

Wenn Bach tiefere Gründe des Gansopfers an Martini ablehnt und nur praktische anerkennt, so können uns Rudolf Hildebrands tiefschürfende Darlegungen über Martinslieder und Martinsbräuche eines andern belehren.

Ein Sondergebiet der Gestaltung kulturellen Geistes haben wir in dem Sprachgebaren unserer Mundarten vor uns. In den Formen zeigen sie meist ein Verarmen; in Süddeutschland ist der Wes-Fall, das Präteritum (ich trug) völlig verloren gegangen. Aber gegen Bach muß hervorgehoben werden, daß die alte Zweizahl neben Ein- und Mehrzahl gerade in der Mundart sich erhalten hat, bayr. *ö s* und *e n f*, (got. *inguis*), allerdings mit Mehrzahlbedeutung. Wertvollste Darlegungen geben die Abschnitte über die Geisteshaltung übernationaler Gruppen als Gestalterinnen des Gemeinschaftsgutes, landschaftliche Geisteshaltung, das Gefühlleben des naturhaften Menschen, Um-

gestaltung des Volksgutes im Volksmund (Volkslied). Wenn bei Mörike das Mädchen singt:

So kommt der Tag heran —

O ging er wieder —

so singt das Volk:

O kam er wieder!

Es denkt an den Liebsten.

Am Schlusse bringt das Werk die Kernfragen der Volkskunde. Es gilt hier zusammenfassend das volkshafte deutsche Weltbild zu geben, den rassischen Unterbau, den kulturellen Oberbau des Volkscharakters, die Arten der Umwelteinflüsse, Bedeutung der landschaftlichen, konfessionellen, berufsständischen Gruppen.

Aus allen Betrachtungen heraus gilt es den Begriff des „Deutschen“ zu erfassen. Er lebt und schafft nicht aus kalter Ueberlegung, sondern aus der Quellkraft des Herzens; die Treue ist ihm von besonderem Wert. Tapfer steht er dem Schicksal gegenüber, das Heroische hat für ihn immer seine Anziehungskraft gehabt. Schicksalstapferkeit und Herzenssehnsucht dringen über das Irdische hinaus und machen den Deutschen zu einer metaphysischen Auffassung des Lebens geneigt. Wer in den schlichten Erscheinungen der Wirklichkeit das Himmlische sieht, der begegnet ihnen mit Ehrfurcht, die Goethe die Grundeinstellung des Deutschen zur Welt genannt hat. Wer eine Pflanze hegen und pflegen will, muß ihre Wesensart genau kennen. Ebenso wird es im Volksleben sein. In Bachs Buche haben wir den gründlichsten Führer zur Erkenntnis und Förderung heimischer Art. Möge es weiteste Verbreitung finden!

Karl Gottfried Nadler und die „Fliegenden Blätter“

Mit unbekanntem Gedichten Nadlers veröffentlicht

von W. E. Desterling.

Die Leipziger Illustrierte Zeitung und die Münchener Fliegenden Blätter, die fast gleichzeitig gegründet wurden, haben für ihre Illustrationen die Technik des Holzschnittes ganz bedeutend entwickelt. Sie verwendeten ausschließlich die Xylographie für ihren Bilderteil, dem in beiden Zeitschriften die gleiche Wichtigkeit zugemessen war. Die eine stellte ihn in den Dienst der Berichterstattung, die andere in den des Humors, und beiden standen treffliche Künstler zur Verfügung. Es ist das Geschlecht, das den Holzschnitt und den Holzstich zu einer Hochblüte führte, welche die Voraussetzung für die Bücher von Adolf von Menzel und seiner Zeitgenossen war. Diese Illustrationen sprechen auch heute noch, dank der Sicherheit und Beweglichkeit

ihrer Striches den Beschauer mit unverminderter Charakterisierungskraft an.

Anders verhält es sich mit den Texten in Vers und Prosa. Hier hat sich vielfach eine dicke Staubschicht angesammelt und das, was unsere Vorfahren als Wis empfanden, wirkt oft reichlich matt, abgestanden und hausbacken, wenn es uns nicht geradezu fremd anmutet. Wie ferne gerückt scheint uns jene biedermeierlich empfindende Zeit mit ihren typischen Gestalten, als deren Vertreter die Herren Eisele und Beisele uns immerhin noch einigermaßen bekannt und sympathisch sind.

Und doch: wenn auch nicht zu verkennen ist, daß der Mitbegründer der „Fliegenden Blätter“,

Raspar Braun, von der zeichnerischen Seite herkam und daß aus seiner xylographischen Anstalt eine Reihe namhafter Kräfte hervorgingen, so bleibt doch andererseits die Tatsache bestehen, daß schon in den ersten Nummern 1844 und 1845 auch Männer der Feder mitarbeiteten, die heute nicht nur unvergessen, sondern z. T. wirklich berühmt sind, z. B.: Em. Geibel, Justinus Kerner, Aug. Kopisch und R. Immermann. Ihnen schlossen sich aus dem Badnerland bald Eduard Brauer, Albert Preuschen, A. Ruzmaul, Ludwig Eichrodt und Josef Scheffel an. (Vgl. dazu den zweiten Teil meiner „Geschichte der Literatur in Baden“.)

Der erste aber, der aus westdeutschem Gebiet mit Textbeiträgen Beziehung zu den „Fliegenden Blättern“ gewann, war der pfälzische Mundart-Dichter Karl Gottfried Nadler.

Es ist beinahe von prophetischer Bedeutung, daß der erste Beitrag in der ersten Nummer eine Prosa-geschichte über das „Heidelberger Faß“ ist, denn Heidelberg und die Pfalz gewannen dadurch einen vielversprechenden Vorsprung. In Nr. 11 erschien von Franz von Kobell, dem gebürtigen Münchner, der aber von den pfälzischen Dienstboten seiner Eltern die Mundart der Rheinpfalz frühe kennen gelernt hatte, ein Dialekt-Gedicht „Die Wein un der Bachus“ mit einer sehr hübschen Zeichnung von C. S. Schmolze. Aber dann rückte in Nr. 20 R. G. Nadler mit einem seiner Volltreffer an: „Die Deputation“ der Bäckermeister (Die Bäuch, die Bäuch, die dicke Bäuch, ...). Diesem folgte in bewundernswerter Steigerung in Nr. 33 (II. Band 1845/46, Nr. 9) eine seiner klassischen Gebilde: „Der Brand im Huzelwald“, und in Nr. 40 (II. 16) machte schon Herr Christof Hackstrumpf seine Aufwartung mit dem urchten „Zweckrausch“.

All diese köstlichen Heidelberger Erzeugnisse der Nadler'schen Muse waren mit Bildern geziert, die nachher in die Erstausgabe von „Fröhlich Palz, Gott erhalt's“ (Frankfurt bei Hrch. L. Brönnner) und in die ihr folgenden „Originalausgaben“ (Heidelberg, Gust. Roester) übernommen wurden. Für die 1879, als Nadler nachdruck-frei wurde, von Ludwig Eichrodt besorgte Ausgabe ließ der Verlag Moritz Schauenburg in Lahr neue Zeichnungen anfertigen, und zwar von dem genialen Adolf Oberländer, der seit 1863 zum Stab der „Fliegenden Blätter“ gehörte und inzwischen ihr bekanntester Künstler geworden war. Neben ihm hatten Wilh. Busch, Franz Pucci, Karl Spitzweg, Ed. Ille, Moritz von Schwind und andere ihren Stift dem volkstümlich gewordenen und weit verbreiteten Wisblatt geliehen, das mit Stolz darauf hinweisen konnte, daß die ganze deutsche Nation in zahllosen Einsendungen an ihm mitarbeitete. (Brockhaus, Konversations-Lexikon, 14. Auflage, Bd. 6, 1908.)

Doch zurück zu Nadler. In rascher Folge erschienen weitere Beiträge von ihm. In Nr. 48 „Wurst wider Wurst“, in Nr. 79 „Der Antiquar“, und zwar als hochdeutsche Prosa-Skizze, gewissermaßen nur als Entwurf zu dem nachher ausgeführten un-übertrefflichen Bild eines aufschneiderischen Kunden-fangenden Alttertumshändlers, für den ihm ein bekanntes Original am Burgweg, Daniel Schlagenhaut, der sog. „Lügen-Daniel“ als Modell diente. In Nr. 94 stellte sich „Der Hund“ vor, der den Säugling bewacht; in Nr. 99 „Der Haifisch“; in Nr. 117 (1847) ertönte die „Riesen-Klage an den Mond“, die im Buch „Der dreistöckig Ries“ überschrieben ist. Ein genaueres Betrachten wird entdecken, daß nicht nur in den Titeln, sondern auch in der Ausführung da und dort Unterschiede gegenüber der endgültigen Fassung bestehen. So zählt „Der Brand im Huzelwald“ zunächst nur 31 Strophen statt 36, der „Zweckrausch“ nur 11 statt 12, die Parabel „Die Knoche gehören em Hund“ hat eine andere Schlusswendung bekommen, und was dergleichen „Lesarten“ mehr sind, die einen pfälzer Germanisten beschäftigen mögen.

Für uns fallen zwei andere Umstände stärker ins Gewicht. In seinem Nachruf auf den Dichter schrieb sein Freund Wilh. v. Zuccalmaglio im Neuen Nekrolog der Deutschen 27. 1849, Nadler habe im Frühling 1846 begonnen, sich schreibend in der Mundart der Rheinpfalz zu versuchen. Demnach wäre, auch wenn die Jahresangabe nicht wörtlich genau stimmt, der Inhalt seines Buches in kurzer Zeit entstanden, geradezu in einem Feuer der Begeisterung, das ihn für die pfälzer Volksgestalten erfaßte, so daß er sie mit all ihrer Romik und Säftigkeit in vollem Lebensdrang nachzeichnen mußte. Die rasche Aufeinanderfolge einiger Meisterwerke in den „Fliegenden Blättern“ mag diesen Schaffensdrang bestätigen, der wie von einer frühen Todesahnung beflügelt zu sein scheint, die ihn treibt, zu blühen, Frucht zu tragen und eilig zu ernten, was in so knappen Monaten eingeheimst werden kann, so daß er schon im November 1845 im „Heidelberger Journal“ auf seine demnächst im Druck erscheinende Sammlung hinweisen kann, die freilich noch zwei Jahre auf sich warten ließ.

Daneben aber sprühte aus seiner Feder noch manch hochdeutscher Spottgesang, wie das Gucklastenlied auf den großen Hecker und das andere auf den Strumwelputsch (1848). So brachten auch die „Fliegenden“ zwei heitere hochdeutsche Gedichte, die nicht in die Buchausgaben aufgenommen und deshalb so gut wie unbekannt geblieben sind. Das eine in Nr. 63 = Bd. III, Nr. 15, (1846) ist R. G. N. unterzeichnet, stammt also zweifellos von unserem Poeten. Es gehört in die für jene Zeit der Altpoesie bezeichnende Gattung des gereimten höheren Blödsinns. Proben dieser pathetischgeschwollenen und

bedeutungslosen Art findet man damals häufig, z. B. auch bei Ludwig Eichrodt, im Hortus deliciarum und in der mehrfach aufgelegten und jedesmal veränderten Sammlung „Musenklänge aus Deutschlands Leiertasten“ (1. Ausgabe 1849), worin auch Nadlers Guckkastenlied (unter dem Titel „Ein neues Lied vom Hecker“) und der Struwelputsch Aufnahme gefunden haben, und zwar mit anderen Bildern, als die Flugblätter in Folio sie zeigen. In die Harmlosigkeiten des höheren Blödsinns flüchtete das gedruckte Bürgertum, um sich vom politischen Jammer zu entlasten, und es tröstete sich mit dem Vers:

Stunden, wo der Unsinn waltet,
sind so selten, stört sie nie.
Schöner Unsinn, glaubt mir's Kinder,
er gehört zur Poesie.

Gemäß diesem Geständnis ist Nadlers Beitrag zu dieser Gattung teilweise zu bewerten; man hüte sich tiefere Geheimnisse hinter der Komik zu vermuten. Er lautet:

Tragische Nachtgedanken der Dichterin Karoline Flied.

Hinan, hinan zum dornumrankten Hügel,
wo Kunst, Natur und Grab so einsam glüht
und wo so ahnungsvoll der Göttin Flügel
im Stern-Neonenmeer die Furchen zieht.

Du Nebelbunst von weit entlegnen Welten,
ihr Felsen, wo die starre Nacht gerinnt,
laßt ihr mein dämmervolles Herz entgelten
daß dort am Faden schon die Parze spinnt?

O laßt mich ruhn im Donnerschein der Wiesen,
wie die Myriaden, die die Sonne zählt,
wenn hingestreckt zu eines Weltalls Füßen
mein Ich das grimmigste Geheimnis quält!

Wenn auch von Menschenliebe voll der Busen,
der dem Begriff sein Schwermuts-Dasein leiht,
hat doch der kalte Tod auch seine Musen,
nach denen dort das Käuzlein bangend schreit.

Es ist genug! So fließ denn hin, o Zähre,
bis mit des Wesens Macht der Geist erscheint
und in der Dämmerung undurchdrungner Leere
das Selbstbewußtsein mit dem Ich vereint.

Es ist genug! Ich mag nicht länger dichten!
Des Daseins Wonne war des Lebens Glück
umrosset von des Weibes hehren Pflichten.
Lebt wohl! Schon ruft mein Todesgenius:

Karoline Flied!

Diese Mischung von fraulichem Schwulst, von Schauer-Romantik und Schiller-Epigonentum mit der treffenden nüchternen Schlußmahnung des kategorischen Imperativs: „Karoline flied!“ hat vielleicht ein bestimmtes parodistisches Ziel, vielleicht aber verspottet sie ganz allgemein das hohle, nicht nur weibliche Dilettantentum der Zeit.

Die satirische Absicht ist unverkennbar, wenn man die Entstehung des Gedichtes verfolgt. Dazu bietet seine erste Veröffentlichung im „Heidelberger Journal“ 1844 Gelegenheit, wo es auf den 1. April

datiert ist. Also ein Aprilscherz. Aber kein alltäglicher und noch nicht in der späteren Form. Er ist hier überschrieben „Des Weibes Genius“ An Selmina, umfaßt sieben Strophen und endet:

Es ist genug! — so fliehe denn die Zähre,
bis uns des Weibes Genius erscheint
und in der Nacht der undurchdrungnen Leere
das arme Selbstbewußtsein mit dem Ich vereint.

Deine Betulinda.

Nun entspann sich ein heiterer Federkrieg, den zweifellos Nadler in froher Laune unter den Masken Betulinda und Erinnys allein bestritt. Der Betulinda antwortet am 4. April eine Parodie in sieben Strophen, deren letzte lautet:

Du edler Blaustrumpf philosoph'scher Poesieen!
Erklär uns doch in Prosa, was dein Herz bedrückt!
Niemand verstand dein Werk trotz aller Mühen;
nicht wahr — Du hast uns nur in den April geschickt?
Deine Erinnys.

Am 9. April verteidigt sich Betulinda wieder in ihrer hochtrabenden gekünstelten Art. Sie wirft sich in die Brust, rafft ihre Gewänder zusammen, streut neue Proben ihrer Kunst umher, reißt tragisch die Arme, und deklamiert unter anderm:

Ist unser Leben selbst nicht ein April,
in den das Ur-Sein alles Erdgeborne schickt?
Strömt über von geronnenem Gefühl
der wunde Busen, ist man darum schon verrückt?
Steckt alle Poesie denn in den Hosen,
daß du mich spottend einen Blaustrumpf nennst?
Willst du die Muse vom Parnas verstoßen,
weil du die süße Sprache, die sie spricht, nicht kennst?
Nun denn, es sei! — Geh, spotte meiner Tränen,
versuch des Stoffes Schwungkraft, heb den Speer!
Des dunkeln Abgrunds staubumwirbelt Gähnen
es drückt, es reizt, es schreckt mich nicht mehr.

Betulinda.

Schon am 10. April folgt als Gegenstoß zuerst die Verhöhnung des Betulinda-Gefäusels und dann eine schärfere Zurechtweisung, die u. a. anrät:

Willst du gelehrt sein oder scheinen, ei studire
du nur mit Fleiß dann auch Mythologie!
Du findest dort den Namen, den ich führe,
und auch die Deutung! Geh, beherz'ge sie!

Ich habe dich gezüchtigt für die wirre
und doch gedankenarme Verselei,
die mit der Stange fahrend in der Irre
dem Publikum du botst wie Kindern Brei! ...

Erinnys.

Unter neuem Visier mit dem Zeichen -n- geht das poetische Turnier weiter. Zwei „Namenlose Sonette“ werfen sich für Betulinda in den Streit. Wir zitieren als Probe:

Wer hieß dich Blaustrumpf, hehre Betulinde?
Er tappt im Dunkeln, ist des Wahnes Sippe.
Ein stattlich Bärtchen auf der Oberlippe
trägst du gewiß und eine Atlasbinde! — — —
Die Nachwelt sieht dich auf der Höh' des Bindus
als Betulinde nicht, — als Betulindus!

Damit beruhigen sich die aufgeregten Wogen dieses Sängerkrieges, der nicht bloß gegen weiblichen Bombast, sondern gegen jedes aufgedonnerte Wortgeklingel die Lanze eingelegt hatte. Mit dem Hinweis auf das stattliche Bärtchen wird die Maske hinlänglich gelüftet. Wir sehen darunter das pfiffig lächelnde Gesicht unseres Dichters, dem die Vermummung wohl selbst den größten Spas bereitet hat.

In ein anmutigeres, geradezu holdes Gewand hüllt Nadler seine Satire auf die zahllosen Anschwärmer der vielgefeierten Sängerin Jenny Lind. Er dichtet, gewissermaßen in trunkener Begeisterung wie nur je einer der Verehrer der schwedischen Nachtigall, angeblich hundert Lieder an die Künstlerin, von denen die „Fliegenden Blätter“ in jedem Jahrgang zwei abdrucken wollen, „sodas in längstens 45 bis 46 Jahren die ganze unsterbliche Sammlung erschienen sein wird“. Zunächst erscheinen in Nr. 82 (= IV. Bd. Nr. 10, 1847) das erste und das einundfünfzigste Gedicht mit zwei einfallreichen reizenden Zeichnungen von C. H. Schmolze, der auch das hübsche Titelblatt zu „Fröhlich Palz“ anfertigte. Mit diesen zwei Liedern hat es dann sein Bewenden. Das erste heißt „Mein Beruf“ und lautet:

Fünzig Eier hat die nord'sche Nachtigall
mir ins Nest, ins warme Herz gelegt,
doppeldottrig, schmerz- und wonnedottrig all;
und ich habe wie die Mutterhenne
sie gehütet,
sie im warmen Herzen ausgebrütet
und die zarte junge Brut herangepflegt.

Hundert Nachtigällchen sind mir ausgeschlüpft,
fünzig piepsen Wonne, fünzig Schmerz.
Sieh da, sieh! sie kommen schon herangehüpft,
fünzig schwarz und fünzig rosenfarbig
von Gefieder!
Fliegt nun auf, ihr meine Jenny-Lieder,
singet meine Lust und Trauer allerwärts!

Bewährt sich die formsichere Künstlerschaft und Versgewandtheit Nadlers in diesen Strophen, so tritt in dem zweiten Jenny-Lind-Poem noch dazu sein unerschütterlicher Sinn für Komik hell an den Tag.

Nr. 51. An die Entschwundene.

Nun erst gibt Durchlaß die verstopfte Kehle
dem wüt'gen Schmerz, der einen Ausgang sucht;
nun heul ihn aus, du wundgeriebne Seele,
die still bisher nur dem Geschick geflücht,
dem Schicksal, das für unsre Schmerzenszüge blind
gefühlos uns entführt dich hat, o Jenny Lind!

Nun rede dich, du Wurm, der in mir naget,
ich nenne Lind-Wurm dich, o Trennungschmerz,
der geiergleich, ob's dämmert oder taget,
mir meine Leber frißt, — o nein, mein Herz!
nimm meine Klage töne mit dir fort, o Wind,
trag über Land und Meer sie hin zu Jenny Lind!

Nach halbzerdrückt schon habe ich gelauschet
dem Sprudel deiner Löne, jenem Meer
von Himmelslängen, das um uns gerauschet;
o wenn ich ganz zerquetscht nur worden wär!
Dann flög jetzt meine freie Seele sturmgeschwind
dir in die fernsten Fernen nach, o Jenny Lind!

Mit der Nr. 117 (= V. Bd. Nr. 21, 1847) endet die poetische Mitarbeiterschaft Nadlers an den „Fliegenden Blättern“, wenn sich auch späterhin bis ins Jahr 1851 noch Wiße und kleine scherzhafte Prosa-Beiträge von ihm finden. Im November des Jahres 1847 erschien der Band seiner Pfälzer Gedichte. Die hochdeutschen Verse bleiben hier ausgeschlossen, mit Ausnahme des Liedes auf den Zweikampf zwischen Herrn von Sarachaga und Herrn von Haber, der 1843 die Gemüter heftig erregt hatte; er legt dieses Bänkellied in der Szene „Die Tante Schlemmelmann“ dem Träudche in den Mund, und zwar in gekürzter Form und mit Weglassung der Namen und bringt es dafür vollständig im Anhang als Unmerkung, wie es seinerzeit gegen seinen Willen als fliegendes Blatt gedruckt worden war.

Briefe Nadlers an den Verlag der Fliegenden Blätter Braun und Schneider in München sind nach dortiger gefl. Auskunft leider nicht erhalten. Sie hätten sonst über den einen oder anderen Zug, z. B. auch über die köstliche Bebilderung weiteren erwünschten Aufschluß geben können. Jedenfalls freuen wir uns auch der ausgelassenen Rinder seiner hochdeutschen Muse neben den unsterblichen Gedichten in seiner lieben heimatlichen pfälzer Mundart.

Karl Zangemeister

28. XI. 1837—8. VI. 1902

Von Hermann Gropengießer

Welch eigenartige Fügung! Aus einem stillen, versteckten Winkel Frankreichs kam uns eine höchst bedeutsame Kunde „für unsere germanische Vorzeit“, für die germanische Frühzeit des unteren Neckarlandes. Der sie uns 1893 brachte, war der damalige Oberbibliothekar der Heidelberger Universitätsbibliothek, Prof. Dr. Karl Zangemeister. Seiner Verdienste bei Gelegenheit der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages zu gedenken, betrachten die nachfolgenden Zeilen als eine Ehrenpflicht der Dankbarkeit, besonders für den Teil seines Wirkens, der der Bibliothek zu Heidelberg und der Pflege der Alterstumswissenschaft an der Universität und damit für Westdeutschland golden hat.

Als der junge Bibliothekar von der Hofbibliothek zu Gotha aus seinem Heimatlande Thüringen 1873 nach Heidelberg berufen wurde, da war es das erstmal seit Bestehen der Universität, daß dieses Amt für seinen Vertreter ein Lebensberuf sein sollte, nicht wie seither nur ein Nebenamt. Und die Bücherei, die damals etwa 150 000 Bände umfaßte, hat es nicht zu bereuen gehabt; mehr als verdreifacht hat sich unter seiner um- und weitsichtigen Leitung ihre Zahl, und er hat sie im Realkatalog zu einer unerschöpflich fruchtbaren Familie fest und übersichtlich zusammengeschlossen, groß wie ein Reich, in dem er König war. So wurde er eine Zierde der deutschen Bibliothekare, der die Bibliothek der Universität aus den engen Grenzen einer alten Zeit zu den anspruchsvollen Aufgaben des neuen literarischen Zuges hinaufführte. In dem von ihm schon in den ersten Jahren in Angriff genommenen Katalog vollbrachte er eine anerkannte Musterleistung, die für viele gelehrte Büchereien auch jenseits unserer Grenzen ein Vorbild von hohem Ansehen geworden ist. Der Ruhm der alten Bibliotheca Palatina schien wieder aufzuleben. Die Heimkehr der großen Heidelberger Liederhandschrift der deutschen Minnesänger, die einst im Besitze Kurfürst Friedrichs IV. von der Pfalz gewesen war, aus der Pariser Verbannung war wohl das stolze Ergebnis seines unermüdblichen Wirkens für die neue Bibliotheca Palatina, der er das kostbarste literarische Kleinod unseres deutschen Mittelalters wiedergeschickt hatte.

Mehr soll uns aber hier seine Arbeit an den ältesten geschichtlichen Urkunden unseres deutschen Bodens, an den römischen Inschriften, bedeuten, seine andere Lebensarbeit, zu der er schon in seinen Studentenjahren den festen Grund auf den Univer-

sitäten von Bonn und Berlin gelegt hatte. Nach der Herausgabe der Pompejanischen Wandinschriften, die für die Kenntnis des Schriftwesens von grundlegender Bedeutung geworden ist, hat er in der beispiellos schwierigen Entzifferung der Pompejanischen Wachstafeln sein Meisterwerk geschaffen im Dienste der großen Inschriftensammlung des römischen Reiches, die die Berliner Akademie der Wissenschaften unter Mommsens Leitung herausgab. Ihr galt auch hauptsächlich die wissenschaftliche Arbeit seiner fast dreißig Heidelberger Jahre, die ihn aus dem Staub der Bücherstube ins Freie führte und später im Zusammenhang mit dem großen Unternehmen der Erforschung des römischen Limes in Deutschland unter seiner Oberleitung in die Museen aller Städte im Westen des Reiches. Die verborgensten Winkel in Feld und Wald durchstöberte er nach den Denkmälern der Vorzeit

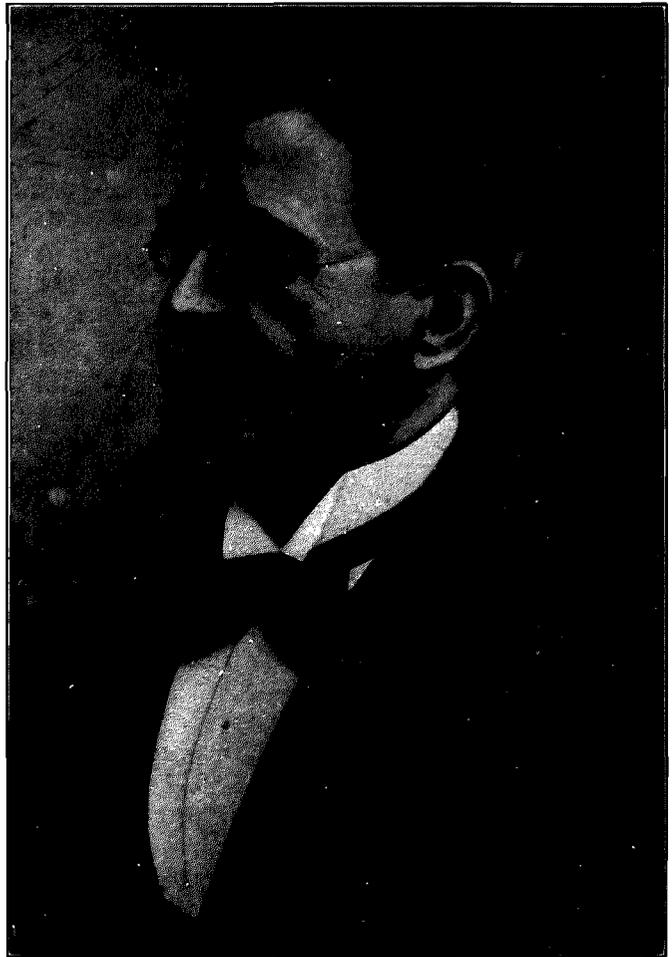


Abb. 1. Geh. Hofrat Prof. Dr. Karl Zangemeister

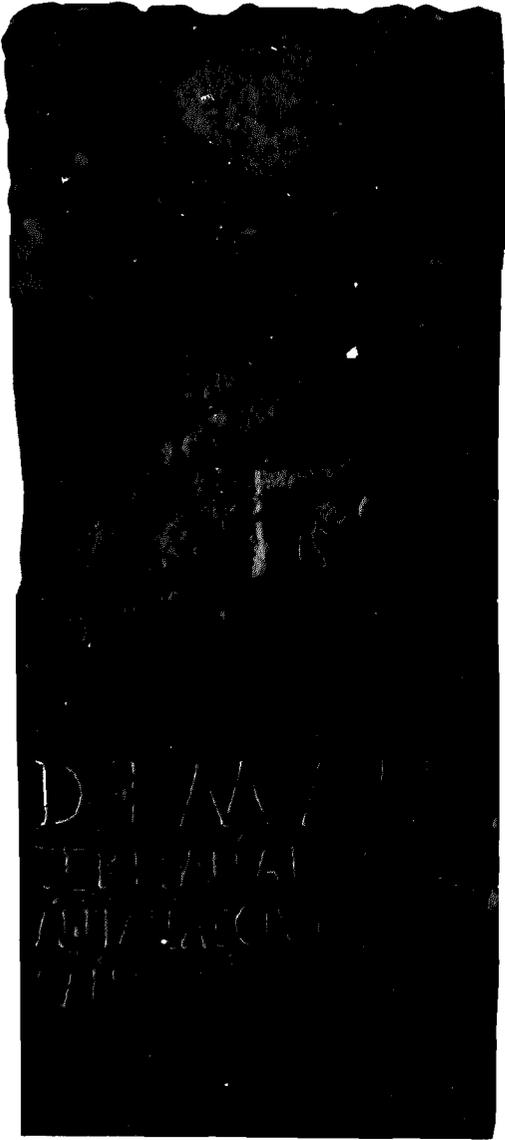


Abb. 2. Grabstein der Neckarwebin Tertinia Florentinia im Museum von Chalon-sur-Saône

draußen im Lande, und den vielen Fachgenossen und Freunden wurde er ein vielgesuchter und stets hilfsbereiter, immer fördernder und anregender Berater. So wurde er bald in den Landen am Rheine heimisch, und im Dienste dieser neuen Heimat ist ihm mancher schöne Fund gelungen. Schon 1884 glückte ihm die schwierige Lesung des Bühler Meilensteins, die ihm gleich die ganze Bedeutung dieses Denkmals klar werden ließ als des ersten Zeugnisses für eine rechtsrheinische römische Reichsstraße von Mainz nach dem Süden, deren Ausbau auf der rechten Rheinseite nach der römischen Inschrift unter Kaisers Trajanus (93 — 117 n. Chr.) erfolgt war. Bedeutsamer noch war die scharfsinnige Entzifferung des Offenburger Meilensteins, die zugleich auch das früheste Zeugnis für die älteste Form des römischen Namens der Stadt Straßburg, Argentorate, lieferte und die Deffnung der

großen Schwarzwaldstraße durch das Rinzigtal nach Rottweil erschloß. All das sind ihm „für die deutsche Urgeschichte hochwichtige Vorgänge“. In den „kironischen Noten“, diesen aus der römischen Schreibschrift entstandenen Resten der Kurzschrift, erkannte er ein in der frühen Kaiserzeit hergestelltes Verzeichnis der Völkerschaften und Hauptorte der drei Provinzen Galliens, dessen für uns faßbare Urschrift in die frühkarolingische Zeit zurückführt. Da eine spätere Zeit fast nichts daran geändert hat, dürfen wir in ihnen ganz alte Quellen erblicken, so daß die Ueberlieferung des Altertums aus dem 8. bis 9. Jahrhundert nur um so unmittelbarer zu uns spricht. Fällt auch die Hauptmasse der Namen nach Frankreich, so klingen doch auch wenigstens einige rheinische Namen hindurch wie Constantia (Konstanz), Mogontia (Mainz) und Treveri (Trier). Manche Namen von Städten, Gauen und Flüssen aus römischer Zeit konnte er in der Landschaft festlegen und an die früheste Ueberlieferung unseres deutschen Mittelalters anknüpfen. Aus den zahllosen großen und kleinen Bruchstücken erwuchs ihm immer reicher das Bild des Lebens von einst, zu dem er alles mit durchdringendem, unermüdlichem Scharfsinn zu gestalten wußte und von dem hier nur das wichtigste richtungweisende genannt werden kann. Alles findet sich niedergelegt in den Einleitungen zu den einzelnen Kapiteln der großen Inschriftensammlung des Corpus Inscriptionum Latinarum im XIII. Bande mit den römischen Inschriften des germanischen, ostgallischen und helvetischen Landes. Hat ihm auch der Tod vor der Vollendung den Griffel aus der Hand genommen, so ist das Werk doch in seinem Geiste durch A. v. Domaszewski zu Ende geführt worden.

Aus dieser großen Ueberschau über die gesamte Ueberlieferung aus römischer und frühmittelalterlicher Zeit in Westdeutschland und den angrenzenden Gebieten kam ihm auch die Erleuchtung über die Inschrift, die 1840 bei dem kleinen Weiler Aubigny im Departement Saône-et-Loire gefunden war und durch Geschenk in das Museum der Historischen und Archäologischen Gesellschaft zu Chalon-sur-Saône gelangte. In einem Aufsatz „Zur Geschichte der Neckarländer in römischer Zeit“ hat er 1893 in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern seine neue Lesung vorgelegt, deren überraschendes Ergebnis zu einem unbestrittenen Gemeingut der deutschen und germanischen Altertumswissenschaft geworden ist. Die Inschrift steht auf einer Kalksteinplatte von jetzt 1.67 Meter Länge und 0.60 Meter Breite und ist an der Inschriftstelle unten abgebrochen; sie lautet in einem nicht mehr ganz richtigen, „barbarisierten“ Latein: Di(s) Mani(bus)/Tertinae Flore(ntin)iae cives Sueb(a)e Nicroti(s) vixit a(nn)is XVII, was bedeutet: Den Manen der Tertinia Florentin(ia), Bürgerin der Neckarweben; sie hat 17 Jahre gelebt. Den Kernpunkt der

Inschrift bildet der Zusatz Sueba(e) Nicreti(s), den die französischen Gelehrten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts abwegig erklärt hatten, in dem nun aber Zangemeister die Beziehung auf die Sweben und den Neckar erkannte; seine richtige Worttrennung wurde dann nachträglich durch Otto Hirschfeld, den Bearbeiter der Lateinischen Inschriften Frankreichs, der das Worttrennungszeichen nach dem a von Sueba zuerst gesehen hatte, glänzend bestätigt. Zwar war die adjektivische Ortsbezeichnung Nicres = am oder vom Neckar eine erst- und bis jetzt einmalige, aber sie ließ sich doch durch ähnliche lateinische Bildungen stützen, und eine mittelbare Stütze der Erklärung lieferten die 16 Inschriften von Ladenburg und Heidelberg mit den immer rätselhaft gebliebenen Buchstaben SN — auf mehreren anderen Inschriften müssen sie noch ergänzt werden —, um deren einleuchtende Auflösung sich Theodor Mommsen, Karl Christ und auch Karl Zangemeister vergeblich bemüht hatten. Nun stand es ausgeschrieben auf dem französischen Grabstein, dem wieder die Inschriften vom Neckar die richtige Beziehung auf den Neckar verbürgten. Und wenn nun in der Mannheimer Sammlung auf einer Weihinschrift an den Gott Visucius auf dem Heiligenberg über Heidelberg ein Candidius Calpurnianus Ratscherr (decurio) der SN, also der Neckarsweben und der Nem(etes), also der Nemeter (im Speyergau) war, so wurde die doppelte Würde aus dem räumlichen Nebeneinander erst richtig verständlich: er war nach den Verhältnissen des 3. Jhs. n. Chr. ein Großgrundbesitzer mit Ländereien rechts und links des Rheins.

Eine germanische Völkerschaft am unteren Neckar war also aus dem Dunkel der Vergessenheit aufgetaucht, eine Gruppe des aus der antiken Ueberlieferung hinreichend bekannten großen Germanenstammes hatte nach dem Flusse, an dem sie wohnte, ihren Namen bekommen. Sie und ihre Herkunft in die großen geschichtlichen Zusammenhänge einzureihen, fiel der Gelehrsamkeit Zangemeisters nicht schwer. Diese Sweben konnten nur auf dem Zug des Heerkönigs Ariovist aus ihrer Heimat an der Mittelelbe an den Rhein gelangt sein, als er in die sechziger Jahren des 1. Jhs. v. Chr. nach kühnem Vorstoß ins Herzen Galliens im Gebiete Burgunds und der Freigravität sich ein Reich gegründet hatte, dann aber 58 Cäsars überlegener Kriegskunst in der Schlacht zwischen Romar und Schlettstadt erlag, so daß seine Scharen zurückfluteten. Wie wir nun später aus seiner großen Gefolgschaft die Stämme der Triboker im unteren Elsaß um Brumath, die Nemeter im Speyergau und die Bangionen in Rheinheffen um Worms wohnen finden, wo sie, wohl noch von Cäsar angesiedelt, die Wacht am Rhein halten sollten, so hat ein solcher suebischer Trupp sich auch am unteren Neckar festgesetzt und ist sicher später durch aus der

Heimat nachziehende Treks verstärkt worden. Als ihr Land seit 74 n. Chr. zum römischen Reiche gehörte, wurden sie ihm durch den Kaiser M. Ulpius Trajanus 98 n. Chr. dessen Wirksamkeit für die Rheinlande Zangemeister gerade vor einigen Jahren klargestellt hatte, als eigener Gau (civitas) eingegliedert, der nach ihnen „Gau der Neckarsweben“ hieß. Daß dieser Gau auch noch den ehrenvollen Beinamen (civitas) Ulpia nach dem Familiennamen des Kaisers tragen durfte, beleuchtet in etwa das Verhältnis, in das sie sich zu den Römern vor und nach 74 gestellt hatten. Die Zugehörigkeit der Tertinia zu dieser civitas wird ihr durch die Beisehung von cives = civis, also „Bürgerin“ bezeugt, zugleich auch ihre Zugehörigkeit zum römischen Reiche; ob auch ihre blutmäßige Zugehörigkeit, wird durch den römischen Namen weder bewiesen noch widerlegt, kann aber angenommen werden. Hiermit beginnen die Fragen, die uns der Grabstein noch weiter aufgibt, wie z. B. nach den Umständen, die die Suebin nach Frankreich führten, nach der Zeit, in die die Inschrift weist, u. a. m. Aber diesen ganzen, für die Inschrift zeitgeschichtlichen Hintergrund zu klären, war nicht möglich und ist es auch bis heute geblieben. Hoffen wir darum auf einen glücklichen späteren Fund!

Zangemeister aber hat der Nachweis der Neckarsweben, „der ächten Germanen“ im unteren Neckarland mit besonderer Genugtuung erfüllt und ihm von überall her Zustimmung eingetragen. Er war ihm geglückt, weil er sich als Ziel gesetzt hatte das immer tiefere Eindringen in die Ueberlieferung des Altertums über unsere germanische Vorzeit. Dieser Beschäftigung entsprangen auch die Vorlesungen, in denen er wiederholt gemeinsam mit dem Vertreter der Deutschen Rechtsgeschichte an der Universität, Richard Schröder, des römischen Geschichtsschreibers Tacitus Büchlein über die Germanen erklärte. Immer wieder drängte es ihn, durch die römische Hülle tiefer zu blicken und zum einheimischen Volkstern durchzustößen, bei dem ihm neben den schon länger und klarer erkannten Kelten das germanische immer zunächst liegt. Diese Bodenwüchsigkeit sprach ihn daher auch besonders an, als ihm Theodor Mommsen die Sammlung der römischen Inschriften auf deutschem Boden für das große Unternehmen der preussischen Akademie, die Inschriftensammlung des ganzen römischen Reiches, übertrug. Daß die Arbeit dann für den Vertreter der römischen Altertumskunde diesen ersten Zweck hatte, wer möchte es dem Fachgelehrten verargen? Aber daß sie ihm mehr wurde, je näher er durch das Auffuchen und Durchsehen der Denkmäler und ihrer Herkunftsgegend ihnen trat, das hob ihn über viele Fachgenossen in seiner Zeit hinaus. Die Geschichte des römischen Limes, dessen Erforschung er als Vorsitzender der Reichslimeskommission bis zu seinem Tode geleitet hat, ist ihm „zugleich ein wich-

tiges und interessantes Stück deutscher Geschichte". Als der Limes um 260 von den Alemannen überannt wurde, kamen „die Germanen, durch ihre ersten Erfolge ermutigt, jetzt auch nach langer innerer Zersplitterung und gegenseitiger Befehdung endlich zum Bewußtsein der Kraft, die ihnen zu Gebote stand, wenn sie sich zu gemeinsamem Vorgehen vereinigten.“

So wird in der Erinnerung auch das Bild des freundlichen Lehrers wieder lebendig, wenn er uns die Kunst des Abklatschens an den Heidelberger römischen Inschriftsteinen lehrte, die damals noch im Apothekerturm des Schlosses standen oder wenn

er pustend, wie das seine Ungewohnheit geworden war, über den Inschriftbänden saß und nun erklärte und seine Studenten zum konjizieren, d. h. versuchsweisen Ergänzen von Lücken und verdorbenen Stellen auf den römischen Steinen aufmunterte. Aus diesen Erinnerungen heraus seien diese Zeilen, die zu seinem hundertsten Geburtstag versuchen wollen nachzuempfinden, was er geleistet, als ein kleiner Dankeskrantz auf sein zu frühes Grab gelegt; sie wollen das Andenken wachhalten an den breitschultrigen deutschen Mann, der um seines Volkes Frühzeit am Rhein die beste Arbeit seines Lebens gegeben.

Anmerkung:

Für diese Rückschau wurden benutzt: F. Wille, Karl Zangemeister. Gedächtnisrede, gehalten bei der akadem. Trauerfeier zu Heidelberg am 11. Juni 1902, Heidelberg 1902; F. Wille, Aus alter und neuer Zeit der Heidelberger Universitätsbibliothek in: Neue Heid. Jahrbücher XIV, 1906, 236—239; W. Zangemeister und A. Westermann, die Familie Zangemeister seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, Königsberg 1907 (Selbstverlag); R. Schumacher, Karl Zangemeister, in: Mainzer Zeitschrift III, 1908, 41—43; F. Wille, Worte, gesprochen beim Abschiede von den Beamten der Universitätsbibliothek am 1. April 1922 (handschriftlich). Daß mir diese Schriften zugänglich wurden, danke ich Zangemeisters Schwiegersohn, Prof. Dr. Alstan Westermann in Heidelberg, der mir auch das Bild Zangemeisters lieh, von dem eine Ver-

größerung im Ladenburger Saal der römischen Denksteine aufgehängt worden ist.

Der Abbildung des Inschriftsteines, die zum ersten Male im deutschen Schrifttum erscheint, liegt eine Photographie zugrunde, die das Schloßmuseum dem lebenswürdigen Entgegenkommen des Konservators des Museums von Chalon, L. Armand-Calliat verdankt. Er hat auch das Interpunktionszeichen hinter Sueba erneut bestätigt. Bei dieser Gelegenheit sei auch auf seinen neuen Katalog verwiesen: Musée de Chalon. Catalogue des collections lapidaires par Louis Armand-Calliat, conservateur du musée, correspondant du Ministère de l'Education nationale. Chalon-sur-Saône 1936; 56 S., 11 Abb. auf 8 Tafeln. Das Museum enthält 91 römische Steindenkmäler und 128 von der merovingisch-karolingischen Zeit bis ins 18. Jahrhundert.

Die Experimentalphysik an der Universität Heidelberg unter Karl Theodor

Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 1936, 50. Band, S. 110—134.

In diesem Aufsatz bespricht Prof. Adolf Ristner die „Anfänge der Experimentalphysik an der Universität Heidelberg“ und gibt damit eine höchst aufschlußreiche Ergänzung zu seinem Buch: „Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors“, das der Mannheimer Altertumsverein 1930 herausgegeben hat. — Nach dem starken Niedergang der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch die Jesuiten schuf erst Karl Theodor glücklichen Wandel: er hatte ja selbst auf den Universitäten von Leiden und Löwen sich mit naturwissenschaftlichen Studien befaßt. Der erste neue Vertreter war der als Astronom nicht unbedeutende Christian Mayer, der ewig unzufriedene, der die Sammlung des Mannheimer Naturalienkabinetts in große Unordnung gebracht hatte und nun in Heidelberg im dortigen Kollegiumsgebäude der Jesuiten einen besonderen Physiksaal eingerichtet bekam (1751). Die Aufhebung des Jesuitenordens veranlaßte ihn dann wieder zur Ueber siedelung (1774) in die von ihm gebaute und eingerichtete Mannheimer Sternwarte. Nach dem kurzen Zwischenspiel des Philipp Hieronymus Egell, eines Sohnes des Hof-

bildhauers Paul Egell, bekam 1781 Johann Schwab die Professur für Physik und Naturgeschichte, nachdem die Mathematik von ihr abgetrennt worden war. Er hat täglich Experimentalphysik gelesen nach dem damaligen Verfahren: zuerst die Theorie, dann die Versuche. Reichhaltiger und wertvoller wie die physikalische Sammlung der Universität wurde eine andere, die an der 1784 von Kaiserslautern nach Heidelberg verlegten Kameralhochschule; an ihr hielt Georg Adolf Sudow seine viel gerühmten, von stets gut gelingenden Experimenten begleiteten Vorträge; er ist wissenschaftlich seiner Zeit weit vorausgeeilt. Schwabs Nachfolger Schmitt war mehr Mathematiker. Erst unter Karl Friedrich von Baden gelang die Vereinigung der beiden Heidelberger Sammlungen, die durch andere des Landes noch ergänzt wurden. 1913 haben sie dann im heutigen Physikalischnradiologischen Institut Philipp Lenards nach mehrfachen Wanderungen ihr endgültiges Heim gefunden.

„Frischauf“, Mitteilungen des Odenwaldklubs Mannheim-Ludwigshafen 1936/37.

Der Heimatfreund sei hingewiesen auf einen Aufsatz des Herausgebers F. Münch über „Das Kloster Vörsch“ worin die Ergebnisse der neuesten Forschungen zu einer kurzen, vollstümlichen Zusammenfassung alles Wissenswerten verarbeitet sind.

R. Gr.

Kleinere Mitteilungen

Beethovens Mannheimer Jugendfreund Von Albert Becker.

Die Wiener Nationalbibliothek besitzt ein unscheinbares Büchlein von hohem Wert in dem Bonner Stammbuch Ludwig van Beethovens. In urkundtreuer Nachbildung hat es der Bibliothekar dieser Bücherei Dr. Hans Gerstinger im Jahre 1927 herausgegeben. Die Einträge, die wir hier finden, stammen aus der Zeit zwischen dem 24. Oktober 1792 und dem 1. November desselben Jahres: es ist die Zeit des Franzoseneinbruchs am Rhein und der Ueberflutung Beethovens nach der Kaiserstadt Wien, die einen Wendepunkt in Beethovens Leben bedeutet. Er sollte nach dem zukunftsficheren Wort eines älteren Freundes des eben verstorbenen „Mozart Geist aus Haydns Händen durch ununterbrochenen Fleiß erhalten“.

Unter den nicht zahlreichen Freunden, die sich bei diesem Scheiden in dem (für Beethoven als Abschiedsgeschenk bestimmten) Stammbüchlein verewigten, begegnet uns zu unserer Ueberraschung auch der Name des Mannheimers und Zweibrücker Karl August Malchus. Es ist der am 27. September 1770 zu Mannheim geborene Sohn eines pfalz-zweibrückischen Kammerdieners, Hoffschneiders und Schlossverwalters des Herzogs Karl August von Zweibrücken; am 24. Oktober 1840 starb der inzwischen zu hohen Ehren emporgestiegene Schneidersohn als Freiherr von Malchus, vordem Graf von Marienrode, zu Heidelberg, wo er seit dem großen Umschwung (1814) gelebt hatte.

Im Jahre 1792 war der mit Beethoven gleichaltrige junge Zweibrücker Privatsekretär des österreichischen Gesandten Grafen von Westphalen bei dem rheinischen Kurfürsten in Bonn. Malchus war mit der Familie der Mme. Koch, der Wirtin vom Zehrgarten, befreundet, die wieder Beethoven nahestand. Auf die merkwürdigen Lebensschicksale des vielangeseindeten und übelberufenen späteren Finanzministers König Jérôme, eben des von ihm zum Grafen von Marienrode erhobenen Malchus, sei hier nur in aller Kürze hingewiesen.¹⁾ Mehr fesselt uns heute das Wort, das Malchus seinem scheidenden Freunde von Bonn mit auf den Weg nach Wien gab:

... wer alles, was er kann,
erlaubt sich hält, und auch, wenn kein Gesetz ihn bindet,
der Güte großes Gesetz in seinem Herzen nicht
findet,
und wär' er Herr der Welt — mir ist er ein Tyrann.

Der Himmel, mein Inniggeliebter,
knüpfte mit unauflösllichem Band
unsere Herzen — und nur der Tod
kann es trennen.

Reich mir Deine Hand, mein Trauter,
und so zum Lebensziel!

Bonn, 24. Oktober 1792.

Dein Malchus.

Unklar bleibt, ob das an Schillers Geist erinnernde Wort etwa von Malchus selber stammt. Jedenfalls spricht es für seinen und Beethovens Charakter wie auch für eine Freundschaft, von der man, meine ich, Spuren auch in dem weiteren Leben der beiden gleichaltrigen Jugendfreunde sollte finden können. Das

Freundschaftsdenkmal von 1792 aber wird uns zu einem Band, das den Namen des großen Tonmeisters mit unsern saarpfälzischen Gauen verknüpft, in denen ja — zu Speyer bei Bockler²⁾ — auch erste Jugendwerke Beethovens um diese Zeit im Druck erschienen.

¹⁾ Vgl. Albert Becker, Zur Lebensgeschichte Karl August v. Malchus' (1770—1840), in: Mannheimer Geschichtsblätter 25, 1924, 112—121. Nachtrag von L. Gölle.

²⁾ Albert Becker, Schiller und die Pfalz (Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz 1, Ludwigshafen a. Rh. 1907), S. 78—81.

Mittelrheinischer Adel im frühen Mittelalter

In einem gehalt- und aufschlussreichen Aufsatz: „Lorsch und Lothringen“ in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins 50, 1936, 301—354 stellt der verdienstvolle Neuherausgeber des Lorsch Codex, jenes so unschätzbaren Urkundenbuches über das frühe Mittelalter unserer Gegend, Karl Glöckner, das uns so nahe Kloster während seiner ersten großen Zeit in den Zusammenhang der Zeitströmungen, so daß daraus das wichtigste mitgeteilt sei. Ueber den Anfängen des Klosters steht bekanntlich Abt Rutland von Metz, ein Jugendfreund Bippins, ein Mann von überragender politischer und kirchlicher Bedeutung. In dem Zug der linksrheinischen Kirchen nach dem Osten, der z. B. von Metz aus sich in der Streuung der vielen Stephanskirchen bis an den Rhein hin zeigt, hat sich auch in Lorsch der herrschende Einfluß des lotharingischen Adels im Zusammenhang mit dem großen Strom kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Einflusses von Aufrastien her ausgewirkt. Diese führende Schicht in Aufrastien, aus der auch die leitenden Männer der Kirche stammen, war auch im Westen ihrer Herkunft nach germanisch, wenn sie auch die fränkische Aufgeschlossenheit für das fremde Romanische über den Rhein brachten; bietet doch noch der Lorsch Codex in seinen Namen romanische Schreibweise, die aus romanischem Sprachempfinden herauswuchs; auch im Namen Lorsch macht sich dies bemerkbar. Auch die Gründer aus der Familie Ruperts, des Grafen im Oberrheingau, die Rupertiner, lebten in jenen west-östlichen Strömungen, die für den Aufbau und das Wesen des fränkischen Reiches grundlegend waren. Das gab den Ausschlag bei den Kämpfen unter den Söhnen Ludwigs des Frommen, in denen Mainz, Weissenburg und Lorsch gegen Ludwig den Deutschen standen, dessen Vertrauensmann im Oberrheingau der Gaugraf Bernher war. Diese Einstellung der Rupertiner führt dann dazu, daß sie in jener Welle neuer Männer erscheinen, die aus dem fränkischen Osten dann im Westen auftauchen; bei dem großen Verbruch an führenden Menschen war dem König von Westfranken der fränkische Adel im Osten besonders wertvoll. So erklärt es sich, wenn im Jahre 852 mit Robert dem Tapferen die aufrastischen Rupertiner, die 836 aus den rheinischen Grafschaften verschwunden waren, in den Gegenden der unteren Loire auftreten. Und wenn der Bischof von Reims ihn einen advena Germanus nennt, so klingt uns darin eine der frühesten Äußerungen des französischen Bewußtseins entgegen, das sich gegen den „Flüchtling aus Deutsch-

land“ auflehnt. Sein Sohn Odo ist es dann gewesen, der aus kleinen Anfängen es bis zum westfränkischen König gebracht hat, nachdem er 887 erfolgreich Paris gegen die Normanen verteidigt hatte. Robert war 867 an der Loire in tapferem Kampfe gegen die Normanen gefallen: so meldet ein Mainzer Chronist, aus dessen überschwünglichen Worten noch einmal aller Stolz auf den ehemaligen Landsmann spricht. Infolge der Wirren, die mit der Empörung Ludwigs des Deutschen begannen, hatte Rupert IV. das Rhein-Main-Land verlassen und war nach Westen gegangen, wo steter Kampf gegen die Bretonen und Normannen sein Leben ausgefüllt hat. Daß sich die Sage des tapferen Kriegsmannes bemächtigt hat, nimmt nicht wunder. Wie sehr aber seine Familie mit dem mittelhheinischen Heimatland verbunden blieb, zeigt, daß die Sage in religiöses Gewand sich gekleidet hat und weiterlebt in der Legende vom heiligen Rupert von Bingen auf dem Rupertsberg über dem nördlichen Naheufer, die Roberts Abwanderung in die typische Pilgerfahrt umformte. „Damit tritt in ihrer deutschen Heimat die Familie der Robertiner zurück in den Bezirk des Religiösen, aus dessen Schatten sie in den Anfängen des Klosters Lorsch uns zuerst gegenübergetreten ist. Im Westen haben ihre lapetingischen Nachfahren die Fundamente des französischen Nationalstaates geschaffen. Da auch ihre Erben, die Salier, aus ihnen hervorgingen, verbinden Bande des Blutes das deutsche Kaiserhaus und die erste französische Dynastie, ein Beweis für die europäische Stellung des fruchtbaren Mutterbodens der rheinischen Lande.“

H. G.

Ahnenehrung

bei der 1100-Jahrfeier eines Bauerndorfes

Von Karl Reckermann, Mannheim-Feudenheim

Das Bauerndorf Wilchband, nach Ausweis der Bodenurkunden die älteste Bauernsiedlung des Bad. Frankenlandes, hat an Pfingsten 1937 seinen Eintritt in das Licht der Geschichte durch eine 1100-Jahrfeier festlich begangen. Im Rahmen dieses großen Heimatfestes fand auf Anregung des Verfassers auch eine Ahnenehrung auf dem Dorffriedhof statt, die gut gelungen ist und bei allen Teilnehmern einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen hat.

Ähnliche Feiern sollten in der heutigen Zeit in das Programm eines jeden Heimatfestes mit aufgenommen werden, weil sie die Familien- und Sippenforschung in wirkungsvoller Weise fördern und gleichzeitig auch Heimatliebe und Heimmattreue stärken.

Im Hinblick auf die Bedeutung der Ahnenehrung für die Heimatpflege soll auf besonderen Wunsch der Schriftleitung auch in den Mannheimer Geschichtsblättern über die Wilchbänder Ahnenehrung berichtet werden.

Am Pfingstsonntag nach dem Nachmittagsgottesdienst zog die Dorfgemeinschaft mit ihren Festgästen unter Vorantritt der Dorfkapelle auf den Dorffriedhof und stellte sich um das Friedhofskreuz herum auf. Alsdann eröffnete der Gesangsverein die Feier mit dem Friedhofslied „Wie sie so sanft ruhen“. Als dieser vierstimmige Männerchor verklungen war, trat ein Schulfrauenchor vor und sprach das Ahnenlied von Hermann Claudius, in welchem leider die Winterpracht in eine Sommerpracht umgedichtet werden mußte. Der Wortlaut ist folgender:

Urahn, ich schau mit deinen Augen
in diese Sommerpracht hinein:
Ein Blütenmeer — der blaue Himmel —
und über alles Sonnenschein.

Ich fühl' lebhaftig deine Nähe,
als neigtest du dich leise vor.
Und wie ich schau zur Seite spähe,
steht da ein ganzer Ahnenchor:

Gestalten, die ich nie erschaute,
mir zeitenfern und dennoch nah,
junglockenblonde und ergraute —
und alle steh'n sie wartend da.

Und alle schau'n mit meinen Augen
in diese Sommerpracht hinein:
das Blütenmeer — der blaue Himmel —
und über alles Sonnenschein.

Im Mittelpunkt der Feier stand die Ahnengedenkrede des Verfassers des Heimatbuches „Heimatscholle Wilchband“ und dieser Zeilen. Diese Gedenkrede beschäftigte sich in der Hauptsache mit den drei Fragen: Wo ruhen unsere Ahnen? Wie waren sie und was verdanken wir ihnen?

Bei jeder alten Siedlung — das Alter der Bauernsiedlung Wilchband ist auf mindestens 5000 Jahre anzusetzen — hat sich im Verlauf der Jahrtausende wiederholt das Bedürfnis herausgestellt, den Bestattungsort zu wechseln, sobald seine Ueberfüllung augenscheinlich geworden war. An der jetzigen Stelle befindet sich der Dorffriedhof erst seit etwa einem Jahrhundert. Im Mittelalter fanden die Beerdigungen rings um die Kirche herum, im „Kirchhofe“, statt. Einige Grabkreuze aus diesem mittelalterlichen Kirchhof sind in der benachbarten Mauer des Pfarrgartens sowie des Schulgartens eingemauert. Nur ein einziger Grabstein aus Lettensandstein befindet sich noch an Ort und Stelle unmittelbar außerhalb der heutigen Friedhofsmauer. Nach Ausweis der Inschrift ist es der Grabstein meiner Urgroßmutter, die 1832 dort zur letzten Ruhe bestattet worden ist. Diesen letzten übriggebliebenen Grabstein des mittelalterlichen Kirchhofes stellte ich feierlich unter den Denkmalschutz der Dorfgemeinschaft und wies darauf hin, daß die Frau, die unter diesem Stein ruht, heute mütterliche Ahne einer großen Anzahl von Wilchbändern und ihrer auswärtigen Verwandten ist.

Nach einer alten Fundnotiz, die im Pfarrprotokollbuch im Jahre 1753 eingetragen worden ist, sind beim Aushub der Baugrube zum Kirchenneubau Bestattungen mit Beigaben gefunden worden, was darauf schließen läßt, daß dort schon vor Einführung des Christentums, die in Wilchband um 730 durch den hl. Bonifatius erfolgt ist, die Toten von filuhonbiunte — das ist die althochdeutsche Bezeichnung von Wilchband — bestattet worden sind. Ich veräumte nicht, in diesem Zusammenhang darauf hinzuweisen, daß die Bestattungsfelder aus der vorgeschichtlichen Zeit bis jetzt noch unbekannt sind, und hoffe, daß die Wilchbänder Bauern in Zukunft sorgfältig darauf achten werden, ob sie nicht beim Ausheben einer Baum- oder Wurzelgrube auf Skelettreste stoßen und damit die gesuchten Bestattungsfelder ihrer vorgeschichtlichen Vorfahren entdecken werden.

Ueber das Wesen unserer Ahnen führte ich aus, daß für die Wilchbänder bäuerliche Bevölkerung seit fünf

Jahrtausenden das Leben Arbeit, Opfer und Kampf gewesen sei. Bis zur Einführung des Christentums konnten sich unsere Vorfahren auch das Weiterleben nach dem Tode als ebenfalls von Arbeit und Kampf erfüllt vorstellen, wie die Fachgelehrten aus den Beigaben, die ihnen ins Grab mitgegeben worden sind, festgestellt haben.

Ich wies darauf hin, daß uns aus geschichtlichen Ueberlieferungen zahlreiche Katastrophen bekannt sind, die über die bäuerliche Siedlung hereingebrochen sind, Naturkatastrophen, Seuchen, Kriegsnot und Brandkatastrophen. Für die Leser dieser Zeitschrift wird es von besonderem Interesse sein, zu erfahren, daß Bilchband auch im pfälzischen Erbfolgekrieg gebrandschächt worden ist. Am 30. Oktober 1688 kam eine französische Mordbrennerhorde in einer Stärke von 60 Reitern auch nach Bilchband und legten das Dorf in Schutt und Asche. Außer Bilchband wurden damals auch Unter- und Oberhalbach, Desfeld, Bowieden und Zimmern gebrandschächt. Diese Ortschaften liegen sämtlich ostwärts der Tauber und gehörten damals nicht zur Kurpfalz, sondern zum Hochstift Würzburg.

Wenn wir uns vorstellen, daß die dörflichen Ahnen bei derartigen Katastrophen in der Hauptsache auf Selbsthilfe angewiesen waren, so müssen wir mit Bewunderung und Hochachtung auf sie zurückblicken und sind ihnen zu Dank verpflichtet, daß sie bei allem Unglück und Drangsalen der Heimatscholle nicht untreu geworden sind, sondern mit geradezu unverwüßlichem Lebensmut immer wieder darangegangen sind, Haus und Hof und Familie aus dem Zusammenbruch wieder neu aufzubauen. Sie sind uns daher ein leuchtendes

Borbild, unserer Heimat in Glück und Unglück die Treue zu halten.

Besondere Dankesworte widmete ich noch den führenden Männern der Dorfgemeinschaft, denen in schweren Zeiten die Geschicke des Dorfes anvertraut waren und die Hervorragendes für die Dorfgemeinschaft geleistet haben, und richtete die Mahnung an die Zuhörer, den ihnen vom Schicksal bestimmten Führern Gefolgschaftstreue zu halten, komme auch was kommen mag.

Die Ansprache endete schließlich mit einem Treuegelöbniß zu dem von unseren Ahnen zur treuhänderischen Verwaltung anvertrauten Erbe an Blut und Boden.

Das waren im wesentlichen die Gedanken, die ich in der Ahnengedentrede zum Ausdruck brachte. Lautlose Stille und tiefe Ergriffenheit bei den Zuhörern lassen darauf schließen, daß die Ahnenehrung tiefe Wurzel geschlagen hat. Zu ihrem Abschluß spielte die Dorfmusik „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh“.

Dann zog man zum Kriegerdenkmal, das in Bilchband auf dem Dorffriedhof errichtet ist. Dort erfolgte dann in ähnlichem Rahmen wie die Ahnenehrung die Kriegererehrung, bei der der Bürgermeister und politische Leiter als Führer der Kameradschaft Militär- und Kriegerverein Bilchband eine würdige Gedentrede hielt. Die Kriegererehrung fand ihren Abschluß mit dem von der Musik gefühlvoll gespielten Lied vom guten Kameraden und einem Ehrenschatz von 3 Böllerschüssen.

Die Umrahmung beider Feiern mit musikalischen Darbietungen und Gedichtvorträgen hat in anerkennenswerter Weise Hauptlehrer Kraus in Bilchband besorgt.

Veranstaltungen des Schloßmuseums

Mannheim als Festung und Garnisonsstadt

Die umfangreichste Schau, die Museumsdirektor Dr. Jacob vom 2. Mai 1937 bis 30. Januar 1938 zeigte, stand unter dem Titel: „Mannheim als Festung und Garnisonsstadt“. Diese Veranstaltung berücksichtigte alle militärischen Einzelheiten von der Gründung der Stadt durch Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz bis zum Wiederaufbau der neuen deutschen Wehrmacht im nationalsozialistischen Staat. Sie gliederte sich in zwei geschichtliche Abschnitte: Teil I: Kurpfälzisches Militär in Mannheim 1606/1802: 1. Die Soldaten des Mannheimer Stadtgründers, 1606; 2. Die Festung Mannheim im 30jährigen Krieg, 1621/22; 3. Die Festung Mannheim im pfälzisch-orléanschen Krieg, 1688/89; 4. Militär der kurpfälzischen Residenz Mannheim seit 1720; 5. Die Festung Mannheim in den Kriegsjahren 1795/99. Teil II: Mannheimer Militär seit dem Uebergang an Baden 1802: 1. Die Zeit des Rheinbundes und der Befreiungskriege 1813/14; 2. Die Mannheimer Garnison von 1820 bis zur politischen Bewegung 1848/49; 3. Mannheimer Soldaten in den Feldzügen 1866 und 1870/71; 4. Vom Kaiserreich zum Weltkrieg 1914/18; 5. Die Wehrmacht des Führers in Mannheim.

Die Schau ist in Ergänzung des Lichtbildervortrags entstanden, den Dr. Jacob am 19. April 1937 vor den Mitgliedern des Altertumsvereins und zahlreichen Ehrengästen im dichtbesetzten Musensaal des Rosen-

gartens hielt. Er stand im Gedenken an den 6. und 7. März 1936, da unsere Stadt durch die Befreiungstat des Führers wieder ihre Garnison erhielt.

Die Ausstellung begann mit der Epoche der Reformation und Gegenreformation, da die Pfalz einer der bedeutenden Vorposten des vorwärtstürmenden Protestantismus war. Friedrich IV., in redlichem Eifer bemüht, die protestantischen Fürsten und Staaten zu vereinigen, hatte sich zur Neuanlage der Stadt und Festung Mannheim entschlossen, um in den unsicheren Zeiten einen starken militärischen Schutz für seine Lande am Rhein zu schaffen. Der Kurfürst mahnte zur Schaffung einer Miliz, in der Meinung, daß es besser sei, seine Untertanen zur Verteidigung zu erziehen, als den Schutz des Staates dem geworbenen Volke, d. h. den Berufssoldaten zu überlassen. So beruhte die Wehrmacht des kurpfälzischen Staates unter ihm vornehmlich auf der Volksbewaffnung. Sechs Auschuß-Regimenter, die aus Musketieren und Pikinieren sich zusammensetzten, waren für die Landesverteidigung aufgestellt.

Dem Schicksal der Festung Mannheim im 30jährigen Kriege galt der zweite Raum der Schau. Friedrichs V. diplomatisch und militärisch unvorbereitete Annahme der böhmischen Königskrone war das Signal für den Ausbruch des Krieges. Nach der vernichtenden Schlacht am weißen Berge am 8. November 1620 war der Kampf in der Pfalz unabwendbar geworden. Die

Spanier rückten unter Spinola und Córdoba an den Rhein. Mansfeld, Christian von Halberstadt und Georg Friedrich von Baden waren bereit, für Friedrich zu streiten, allein das Treffen bei Wimpfen am 6. Mai 1622 entschied das Schicksal der Pfalz und seiner Festungen Mannheim und Heidelberg. Tilly rückte heran und schritt zur Belagerung Mannheims, dessen Wehranlagen nicht einmal vollständig ausgebaut waren. Nach vierzigstägiger heldenmütiger Verteidigung unter dem Kommandanten General Horace de Vere übergab sich die rheinische Feste.



Die Belagerung der Festung Friedrichsburg und Stadt Mannheim durch Tilly, 1622

Kurfürst Karl Ludwig, des Stadtgründers Enkel, verließ nach der Zerstörung im 30jährigen Kriege der neu entstehenden Stadt und Festung besondere Privilegien und vergaß nicht, die pfälzische Landesverteidigung emsig zu betreiben. Unter ihm gewannen auch die Anfänge eines stehenden Heeres durch erhebliche Vermehrung der Infanterie und Kavallerie glücklichen Erfolg. Als Ludwig XIV. nach dem Tode des Kurfürsten einen großen Teil der Pfalz als Erbe seiner Schwägerin Liselotte beanspruchte, und man dieser Forderung nicht gleich nachzugeben willens war, brachen 1688 die französischen Verwüstungszüge herein. Entschlossener Heldenmut hätte eine Verteidigung Mannheims mit Aussicht wagen können, allein der Gouverneur Oberst Seliger von Selicencron blieb nicht Herr der Lage und konnte sich nur durch eine schnelle Kapitulation vor dem Aufruhr seiner eigenen Truppen retten. Schlimmer noch war das Schicksal Mannheims im folgenden Jahre, als der Nordbrenner Mélac sein Zerstörungswerk schonungslos durchführte. Mannheim und seine Festungsanlagen waren vom Erdboden verschwunden. So wiederholte sich in der Pfalzzerstörung des Jahres 1689 zum zweiten Male Mannheims bedrückendes Schicksal als Feste am deutschen Rhein.

Seitdem Kurfürst Karl Philipp 1720 die Stadt zur Residenz erhob, trat sie auch als Garnison stark hervor. Neue Kasernen, die Belberbusch-Kaserne in M 3a, die Rheintor-Kaserne, die Infanterie-Kaserne in S 5, die Kaserne der Garde zu Pferd in M 5 und die Artillerie-Kaserne in O 6,2 wuchsen empor. Außerdem wurden eine militärische Ingenieur-Schule sowie das Gieß- und Bohrhaus errichtet. Als eindrucksvollster militärischer Bau entstand 1777/78 nach Verschaffelts Entwürfen das Zeughaus. Nicht allein die Kasernen und das Zeughaus verliehen Mannheim damals ein

militärisches Aussehen, vielmehr waren nunmehr Stadt und Festung zu einem einheitlichen Bezirk zusammengeschlossen und unter Leitung des Ingenieur-Obristen Friedrich von Fremelle zu einer klar gegliederten Stadt der Quadrate geworden. Die Uniformen beherrschten



Generalleutnant Tilly, Feldherr der bayerischen Armee



General Melac, Zeitgenössisches Spottbild

das Bild der Straße. 11 885 Soldaten zählte Mannheim in den siebziger Jahren, eine ungeheure Zahl im Vergleich zur Einwohnerziffer von etwa 24 000 Menschen. Außer der Leibgarde und dem Leibgrenadier-Regiment lagen fünf weitere Infanterie-Regimenter, Teile der Leiningen-Dräger und einer Artillerie-Kompanie in den Mauern unserer Stadt, die in schmutzigen Uniformen festlich paradierten.

Freilich den kriegerischen Auseinandersetzungen der französischen Revolution war dieses Heer nicht gewachsen. Kurfürst Karl Theodor flüchtete sich ängstlich in den Zustand der Neutralität, der Mannheim sehr zum Unheil ausschlug. Man gab den Franzosen Festung auf Festung, auch Mannheim preis, und die Oesterreicher bestanden darauf, die Festung dem Feinde wieder zu entreißen. Am 22. November 1795 zog der greise Würmser in das zerstörte Mannheim ein. In den folgenden Jahren waren die Franzosen abwechselnd wieder Herren der Stadt, deren Befestigungsanlagen nimmehr geschleift wurden. Der Leidensweg der alten pfälzischen Residenz und Festung am Rhein fand mit einer tiefgreifenden landesgeschichtlichen Veränderung seinen Abschluß. Im Friedensvertrag von Lunéville am 23. November 1802 fiel die rechtsrheinische Pfalz an Baden.

Der zweite Teil der mit außergewöhnlicher Gewissenhaftigkeit zusammengetragenen Ausstellung schilderte die badische Zeit der Mannheimer Garnison, beginnend mit der Zeit des Rheinbundes und der Befreiungskriege. Zu Ende geführt wurde damals die Schleifung der Wälle und die Einebnung der zerstörten Festungswerke. Politisch und militärisch gesehen, zog Frankreich zunächst das Land Baden durch die Verheiratung des Erbgroßherzogs Karl mit Stephanie, der Adoptivtochter Napoleons, völlig ins Schlepptau. Dem Mannheimer Infanterie-Regiment und den Freystedt-Dräger blieben die Strapazen in Napoleons Feldzügen gegen Preußen, gegen Oesterreich, in Spanien und Rußland nicht erspart. Erst das mächtige Weltereignis der Leipziger Völkerschlacht brachte die Wendung und Großherzog Karl trat am 20. November 1813 der Koalition der Verbündeten bei. Nunmehr bleibt als

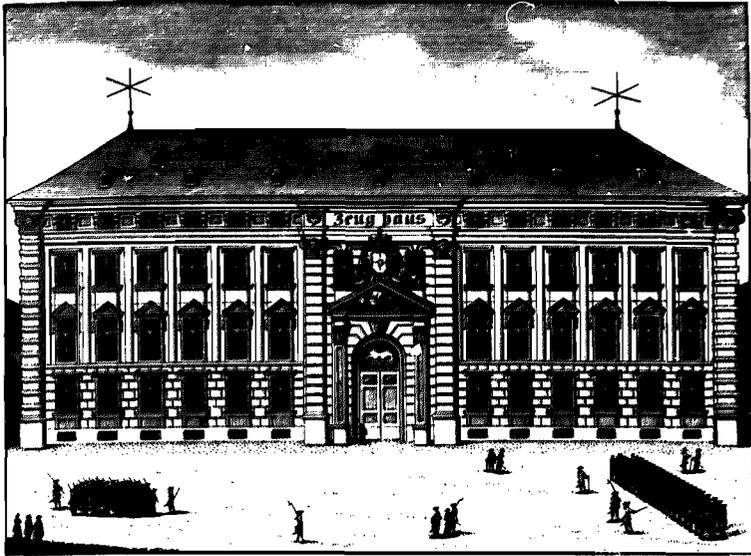
denkwürdiges Ereignis der Mannheimer Rheinübergang eines Teils von Blüchers Armee unter General von Saden am Neujahrstage des Jahres 1814.

Die militärische Entwicklung der Mannheimer Garnison in den Jahren 1848/49 bietet ein Bild von tiefen Gegensätzen. Im dramatischen Verlauf begann der Aufstand in einer Militär-Meuterei und auf der revolutionären Heerschau, die Mieroslawski in Mannheim abhielt, sah man auch das Militär. Immerhin blieb Mannheim lange Zeit am getreuesten. Es war bezeichnend genug, wenn man den hiesigen Dräger ihre Waffen beließ, „da sie durch ihre gute Haltung allein die Kontre-Revolution bewirkt und die landesherrlichen Klassen gerettet hatten“. Bei der Auflösung der badischen Armee mit Dekret vom 14. Juli 1849 blieb das I. Bataillon des Infanterie-Regiments von Stockhorn Nr. 4 und die 4. Schwadron des hiesigen Dräger-Regiments von Freystedt bestehen.

Nach dem unglücklichen Trauerspiel der Revolution von 1848/49 wurden für die Armee wichtige Entscheidungen getroffen. 1852 ist das Jahr der Errichtung unserer 110er Grenadiere, die 1857 unter dem Namen „2. Infanterie-Regiment, Prinz von Preußen“ in die neue Garnison Mannheim einzogen. In den Gang der Ereignisse des Jahres 1866 war die Mannheimer Garnison gleichfalls verwickelt, doch kehrten Anfang September die seit zwei Jahren in Mannheim garnisonierenden Dräger und das I. Füsilier-Bataillon wieder zurück. Das Infanterie-Regiment erhielt bald darauf den Namen „2. Grenadier-Regiment, König von Preußen“. Nicht lange dauerte es, da hatte dieses neue Grenadier-Regiment seine Wehrfähigkeit von neuem unter Beweis zu stellen. Am Morgen des 21. Juli 1870 waren die beiden Mannheimer Bataillone (I. Bataillon und Füsilier-Bataillon) marschbereit. Straßburg, Bruchères, Ignon, Dijon, Brazey, Nuits, Belfort bezeichnen den Siegeszug. Freilich, im zweiten Gefecht bei Nuits starben am 18. Dezember 1870 Oberstleutnant von Renz, 19 Offiziere und 337 Mann den Heldentod. Mit unbeschreiblichem Jubel empfingen die Mannheimer am 6. April 1871 die Söhne „ihrer Regimenter“. Zwei Bataillone und der Stab des großherzoglichen 2. Grenadier-Regiments und drei Eskadrons des großherzoglichen Leibdräger-Regiments rückten in ihre festlich geschmückte Garnisonstadt wieder ein. Als bald wurden die Bataillone auf die Friedensstärke von rund 600 Mann herabgesetzt.

Von tiefgreifender Bedeutung für die Geschichte der Mannheimer Garnison war die am 25. November 1870 in Versailles zwischen Baden und Preußen abgeschlossene Militärkonvention. Großherzog Friedrich I. von Baden verzichtete auf die Militärhoheit und nahm am 1. Juli 1871 Abschied von seinen Truppen. Von nun an führte das Mannheimer Grenadier-Regiment den Namen 2. Badisches Grenadier-Regiment Nr. 110. Im Jahre 1888 wurde die Bezeichnung „Kaiser Wilhelm I.“ hinzugefügt. Das Leibdräger-Regiment wurde zum 1. Badischen Leibdräger-Regiment Nr. 20.

Im Jahre 1887 verschwanden die Leibdräger mit ihren schmucken roten Kragen aus der Stadt, sehr zum Bedauern der Bürgerschaft. An ihre Stelle traten, freilich nur für drei Jahre, die „Schwarzen“ des 3. Badischen Dräger-Regiments Prinz Karl Nr. 22. Mit dem Weggang der Reiterei rückte 1890 die 3. Abteilung des 1. Badischen Feldartillerie-Regiments Nr. 14 mit



Das Mannheimer Zeughaus, erbaut 1777/78

den Batterien 7, 8 und 9 in der Mannheimer Garnison ein, doch lehrte sie schon nach vier Jahren wieder nach Karlsruhe zurück. Zu jener Zeit erhielt die Stadt ein königlich preussisches Landwehrbezirkskommando, das 1903 seine neuen Diensträume in C 7, 1 bezog. Viele Jahrzehnte hindurch war der Regimentsstab mit dem I. und III. Bataillon des 2. Badischen Grenadier-Regiments Kaiser Wilhelm I. Nr. 110 in der Rheintorkaserne und im benachbarten Zeughaus untergebracht gewesen, bis 1901 die neu erbaute Kaiser-Wilhelm-Kaserne in der Landwehrstraße bezogen werden konnte. Mit ganz besonderer Anteilnahme verfolgten die Mannheimer die Geschichte ihrer Garnison, zumal sich die Kaiser-Grenadiere vornehmlich aus dem Gebiet der alten Kurpfalz zusammensanden. Auf den alten Feldzeichen standen die ruhmreichen Schlachten Strassburg, Nuits und Wisaine geschrieben. Stolz war die Stadt auf ihre Grenadiere.

Als 1914 der große Krieg ausbrach und das Schlachtenschicksal unerbittlich über die Fronten wütete, haben die 110er



Das Mannheimer Rheintor mit der kurfürstlichen Garnisonswache, 1778

Mann um Mann ihre soldatischen Tugenden bewiesen. Im Verbands der 28. Infanterie-Division kämpften sie vier Jahre lang in treuester Pflichterfüllung und Kameradschaft bei Mühlhausen, in Lothringen, im Loretto-Abschnitt, in der Champagne, an der Somme, vor Verdun, an der Marne und an der Maas. Auch die aus diesem Stammtruppenteil hervorgegangenen Ersatzformationen — das Reserve-Infanterie-Regiment 110, die Ersatzbrigade 55, das Reserve-Infanterie-Regiment 40 und das Reserve-Infanterie-Regiment 469 — haben regen Anteil an den gewaltigen Leistungen in Westen und Osten. Was in der Stadt selbst während des Weltkrieges geschah, tritt gewiß hinter dem Fronterlebnis seiner Kaiserergrenadiere zurück. Doch ist auch hier Uebermenschliches geleistet und erduldet worden. Am 27. Mai 1915 wurde Mannheim erstmals vom Kriege unmittelbar berührt, als die feindlichen Flugzeuge in 2000 Meter Höhe herannahen und drüben in Ludwigshafen ihre Bomben abwarfen. Nicht weniger als 58mal wurden die Mannheimer in den Jahren 1915/18 von feindlichen Flugzeugen bedroht, und mehr als 20mal haben ihre Angriffe Gebäude der Stadt zerstört und Opfer an Menschenleben gefordert.

Der schmerzliche Ausgang des Weltkrieges bedeutete für Mannheim den Verlust seiner Garnison. Das Diktat von Versailles schrieb die neutrale Zone, 50 Kilometer rechts des Rheines, vor; Mannheim, am deutschen Rheinstrom gelegen, hatte sich des lebensnotwendigen Rechts seines Selbstschutzes entäußern müssen. Wir kennen den Weg des Leidens, den die Stadt seit dem Jahre 1918 gegangen ist. Erst als Adolf Hitler die Idee einer völkischen Lebensordnung zum Siege führte, hat die Gleichberechtigung Deutschlands Wirklichkeit werden können. Am 16. März 1935 verkündete die Reichsregierung das „Gesetz für den Aufbau der Wehrmacht“. In heller Begeisterung empfingen die Mannheimer die Truppen, die am 6. und 7. März 1936 in die Stadt einmarschierten, um wieder Wacht zu halten am Rhein. Es ist wahrlich nicht wenig, was sich in Mannheim in den letzten beiden Jahren an militärischen Verbänden niedergelassen hat: Der Stab und das I. Bataillon des Infanterie-Regiments 110, das Pionier-Bataillon 33, die erste Abteilung des Artillerie-Regiments 69, die erste Abteilung des Flakregiments 18, die Fliegerhorstkommandantur Sandhofen, die Wehrerfassungsinpektion, das Wehrbezirkskommando I und II. Von Mai bis Oktober 1936 lag auch die Panzerabwehrabteilung 38 in unserer Stadt, die alsdann unter der neuen Nummer 33 nach Landau verlegt wurde. Ueberall am Rande der Stadt wachsen neue Kasernen empor, um den Truppen vorbildliche Soldatenheime zu schaffen. Mit dem 1. Oktober 1937 ergaben sich mancherlei Veränderungen. Der Stab der 33. Division verlegte mit seiner Beobachtungsabteilung seinen Sitz von Darmstadt nach Mannheim. Die Artillerie bezog die bisher von den 110ern eingenommene Kaiser-Wilhelm-Kaserne, die Pioniere die neue Kaserne in Feudenheim, die Flakabteilung die Kaserne in



Uebergabe Mannheims und Gefangennahme der französischen Besatzung durch General Wurmsfer,
23. November 1795

Stäfertal. Während das zweite Bataillon des Infanterie-Regiments 110, das bisher in Ludwigshafen lag, in die neue Kaserne bei Seckenheim einzog, siedelten der Regimentsstab und die Bataillone I und III nach Heidelberg über.

Was in diesem Ausstellungsbericht nur angedeutet werden konnte, hat Dr. Jacob in einer Abhandlung „Mannheim als Festung und Garnisonstadt“, die vor kurzem in der Folge der Schriftenreihe der Stadt Mannheim als Heft 3 erschienen ist, ausführlich dargestellt. Wir verweisen unsere Mitglieder auf diese mit vielen, zum Teil farbigen Bildern geschmückte Schrift, die sich für Geschenkzwecke ganz besonders eignet und durch das Schloßmuseum bezogen werden kann.

Handzeichnungen von Josef August Bissinger (1814—1851)

Das Schloßmuseum zeigte vom 20. Juni bis 21. Juli 1937 aus den Beständen des Altertumsvereins eine Schau von Handzeichnungen des Mannheimer Landschaftsmalers Josef August Bissinger.

Der Künstler wurde am 18. Dezember 1814 in Mannheim geboren und empfing nach kurzer kaufmännischer Tätigkeit in Koblenz, Spornay und Paris seine künstlerische Unterweisung in Düsseldorf bei Karl Friedrich Lessing, dem späteren Karlsruher Galeriedirektor. Bissinger wandte sich ausschließlich der Landschaft zu und machte sich durch Studienreisen mit der Schweizer Gebirgslandschaft und der italienischen Landschaft vertraut. Von besonderer Anregung war eine Fahrt nach Rom. Früh kränkelnd, siedelte er in den 1840er Jahren nach Weinheim an der Bergstraße

über, kehrte dann nach Mannheim zurück, wo er am 19. Mai 1851 starb.

Bissingers Landschaftskunst zeichnet sich durch ein gründliches Studium des Baumschlags aus. Der Künstler besaß eine besondere Gestaltungskunst in der Darstellung der Gewächse der Natur. In unvergleichlicher Klarheit zeichnet er seine Landschaften äußerst bestimmt. Doch fehlt es nicht an liebenswürdiger Poesie und idyllischer Zartheit in seinen Blättern.

Die Schau galt einem Mannheimer Künstler, der, bisher kaum beachtet, in seinem Schaffen Gemütsstiefe der Romantik und echte deutsche Gesinnung offenbart.

Das Münchener Stadtbild am Tag der deutschen Kunst

Aus Anlaß des großen Erlebens am Tag der deutschen Kunst in München war im Schloßmuseum eine Bildschau zu sehen, die aus den Festtagen des 16. bis 18. Juli 1937 ausführliche Schilderungen aller Ereignisse brachte.

Das Leuchten der Fahnen, das bunte Spiel der Feste war trefflich durch farbige Zeichnungen von Ludwig Roßinger wiedergegeben. Hinzu kamen herrliche Fotos, die Dr. Jacob von den menschengefüllten, festlich dekorierten Straßen Münchens und von den nächtlichen Künstlerveranstaltungen mit ihren zauberhaften Lichtwirkungen im Ausstellungspark und im Englischen Garten fertigte. Schließlich gaben Karl Diebelheimers Bilder des Festzugs „2000 Jahre deutscher Kunst“ einen anschaulichen Begriff von der Größe dieser einzigartigen Darbietung.



Schleifung der Festung Mannheim unter Teilnahme der Bürgerschaft, 1799

Die Schau fand begeisterte Aufnahme und war gleich am Eröffnungstage von 2000 Personen besucht. Sie wanderte anschließend in die Staatlichen Museen nach Lübeck, und wurde im Januar 1938 vom Reichspropagandaamt Baden in Karlsruhe gezeigt.

Bildnisse deutscher Männer, Liebesringe, Goldschmiedearbeiten

In der Zeit vom 4. August bis 13. September 1937 war die Deutsche Gesellschaft für Goldschmiedekunst mit

ihrer Wanderausstellung im Schloßmuseum zu Gast. Die Gesellschaft macht sich durch solche Darbietungen zur Aufgabe, im Rahmen des Arbeitsbeschaffungsprogramms den schaffenden Goldschmieden neuen Auftrieb und neue Ziele zu geben, durch Wettbewerbe und Veranstaltungen eine Wechselwirkung zwischen freien Künsten, Handwerk und Industrie zu erreichen, die allen Teilen zugute kommt. Ihr Ziel ist, im Sinne echter Volkverbundenheit durch Taten allen denen helfen, die willens sind, auf ihrem Gebiet Bestes zu leisten.

Die Schau gliederte sich in drei Teile: 1. Bildnisse deutscher Männer, 2. Goldschmiedekunst, 3. Liebesringe. Diese drei Gebiete waren ihres inneren Zusammenhanges willen vereint und gaben einen aufschlußreichen Einblick in das künstlerische und kunstgewerbliche Schaffen unserer Zeit.

Die Freilichtbühnen im neuen Deutschland

So hieß die Ausstellung des Reichsbundes der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele e. V., Berlin, die Reichskulturwalter Franz Moraller Montag, den 11. Oktober 1937, anlässlich der badischen Kulturwoche im Schloßmuseum mit einer Ansprache eröffnete. Sinn und Zweck dieser Schau, die auch in besonderem Maße unsere badischen Freilichtbühnen Detigheim, Heidelberg, Durlach, Konstanz, Lenzkirch, Ueberlingen, Ladenburg u. a. eingehend berücksichtigte, fand in nachstehenden Ausführungen Hg. Morallers seine Deutung: „Aufgabe des Freilichtspiels ist nicht die Hebung des Fremdenverkehrs, entscheidend allein ist die künstlerische Gestaltung. Es ist auch nicht so, daß es im Wesen des Freilichtspiels liegt, allein durch größere Aufmachung besonders stark zu wirken: Wir wollen keine Revuen im Freien.

Wir können auch nicht einfach Handlungen aus dem geschlossenen Theater ins Freie übertragen. „Ich möchte deshalb heute die Aufforderung an die deutschen Dichter ergehen lassen, sich einmal speziell mit dem Frei-



Trompeter vom Dragonerregiment von Freystedt, Nr. 2, um 1835

lichtspiel zu befaßen, sich nicht immer an den geschlossenen Raum zu halten, sondern draußen die Natur mit ihrem Werk zu erfüllen. Es ist schwer, dort mit den Gegebenheiten fertig zu werden, aber es lohnt sich, die Pionierarbeit zu leisten. Dem Freilichtspiel ist die große Aufgabe zugefallen, dem deutschen Volke Freude, Entspannung und Erhebung zu vermitteln. Wenn es gelingt, im Freilichtspiel die Menschen seelisch so zu packen, daß sie, ohne davonzulaufen, auch einmal einen Wollenbruch in Kauf nehmen, dann haben wir unser letztes Ziel in diesem Sinne erreicht.“

Allerhand Weihnachts-Land

Aus den Beständen des Mannheimer Altertumsvereins und des Schloßmuseums wurde unter obigem Titel eine reizvolle kleine Schau süddeutscher Volkskunde zusammengestellt und am Sonntag, den 28. November, für den allgemeinen Besuch freigegeben.

Einen besonderen Anziehungspunkt bildeten in dem mit einem schlichten Adventskranz geschmückten ersten Ausstellungsraum die Ausformungen alter Backmodel für die Lebkuchen- und Marzipanbäckerei. Sie sind in halberhabener Prägung geformt, bunt angemalt und offenbaren in ihren bescheidenen handwerklichen Formen unendlich viel an anspruchlosem Scherz und volkstümlicher Satire. Dann fiel lustig geschnitztes Kinderspielzeug und Zinnsoldaten, auch ein Schaufelpferd auf, wie solches zur Biebermeierzeit an den Weihnachtstagen unter Volk kam. Ein Puppenhaus, zwei Puppenstuben und eine Puppentüche mit vielerlei Geschirr in Messing, Kupfer und Zinn waren Zeugnisse von der peinlich sauberen Hinterlassenschaft aus Alt-Mannheimer Familienbesitz. Eigenwillige Gläser, Schnapsbudele, Heiratsgläser, Hochzeitsstrüge aus Duracher Fayence, Puppengeschirre aus der Mosbacher Fayencefabrik, bewiesen, daß jedes Stück bürgerlichen und bäuerlichen Hausrates bei unseren Vorfahren mit besonderer Liebe gebildet wurde. Den Reichtum süddeutscher Volkstrachten zeigten schöne Originale und hübsche Aquarelle von Jffel. Dazwischen musfizierten zu den Klängen einer alten Spielorgel die Musikanten aus dem großen Orchester, das Anton Sohn um 1830 in Zizenhausen in Tonfigurchen modellierte. Die größte Freude jedoch dürfte der Jugend ein köstliches altes Marionettentheater bereitet haben, das aus dem Besitz der Familie Baffermann in Mannheim stammt und uns in die gute alte Zeit häuslichen Theaterspiels führte. Da diese anregende Schau große Anziehung ausübte, ist das gesamte Ausstellungsmaterial nunmehr in einem besonderen Raum für ständig dem Besucher zugänglich gemacht worden.

Zur Neuordnung des Schloßmuseums

Bei der Neuordnung, die in den letzten Wochen durchgeführt wurde, ging Dr. Jacob davon aus, daß eine innere Harmonie zwischen Raum und Museumsgut geschaffen werden soll, um den Beschauer zu einem Gesamterlebnis zu führen. Vor der Neugestaltung eines jeden Saales wurde eingehend die Frage erwogen, wie



Oberst v. Kenz, Kommandeur des 2. Grenadier-Regiments
König von Preußen

mit den vorhandenen kostbaren Beständen an Möbeln, Porzellan, Fayence, Silber, Gemälde usw. das Bestmögliche an Raumbildung unter Beibehaltung der Stoffbespannungen geschaffen werden kann. Gerade weil von der alten Ausstattung nahezu nichts mehr im Mannheimer Schloß verblieben ist und vor allem die kostbaren Gobelins von den Wänden verschwanden, galt es nunmehr, von neuem einen Gleichklang der Formen zu schaffen. Unter diesen Gesichtspunkten sind jetzt die Frankenthaler und Meißener Porzellanbestände neu aufgestellt worden. Die wertvollen Fayencen bieten sich gleichfalls in größerer Uebersichtlichkeit. Der Besucher mag hier vor allem auch die kostbaren Schau-schränke aus dem alten Naturalientabinett bewundern, die von dem Mannheimer Baumeister Nicola Bigage entworfen und von den Bildhauern Augustin Egell und van den Branden mit Schnitzwerk geschmückt wurden. Der Audienzsaal des Kurfürsten Karl Philipp hat eine sinngemäße Gestaltung gefunden. Die Aufstellung der Kostüme der Rokokozeit wurde verbessert. Schließlich erhielten die ehemaligen Wohnräume der Großherzogin Stephanie im Westpavillon eine dem Charakter der Dekoration entsprechende Ausstattung. Ein weiterer Empireaal gibt nunmehr Erinnerungen an die von Goethe viel bewunderte Mannheimer Antikensammlung und an die klassizistische Baukunst der hiesigen Architekten Verschaffelt und Dyckerhoff.

Veranstaltungen des Theatermuseums

Die Projektion im Bühnenbild

Das Mannheimer Nationaltheater bot im Rahmen seiner Matifestspiele im Obergeschoß des Theatermuseums eine ungemein fesselnde Schau: „Die Projektion im Bühnenbild“. Sie konnte vom 6. Mai bis 27. Juni 1937 gezeigt werden. Hans Wehl, der ehemalige technische Direktor des Nationaltheaters, hatte alles erreichbare Material dieser Art zusammengetragen und erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Projektion im Bühnenbild ist seit den Tagen der Laterna magica bekannt, und schon Goethe machte die Laterna magica für die Zwecke der Bühne nutzbar. Doch waren es bis zu den ersten Jahren der Nachkriegszeit vornehmlich die Zauberbuden und Zirkusleute, die sich dieser Hilfe bedienten. Nun hat neuerdings schon aus wirtschaftlichen Gründen die Projektion des Bühnenbildes einen ungewöhnlichen Auftrieb erfahren und nimmt einen bedeutenden Raum in der modernen Bühnentechnik ein.

Die Schau zeigte die Entwicklung der Lichtquellen von der Öllampe über die Kalklampe und das Gas, zu den elektrischen Bogenlampen und Kugelröhrenlampen; sie brachte Glasmalereien des tüchtigen Hugo Bähr, der schon in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts viel Bühnenbrauchbares schuf. Man sah die ersten projizierten Geistererscheinungen, schwimmende Figuren und Tiere auf dünne Seide oder Film gemalt. Die Fronttheater des Weltkriegs haben wohl erstmals Kinofilme an Stelle von Kulissen gebraucht. Auf mancherlei versuchsreichen Umwegen ist heute die handgemalte Projektionsplatte zu Ehren gekommen. Hier zeigte die Schau herrliches Material insbesondere von Frau Nina Tokum bet, ferner von Bühnenmalern wie Koller, Dahm, Grete, Neher und unserem einheimischen Bühnenbildner Friedrich Kalbfuß. Im Dienste des neuen deutschen Theaters wird der Projektion im Bühnenbild künftig eine bedeutende Aufgabe erwachsen.

Dr. Jacob.

Handzeichnungen von Joachim Lutz

Dem Schaffen des einheimischen Künstlers Joachim Lutz war eine kleine Schau gewidmet, die unter dem Titel: „Aus der Mannheimer Theaterwelt“ stand und vom 11. Juli bis 26. September 1937 für den Besuch zugänglich war. Vergessene Erinnerungsstätten des Mannheimer Theater- und Musiklebens, Wohnhäuser berühmter Meister, Persönlichkeiten der hiesigen Bühne in Bildnissen und Figurinen schilderte Lutz in der überzeugenden Art des hineinbestimmten Umrisses. Man sah köstliche Blätter mit Alt-Mannheimer Häusern, an die sich Erinnerungen an den hiesigen Aufenthalt Mozarts und Carl Maria von Webers knüpfen. Man blickte auch einmal hinter die Kulissen der Schillerbühne und gewahrte im Bildnis manchen unvergessenen Künstler aus vergangenen Tagen. Die Veranstaltung war in zweierlei Hinsicht aufschlußreich. Sie schilderte Mannheimer Theatergeschichte, gesehen mit dem Auge eines höchst reizvoll gestaltenden Künstlers unserer Zeit.

Dr. Jacob.

Mannheimer Erinnerungen der Karoline Jagemann

Samstag, den 23. Oktober: Vorlesung aus den Erinnerungen der Karoline Jagemann (Aufzeichnungen ihrer Mannheimer Zeit).

Schon bei der Eröffnung des Theatermuseums, E 7, 20, im vorigen Jahre hatte Direktor Dr. Jacob in Aussicht gestellt, daß in den Räumen des Museums nicht nur die Erinnerungen der großen Mannheimer Theatervergangenheit zur Schau gestellt werden, sondern auch mancherlei Veranstaltungen stattfinden sollten, die bedeutsame Erscheinungen des Mannheimer Theaterwesens in der großen Zeit seines Wachstums und Wirkens einem empfänglichen Kreise näher bringen können. Als erster Abend dieser Art bot sich nun der Leseabend des Theatermuseums, der als in jeder Hinsicht gelungen bezeichnet werden kann, und einen viel versprechenden Auftakt für die gedachte Reihe bildete. Die spätere Intendantin des Weimarer Hoftheaters und Geliebte des Herzogs Karl August, Frau von Hengendorf, hat als schüchternes Kind von 13 Jahren ihre Laufbahn als bald gefeierte Tragödin und Sängerin auf den „Mannheimer Brettern“ begonnen, wohin sie von ihrer Gönnerin, der Herzogin Mutter Amalia von Weimar, geschickt worden war. Das Jahr 1790 (fünf Jahre nach dem Weggang Schillers von hier) läßt sie zum ersten Male auftreten; sie wurde von der Gattin des Theaterdirektors Bed, der Madame Josefa Bed, für beide Fächer des Schauspiels und der Oper in gleich vortrefflicher Weise ausgebildet und so gefördert, daß schon nach zwei Jahren die Intendanz des Herrn von Dalberg einen zunächst zweijährigen Vertrag mit ihr abschloß. Sie hat am 6. Oktober 1792 im „Oberon“ von Branitzky die Titelrolle gespielt, wo sie rauschenden Beifall erntete. Es war in der Zeit, da Fjelland, der einstige Darsteller des Franz Moor, die erste Rolle an unserem Theater spielte und auch durch manche eigenen Theaterstücke sich als fruchtbaren Dichter erwies. Auch er hat den künstlerischen Aufstieg der jungen Anfängerin in anerkennenswerter Weise mitbetreut. Karoline Jagemann hat dann nach Verlängerung des Vertrages in immer vollkommenerer Weise ihr Rollenfach ausgebildet und schritt von Erfolg zu Erfolg. Dann kamen aber über Mannheim schwere Zeiten: Die Koalitionskriege brausten gegen Ende des Jahrhunderts über die Westmark am Rhein hinweg, jene Zeitläufte, die uns in Bild und Wort in der Ausstellung des Schloßmuseums „Vom Federhut zum Stahlhelm“ so anschaulich vor Augen geführt worden waren, Belagerung durch die Franzosen, dann Eroberung durch die Oesterreicher unter General von Wurmsfer und all das Kriegselend, das den Mannheimern durch diese Operationen beschieden war. Trotzdem wurde der Theaterbetrieb, so weit nur immer möglich, aufrecht erhalten, wenn auch mitunter das Mannheimer Publikum mit samt allem, was zum Theater zählte, in die Keller flüchten mußte, oder eine Flucht nach Häfertal oder Schwefzingen auf Tage und Wochen angezeigt schien. Schließlich haben aber diese schweren Wirren dem gesamten Kulturleben Mannheims und damit auch seinem Nationaltheater sehr stark zugesetzt, so daß sich die Reihen in den Kreisen der leitenden

und ausübenden Persönlichkeiten start zu lichten begannen. 1798 verließ Jffland von seinem Posten als maßgebender Kopf im hiesigen Theaterleben, und 1797 verläßt Karoline Jagemann die Stätte ihres Wirkens, und eine neue ganz große Zeit hebt für sie an: sie wird in ihrer Vaterstadt Weimar an Seite des Herzogs Karl August die „große Frau“ und kann dort auf der Bühne des Lebens die bedeutende Rolle spielen, die ihr das Schicksal als Frau von Heggendorf bestimmt hatte. Sie bezieht schließlich den Intendantenstuhl Goethes und wird bestimmend für die große Theaterkunst und Kultur, die Weimar an die Spitze deutscher Bühnen stellt. So ist also auch ihr, wie nachmals manchem Künstler noch, Mannheim zum Sprungbrett für eine große Theaterlaufbahn geworden.

Nicht in trockener Aneinanderreihung und schlichten Daten konnten die Zuhörer dies alles auf sich wirken lassen; es war eine Zuhörer-Gemeinde geworden, die den Worten von Frau Annemarie Marks-Rode lauschte und genießen konnte, wie sie in feinsten Vorlesekunst — schier Karoline selbst — aus den Briefen und Erinnerungsblättern sprach und wie als beste Untermalung des gelesenen und gesprochenen Wortes das Bild auf der Leinwand in der Mannigfaltigkeit all des Geschehens vorüberzog. Der Altertumsverein und das Schloßmuseum hatten dieses reiche Material geliefert, das in bunter Folge Bildnisse, Stiche, Landschaften, Federzeichnungen, Theaterzettel, Besucherlisten usw. aufzeigte, um zu schließen mit dem Porträt der Karoline Jagemann, das ständig die Treppe des Theatermuseums zierte.

Es sei hier aus „Edermanns Gesprächen“ vom Jahre 1824 ein Wort Goethes über die große Künstlerin angefügt:

„Ich mag auf sie gewirkt haben, allein meine eigentliche Schülerin ist sie nicht. Sie war auf den Brettern wie geboren und gleich in allem sicher und entschieden, gewandt und fertig, wie die Ente auf dem Wasser. Sie

bedurfte meiner Lehre nicht, sie tat instinktmäßig das Rechte, vielleicht ohne es selber zu wissen.“

Dr. Neumann.

Schwezingen und sein Theater

Am 9. Oktober 1937, dem Tage vor der festlichen Wiedereröffnung des Schloßtheaters zu Schwezingen, eröffnete Dr. Jacob die Gaukulturwoche in Mannheim mit einer Schau im Theatermuseum: „Schwezingen und sein Theater“, die augenblicklich noch zugänglich ist. Was an Wirkungsvollem aus der Vergangenheit heraus zu diesem so glücklich erneuerten Musentempel sich erhalten hat, wurde zusammengetragen. So weist die Ausstellung in kostbaren alten Ansichten des späteren Rokoko und Wiedermeier nachdrücklich auf die vielfältigen Beziehungen zwischen Schwezinger Landschaftsgarten und Theater im Freien hin. Zugleich wird das Werk des Baumeisters Pigage und des Gartendirektors Edell in aufschlußreichen Bildern des Naturtheaters am Apollotempel und des 1752 entstandenen Schloßtheaters vor Augen geführt. Dekorationsentwürfe, Bühnenmodelle, Partituren, Textbücher und Porzellanfiguren zeugen von der lebendigen Pflege der französischen Komödie, der italienischen und deutschen Oper in Schwezingen zu Zeiten des Kurfürsten Carl Theodor.

Die reiche geistesgeschichtliche Bedeutung wird lebendig in der Erinnerung an die großen Persönlichkeiten, die Schwezingen besucht haben: Gluck, Mozart, Schiller, Schubart und insbesondere Voltaire, der als Freund des Kurfürsten mehrmals in der pfälzischen Sommerresidenz weilte. Als alter Mann hat er 1767 geschrieben:

„Mein Herz ist in Schwezingen, während auf meinen Leib bereits ein kleines, bescheidenes Grab wartet, das ich in einem Kirchlein nach meinem Geschmack herstellen ließ.“ Noch einmal bekennt er im folgenden Jahre: „Ich will, bevor ich sterbe, noch einer Pflicht genügen und einen Trost genießen: ich will Schwezingen wiedersehen, dieser Gedanke beherrscht meine ganze Seele.“

Veranstaltungen des Altertumsvereins

Auf der gutbesuchten Jahresversammlung im Ballhaus am 12. April 1937 entwarf Hauptlehrer Lorenz Klingert aus Käferthal eindrucksvolle „Bilder aus der Geschichte des ehemaligen Dorfes Käferthal“, das, seit 1898 eingemeindet, einen immer mehr anwachsenden Vorort unserer Stadt bildet. An Hand von Karten besprach er zuerst die Lage des Ortes inmitten des nicht gerade fruchtbaren Sandgebietes, so daß der nördlich davon liegende Wald das eigentliche Lebens-element der Bevölkerung bildete, wo ehemals die Bischöfe von Worms und das Kloster Schönau die Waldgerechtigkeit besaßen. Bis ins 18. Jahrhundert war er noch von Wildschweinen bevölkert; viel Wilderei kam vor, worin noch alte, heute lebendige Sagen wurzeln, die so richtig des Volkes Seele fühlen lassen. Das dürftige Feld lieferte meist nur für die Weidewirtschaft einigermassen Ertrag;

von den 1500 Schafen sind einmal in einem dünnen Jahr 156 verhungert. Pferde waren vor dem Dreißigjährigen Kriege gut vertreten, 82 Stuten mit Fohlen liefen auf der Weide; auch die Gewann-Namen Hengstenberg, Kuhbuckel, Kuhtrift, Sauloch sprechen selbst. Getreide lieferte das Feld nur für den Eigenbedarf.

Da trat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein großer Umschwung ein, der durch einen Franzosen herbeigeführt wurde, Benedikt Le Maire aus Lyon. Mit 40 000 Goldfranken kam er ins Land, vom Kurfürsten Karl Theodor freudig begrüßt. 1762 wird ihm das Einbürgerungspatent ausgestellt, er wird Ratsschreiber in Käferthal und nach fünfundsiebenzigjähriger Tätigkeit Schultheiß. Die Armut des Volkes machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er beschloß, die Weidewirtschaft einzuschränken und die Bauern zur Stallfütterung zu

bringen, was wiederum das Düngen der Felder ermöglichte. In seinem Spruch „Laßt die Narren Freiheit singen, Düngen geht vor allen Dingen“ klingt noch die Bewegung der französischen Revolution durch. Der Ruf dieser Neuerungen verbreitete sich bald weit über das Land hinaus, so daß zu den einzelnen Jahreszeiten viele Besucher aus Holland, England und anders woher kamen, um diese damals Aufsehen erregende Neuerung zu betrachten und sich Samen zu kaufen; auch Friedrich der Große schickte eine Abordnung. Der Anbau von Klee und Dickrüben wurde eingeführt. Das Haus dieses Landwirtschaftslehrers von Käferthal im 18. Jahrhundert ist im heutigen Waisenhaus mit seinem großen Garten, Wormser Straße 25, gegenüber dem alten Schulhaus, noch erhalten. Am 29. Oktober 1796 starb er, nachdem er in einem Prozeß wegen einer großen Khabarberplantage, die die von China damals eingeführte Arzneipflanze auch hier verbreiten sollte, sein Vermögen vollständig verloren hatte.

Die Bauern waren früher sehr arm gewesen. Viel Mühe hatte es einst gekostet, ein Kirchlein zu bauen, und im ganzen pfälzischen Land bis nach Borberg hin war die Kollekte dafür gesammelt worden. Die Menschen sind meist früh gestorben. Vor dem Dreißigjährigen Kriege können 42 Namen festgestellt werden, 100 Pferde waren vorhanden und Stuten dazu. Den Krieg, der nur die Mauern des Kirchleins übrig ließ, haben nur vier Namen überdauert, und zwei haben sich 1662 wieder angesiedelt. Während der Reformation hatte der Ort siebenmal das Bekenntnis gewechselt. Als er 1689 wieder verbrannt wurde, sind nur acht Familien geblieben. Wenn dann aber bei der Eingemeindung 8000 Einwohner gezählt wurden, so zeigt das den grundstürzenden Wandel in der Volksbewegung unserer Gegend, wie er besonders durch die Industrie herbeigeführt worden ist.

Gegen Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts ragen zwei Namen noch einmal besonders hervor. Der eine war Freiherr Philipp Joseph von Reibeld (1753—1813), ein Bayer von Geburt, der mit einer Russin verheiratet war; daran erinnert noch das aus seinem Garten stammende und jetzt an der Ecke Mannheimer- und Nebenstraße stehende Marienbild mit dem doppelarmigen Kreuz. Sein Grabstein ist als einziger Rest des alten Friedhofes noch erhalten. Aber in dem großen Haus, das er führte — Schiller und Tffland sind dort zu Gäste gewesen —, überspannte er bald seine Verhältnisse, durch die Pachtung großer Jagden geriet er in immer größere Schulden; 40 Pferde und über 81 Stück Hornvieh hatte er ehemals besessen. Sein Sohn hat sich bald nach dem Tode des Vaters erschossen. — Der andere war der Baron Caspar von Billiez, der Sohn des nach seinem engeren Landsmann Le Maistre emigrierten Franzosen Baptiste von Billiez, der Freund des Grafen Franz von Erbach; er wurde später der Schwiegerjohn Le Maistres und übernahm Reibelds Besitztum aus dem Konkurs, ist aber zu Beginn des 19. Jahrhunderts wieder weggezogen; seine Versuche, eine Mühle mit Dampftrieb nach englischem Vorbild und eine Bleizuckerfabrik, die erste chemische Fabrik unserer Gegend zur

Erzeugung einer Rattunbeize, einzurichten, waren gescheitert.

Vor allem war gegen Ende des 19. Jahrhunderts Käferthal für die Stadt wichtig geworden durch die 1885 erfolgte Anlage des Städtischen Wasserwerks, dessen Vergrößerung ja dann im Zusammenhang mit manchen anderen am Rande der werdenden Großstadt entstandenen Nöten zur Eingemeindung führte. So war, aus langjährigen eingehenden Altstudien hervorgegangen, die Geschichte eines Dorfes vor unserer Stadt an den Hörern vorübergezogen, von Lichtbildern veranschaulicht und mit Humor gewürzt. Dem Redner wurde dafür freudiger Beifall zuteil. Wir hoffen, später aus der Feder des Redners einen eingehenderen Aufsatz über Käferthals erste große Zeit bringen zu können. H. G.

Ausflug auf die Burgen bei Klingenmünster und auf die Madenburg am 6. Juni 1937.

Dem Vortrag Friedrich Spraters am 15. März folgte nun der Ausflug. Ueber Speyer und Landau erreichte die Reisegesellschaft (ein Omnibus und mehrere Selbstfahrer) Klingenmünster, wo man zuerst zum Heidenischuh aufstieg. Man sah den Abschnittswall, in dessen Mauer die großen Blöcke staken, mit der wohlerhaltenen Toranlage; vorn auf der großen Felsplatte erregten die immer noch nicht recht erklärten Fufseindrücke allgemeine Aufmerksamkeit. Aber auch in die Ferne konnten bei dem günstigen Wetter die Augen schweifen, wo das Bergland der Südpfalz prächtig dalag. Stammte diese Befestigung noch aus fränkischer Zeit als Ausläufer der alten Ringwälle, so führte dann das „Schloß“, zu dem man jetzt wieder hinunterstieg, in die folgende Entwicklungsstufe der Burg. Hier haben die Arbeiten Spraters in den letzten Jahren schon viel aufgeräumt und inmitten der Ringmauer ist der mächtige Wohnturm schon ein gut Stück, aus den Steinen seiner ehemaligen Schutthülle ergänzt, wieder emporgestiegen: das erste Denkmal einer wirklichen Burganlage, die um das Jahr 1000 etwa entstanden sein mag. Wieder eine Stufe weiter führte die Burg Landeck, am nächsten über Klingenmünster gelegen, die um 1200 das Schloß ablöste und nun, dem Fortschritt der Zeit entsprechend, durch Hinzufügen zweier mehrstöckiger Wohnbauten eine weitere Ausgestaltung erfuhr; das Ganze inmitten eines umlaufenden Zwingers, an dessen Mauer jetzt der Turm als Durchsicht angelehnt wurde. Auch hier hat die Freilegung innerhalb der letzten Jahre Ordnung geschaffen und die ganze Anlage klar erkennen lassen.

Nachdem man sich dann im „Dofen“ an einem echt pfälzischen Mittagessen gestärkt hatte, ging es erst im Wagen nach Eschbach weiter und dann zu Fuß hinauf zur Madenburg, deren Besichtigung den Abschluß bildete. Hier trat uns die vierte Ausbaustufe entgegen als Erzeugnis der Renaissancezeit, eine schon viel weitläufigere und gegliederte Anlage, über deren ehemalige Gestaltung die zeichnerischen Arbeiten des Architekten Hartung im sehr lehrreichen Burgmuseum einen lebendigen Eindruck vermitteln konnten. Auch an Kleinfunden

und Architekturstücken birgt das kleine Museum mancherlei Sehenswerthes. Ein gemütlicher Kaffee, den man nach langer Zeit einmal wieder im Freien trinken konnte, beschloß den genugsamen Tag. Als man dann die Heimfahrt über die „Deutsche Weinstraße“ antrat mit ihren immer wieder wechselnden Ausblicken, tat man es im Bewußtsein, einen höchst lehrreichen und eindrucksvollen Einblick in die Entwicklung deutscher Burgenbaukunst des Mittelalters bekommen zu haben. Dafür wußten die Teilnehmer ihrem Führer, Museumsdirektor Dr. Sprater, herzlichen Dank. H. G.

Ausflug nach der Wildenburg (im Odenwald) und Amorbach am Sonntag, den 4. Juli 1937.

Im Anschluß an den Vortrag des Herrn Geheimrat Prof. Dr. Panzer vom 18. Januar dieses Jahres, dem im Februarheft der „Westmarl“ Fritz Droop seinen beschwingten Aufsatz „Die Gralsburg im Odenwald“ hatte folgen lassen, war vom Vorstand an die Mitglieder eine Einladung zur Fahrt an die gefeierte Stätte ergangen, und in stattlicher Anzahl hatten sich die Teilnehmer am Morgen dieses Sommersonntags eingefunden. Der Kraftomnibus brachte die Teilnehmer über die Reichsautobahn nach Heidelberg und den Neckar aufwärts über Hirschhorn und Eberbach, sodann durch das Ittertal auf die Höhe nach Schlossau, wo Prof. Dr. Gropengießer Gelegenheit nahm, auf die hier und in der weiteren Umgebung gemachten Limesfunde und deren zeitlichen Zusammenhang mit dem Vordringen der Römer bis zu ihres Reiches Ostgrenze aufmerksam zu machen. Von Mörschenhardt erreichte die Ausflugsgruppe zu Fuß den bewaldeten Hügelvorsprung, auf dessen Spitze sich nun bald das Gemäuer der Burgruine Wildenburg zeigte. Die auf Grund des Wintervortrages aufs höchste gespannten Erwartungen sollten jetzt in Erfüllung gehen: die Wirklichkeit übertraf aber bei weitem alles, was man sich gedacht hatte. Mächtig ragt der Bergfried, dessen man nach Durchschreiten des Haupttores erst voll ansichtig wird, empor; er ist über Eck gestellt und mit einer Kante am Fuß der Schildmauer mit dieser verbunden. Sofort fällt der fast rechteckige Grundriß der Burg auf, die sich vom Halsgraben bis zur äußersten Umwallung rund 150 Meter lang erstreckt. Durch den äußeren Hof mit vorderem Palas gelangt man in den inneren Hof und von da in den baulich und architektonisch wichtigsten Abschnitt am südwestlichen Ende der Burganlage, den Palas mit dem neuen Turm. Hier sprach Dr. Jacob über die Baugeschichte und ferneren Schicksale der Burg, die, ein Meisterwerk der Hohenstaufenzeit, dem Edelgeschlechte der Durne zu eigen war. Burtard und Rupert waren engste Vertraute im ritterlichen Gefolge Friedrich Rotbarts und Heinrichs VI. Sie sind uns inschriftlich als Bauherren überliefert. Als großartige Zeugen des Stauferstiles (spätromanisch bis frühgotisch) grüßen von der Palasfensterwand prächtige Bogenführungen und Säulentkapitäl, wie sie in ähnlichen Bauwerken derselben Zeit in Wimpfen, Gelnhausen und Münsingen begegnen. Dr. Neumann verlas die Strophen aus dem Parzival Wolframs von Eschenbach, mit denen

uns schon Geheimrat Panzer bekannt gemacht hatte, und auf die sich hauptsächlich die sehr begründete Annahme stützt, daß hier Wolfram den Parzival geistig erschaut und gedichtet habe, und daß mithin Wildenburg der „Munsalvaesche“, also die Gralsburg der deutschen Dichtung sei. Museumsdirektor Dr. Sprater (Speyer) machte sodann mit den wichtigsten Forschungsergebnissen am Trifels aus den neuesten Grabungen dort bekannt, um so den Ring der bedeutenden Hohenstaufen-Burgen zu schließen und uns einen tiefen Einblick zu gewähren in die baulichen Zusammenhänge jener stolzen Kaiser- und Ritterzeit um die Wende vom 12./13. Jahrhundert. Im Rahmen der sommerlich grünen Waldbäume, überstrahlt vom tiefblauen Himmel und im Bannkreis geheimnisvoll geaderter Burgmauern erlebten wir so eine wahre Feierstunde. Rasch ins Tal gestiegen, gewahrten wir noch die im Wert befindlichen Arbeiten zur Erhaltung dieser für das deutsche Volk in seiner Gesamtheit schützenswerten und ehrfurchtgebietenden Burgruine, die als deutsches Nationalheiligtum erstehen sollen, der Mitwelt zu Ehren, der Vorwelt zum Ruhm als Zeugen einstiger Stauferherrlichkeit und Minnesängertums.

Im nahen Amorbach besichtigten wir unter liebenswürdiger Führung von Domänenrat Walter im Leiningischen Schloß dessen hauptsächlich Prunkräume, so den in edelstem Barock gehaltenen und jüngst wieder glücklich erneuerten grünen Festsaal und die Bibliothek mit ihren farbenfrohen Fresken, hörten in der Abteikirche die hochberühmte und klanggewaltige Barockorgel, gespielt von Organist Berthold Bühner, der Meisterwerke von J. S. Bach sowie solche seiner Vorgänger erklingen ließ. Erfüllt von solchen Genüssen, ließen wir dann noch die eigenartige Poesie des Residenzstädtchens mit all seinen heimlichen Plätzen, Gassen, Winkeln und schönen Ausblicken in die freundliche Umgebung auf uns wirken. Eine Fülle schöner Eindrücke vermittelte uns schließlich noch die Heimfahrt, ging es doch schier durch den ganzen Odenwald, der an diesem Tage in all seiner verschwenderischen Pracht und Fülle in Wäldern, Tälern, Städtchen, Dörfern und auch Fernblicken zum nicht fernem Speffart an uns vorüberzog. Im Mümlingtal erreichten wir Michelstadt, wo am Marktplatz vor dem berühmten säulengestützten Rathaus kurze Rast gemacht wurde. Dann grüßte im Gersprenzthal die Rodensteiner Markt und über das Gumpener Kreuz mit weitem Umblick nach des Odenwaldes Perle Lindensfels fuhren wir zur Abendstunde ins Weschnitztal mit dem Abschiedsblick auf die stolze Wachenburg bei Weinheim. So fand diese wohlgelungene und aufschlußreiche Fahrt ihren feierlichen Abschluß, um allen Teilnehmern unbergänglich zu sein. Dr. H. N.

In „Unsere Heimat“, Blätter für saarländisch-pfälz. Volkstum 1937, 342 ff., weist F. Sprater auf die Ähnlichkeit der neugefundenen Architekturreste vom Kaisersaal des Trifels mit dem Wildenberger Palas hin, dessen reichere und fortgeschrittenere Anlage als das Werk Konrads von Durne betrachtet wird. Zur Zeit seines Großvaters Rupert von Durne aber sei der Trifels, der damals gerade unermessliche Reichtümer barg, reich mit

Marmor ausgestattet gewesen, daß noch im 17. Jahrhundert viel ausgebrochen werden konnte. So möchte er eher im Trifels das Urbild der Wolframschen Gralsburg sehen, für die Rupert, der weitgereiste Vertraute Friedrich Rotbarts, der Gewährsmann habe sein können. Vielleicht habe dann sein Enkel Konrad infolge seiner reichen Heirat nach dem Trifelsvorbild seinen prächtigen Palas ausgestaltet. Auch auf den Jahrgang 1936 von „Deutsche Kunst und Denkmalspflege“, S. 246—253, seien die Leser verwiesen, wo der frühere Leiningensche Archivar Dr. Walter Höp einen eingehenden Aufsatz über die Burg Wildenberg veröffentlicht und die wichtigsten und schönsten Reste nebst Plan und Wiederherstellungsskizze des Palas abbildet. Alle einschlägigen Fragen der geschichtlichen Entwicklung der Bauten und die Wiederherstellungsarbeiten werden darin besprochen. — Eine Würdigung als „Gralsburg im Odenwald“ bringt Fritz Droop im Februarheft 1937 der „Westmark“. S. G.

Lichtbildervortrag des Herrn Universitätsprofessors Dr. R. Frölich, Gießen: Stätten mittelalterlicher Rechtspflege, besonders in Baden, Hessen und der Pfalz; Montag, 18. Oktober 1937.

Zu der Zeit, als die Religion noch das Recht beherrschte, fielen Opferplatz, Dingplatz und Richtstätte zusammen. Inmitten eines von einem Steintranz umgebenen kreisförmigen Raumes ist zu Anfang ein lebender Baum zu denken, an dem die als Gerichtswahrzeichen dienenden Gegenstände: Schwert, Dingfahne und Dingschild, aufgehängt waren. Lag hier gar, wie vermutet, auch das Ahnengrab, dann wurde am Ahnenpfahl gewissermaßen in Gegenwart des toten Ahnen das Urteil gefällt und sonstige Rechtshandlungen vollzogen. Von hier führen Linien zu den Menhiren, Langen Steinen oder Hinkelsteinen, wie sie noch mancherorts im Rhein-Main-Gebiet erhalten sind. Wird der Gerichtspfahl auf einen Unterbau gesetzt, so spricht das Volk von einem „Stuhl“, was sich in Richterstuhl oder Königsstuhl und ähnlichen Bezeichnungen noch erhalten hat. Von Freigerichtsstätten zeigt die am schönsten erhaltene von Raichen in Oberhessen eine mittelalterliche Anlage aus dem Kreis der Reichsritterschaft mit Steintisch und Steinbänken. Während in den Städten diese Gerichtssteine meist verschwunden sind, hat sich die Domschüssel zu Speyer noch erhalten, wenn auch nicht mehr am ursprünglichen Platze, wo sie die Grenze der Domsfreiheit bezeichnete, die zugleich auch Asylrecht gewährte. Aber die Marktkreuze, eine christliche Umbildung, sehen noch in manchen Städten, so in Trier und Kreuzwerthheim am

Main, das darnach heißt. Sie tragen die Sinnbilder des Marktrechts und seiner Gerichtsbarkeit, Hand und Schwert. Denn die Hand schützte den Burgfrieden, und für seine Verletzung drohte die Strafe des Handverlustes durch das Beil, wie an der alten Mainbrücke zu Frankfurt das Steinbild mit Beil und abgehauener Hand vor der Missetat warnten. Auch der lebendige Baum, vielleicht ursprünglich als Göttersitz gedacht, wurde ein Mittelpunkt der Rechtspflege, und manche schöne Linde solcher Art ist noch in unseren Dörfern erhalten, ja steht, wo das Dorf verschwunden ist, heute gelegentlich mitten im freien Feld, nur noch in der Erinnerung unserer Bevölkerung als heiliger Baum festgehalten. Die Richtstätte hat in den Steingalgen eine oft die Zeiten überdauernde Ausgestaltung erfahren, wie sie an Rhein und Main zahlreicher als an irgendeinem anderen Teile Deutschlands sich finden — in unserer Nähe ist ein solcher ja in Beerfelden im Odenwald am schönsten erhalten —, während in Baden nur bei Triberg im Schwarzwald einer vorhanden ist.

Vom Gerichtspfahl werden wir zum Pranger geführt, der in verschiedenen Ausführungen vorkommt als Schandpfahl aus Holz oder Stein, mit Auftritt oder Schandbühnen, wie mit Halseisen am alten Rathaus im nahen Heppenheim, Sitzpranger, vergitterte Schandläufige. Das einfache Halseisen war hier nicht ehrenrührig; kam aber das Fußeisen hinzu, so machte die Strafe den Verurteilten ehrlos. Dieselbe Wirkung wird wohl auch der „Stock“ im Mannheimer Schloßmuseum gehabt haben. Lastersteine, die mit Ketten umgehängt wurden, sind in Hessen noch erhalten. Mit dem Pfahl als Rechtswahrzeichen hängt wohl auch das Rolandsstandbild zusammen, indem man ihm menschliche Züge gab, und Roland so viel als „Rotes Land“, d. h. „Stätte der Ausübung der Blutgerichtsbarkeit“ bedeutet; im Rhein-Main-Gebiet jedoch fehlen sie vollständig.

Mit diesen nur in Kürze wiedergegebenen Ausführungen wurden vor allem die in Baden, Hessen und der Pfalz erhaltenen Gegenstände und Erscheinungen der mittelalterlichen Rechtspflege lebendig, die der Redner seit langen Jahren auf ausgedehnten Reisen aufgesucht hat. Zahlreiche eigene Aufnahmen führten den Hörern in oft stimmungsvollen Lichtbildern am Weg und im Dorf, in Feld und Wald diese Zeugen alten Rechtswesens vor Augen und können nicht nur dazu, sondern auch für volks- und heimatkundliche Forschung viel wertvollen Stoff beisteuern. Ungeahnte Zusammenhänge ermöglichen tiefe Einblicke in die Volksseele. Das dankten die Zuhörer mit herzlichem Beifall, dem der Vorsitzende noch in Worten Ausdruck gab. S. G.

Zeitschriften- und Bücherschau

Heinrich Schwarz, Salzburg und das Salzkammergut. Die künstlerische Entwicklung der Stadt und der Landschaft im 19. Jahrhundert. Mit 163 Abbildungen. Verlag von Anton Schroll & Co. in Wien 1936.

Nicht lange, nachdem deutsche romantische Maler Heidelberg und seine Landschaft für die Kunst entdeckt hatten, ging auch ihr Zug Salzburg zu, das in vielem in seinem Aufbau der Stadt am Neckar verwandt sich zeigt. Und es ist von bedeutendem Interesse, zu erfahren, daß es vielfach dieselbe Heidelberger und Mannheimer Schule war, die auch die Stadt an der Salzach und das Salzkammergut früher wie andere zumeist künstlerisch erschaut und festgehalten hat. Und diese Tatsache wollen wir für unseren deutschen Südwesten einmal buchen! Am Anfang steht bei beiden künstlerischen Entdeckungen Johann Jakob Strüdt, der an Schweizer reinlicher Bedutentkunst geschult nach Mannheim zu Wilhelm Kobell und nach Heidelberg kam und vieles von seiner klaren und reinen Landschaftskunst an größere Meister überliefert hat, vor allem an den Heidelberger Karl Fohr, diesen echten der deutschen Romantiker. Und mit ihm hat er auch sein frühes Schaffen und den frühen Tod gemeinsam.

Auch ein weiterer, aus der älteren Ferdinand-Kobell-Schule noch herausgewachsener Meister, Simon Klotz, hat dann fünf Jahre später 1805, wohl mitangeregt durch die Erfolge der so hoch bewerteten bunten Aquatintablätter von Heidelberg und Salzburg des jungen J. J. Strüdt, auch den Weg in das Salzkammergut gefunden und uns von da eine Infunabel der deutschen Lithographie in seiner Gebirgsgegend bei Salzburg hinterlassen.

Nun kam bald ein solcher Meister nach, wie es der junge Heidelberger Karl Fohr gewesen ist (1815), den Olivier mit Recht an die Spitze seines romantischen Stammbaums setzt, den er seinen herrlichen „Sieben Gegenden aus Salzburg und Berchtesgaden“ 1823 voranstellt. Ernst Fries, der zweite Heidelberger aus dem leuchtenden Malerdreigestirn, schuf frühe Delgemälde dieser Gegend, und der dritte, Karl Kottmann, ließ auch nicht auf sich warten, bis die Leistungen dieser Schule dann langsam mit seinem Bruder Leopold ausklangen. Rege war damals der Verkehr zwischen den deutschen Zentren der Romantik, Heidelberg, Jena, Dresden und Wien, wozu sich noch hier und da schon wohl Berlin zugesellte. Und von all diesen Orten sehen wir denn auch künstlerische und literarische Kräfte an diesen beiden landschaftlich so verwandten und jeden romantischen Geist anregenden Städten, Heidelberg und dem Neckartal, in Salzburg und dem Salzkammergut, auftauchen. Karl Friedrich Schinkel, größer als Architekt wie als Maler, hat auch beide Orte auf sich wirken lassen und von beiden uns minutiöse Federzeichnungen hinterlassen (um 1811). Und von der Wiener glanzvollen und lichtdurchfluteten Schule ist Rudolf Alt an beiden Kunst-

stätten tätig gewesen. So gibt es denn einen merkwürdigen und reizvollen Zusammenklang dieser wichtigen deutschen romantischen Kunstorte. Und so mag auch an dieser Stelle nachdrücklich auf diese schöne Arbeit hingewiesen werden, die die künstlerische Entdeckung der Salzburger Landschaft so treffend uns vor Augen führt, die so bald nach unserer heimischen von Heidelberg und im engen Zusammenhang mit ihr vor sich ging. Und das waren beide für die deutsche Kunstgeschichte höchst bedeutungsvolle Ereignisse, die von Heidelberg noch dazu im schmückenden Kranze der Literatur und in der Farblut altdeutscher Meister strahlend, die sich damals dort in der Sammlung Boisseree ein Stelldichein unter dem Schutze der zu Stein gewordenen Romantik der Heidelberger Schloßruine gegeben hatten.

So ist es für jeden Südwestdeutschen noch ein besonderer Genuß, das reiche Bildmaterial dieser Salzburger Arbeit zu durchfliegen und es mit dem bekannten heimischen zu vergleichen.

Inzwischen hat eine Münchener Sonderausstellung¹⁾ noch weiteres Salzburger Material des Malers Friedrich Loos herausgebracht. In Heidelberger Privatbesitz befindet sich dazu auch noch ein hübsches Aquarell von Ernst Fries aus der Ramsau und in Saarbrücker Privatbesitz ein förmlich lichtübergossenes Aquarell von dem Wiener Josef Höger, den Kirchhof von Hallstatt vorstellend. Und das reiht sich würdig in die dem Salzkammergut noch besonders eigene Friedhofsrömantik ein, von der das Schwarzsche Buch, vom malerischen St. Peters-Kirchhof in Salzburg ausgehend, so prächtige Beispiele bringt.

Karl Lohmeyer.

¹⁾ „120 Landschaften um Wien und Salzburg aus den Jahren 1819 bis 1845“ im Graphischen Kabinett G. Franke.

Karl Borgmann, Der deutsche Religionsstreit der Jahre 1719/20. Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte; Berlin W. 50; Heft 80 der Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, herausgegeben von Theod. Mayer u. Gerh. Ritter.

Im Jahre 1719 gab das Vorgehen des Kurfürsten Karl Philipp in Heidelberg gegen seine protestantischen Untertanen den Auftakt zu einem Konflikt, der sehr ernste Formen annahm, einen europäischen Religionskrieg in die Nähe rückte und Anlaß wurde zu einer Verfassungskrise im Deutschen Reichstag. Das Edikt des Kurfürsten gegen den Heidelberger Katechismus (Verbot der 80. Frage samt Glossen) ließ die protestantischen Fürsten vergeblich bei Kurpfalz und Kurmainz vorstellig werden. Vergeltungsmaßnahmen in Hannover (Schließung der katholischen Kirche in Celle), Preußen (Vorgehen gegen Hamersleben und Halberstadt) und Hessen (in der Niedergrafschaft Katzenellenbogen) waren das Ergebnis des Eingreifens des Corpus Evangelicorum. Der Kaiser richtete

mahnende Schreiben an die Beteiligten. Frankreich und Rußland stellten sich hinter die Protestanten. Im Frühjahr 1720 war der Krieg nahe. Da brachte die Entsendung Lord Cadogans nach Wien die Entspannung. In Heidelberg, wo Minister von Hundheim und v. Sickingen für Vermittlung waren, blieb Regierungspräsident von Hillesheim, gestützt auf Frauen und Priester, lange starrköpfig. Schließlich mußte der Kurfürst doch nachgeben. Das Schiff der Heiliggeistkirche wurde wieder den Reformierten überlassen und der Neudruck des Heidelberger Katechismus gestattet, jedoch ohne die Glosse zu Frage 80. Das Zerwürfniß mit den Reformierten und der Groll über seine Niederlage begründeten neben dem Zug der Zeit nach der Ebene im Kurfürsten den Entschluß, 1720 nach Mannheim überzusiedeln. Die gewalttätige gegenreformatorische Bewegung in Deutschland fand damit für unsere Heimatgeschichte einen bedeutsamen Abschluß, der ganz der autokratischen Einstellung des Landesfürsten entsprach.

Die Arbeit benutzt zur Darstellung erstmalig das preussische und englisch-hannoversche Handschriftenmaterial, d. i. die Korrespondenz des englischen Vertreters in Wien, Saint-Saphorin, und des hannoverschen Bevollmächtigten beim Reichstag in Regensburg, Frh. Rudolf Johann v. Wrisberg.

R. G.

Eugenie Löffler, Landschaft und Stadt in Pfalz und Saar; Westmark-Verlag, Hdbg.-Saarbr. 1936. Lbd. 4,80 RM.

Der die Westmark umfassende Gau Saar-Pfalz erhält in Eugenie Löffler eine gründliche, wenn auch stark zusammengedrängte Beschreibung, die sich auf eigene Beobachtung und auf eingehende Literaturstudien gründet. Tief berührt durch das Schicksal des Gaues im Lauf der Geschichte, der Geschichte des deutschen Westens und damit der Grenze Deutschlands, wird die Landschaft vom geopolitischen Gesichtspunkt aufgefaßt und zu einer Einheit abgerundet. Die Arbeit fällt in gewissem Sinne aus dem Rahmen des Althergebrachten und wird bahnbrechend in der geographischen Heimatliteratur wirken. Ohne das Genetisch-Kausale der Naturdarstellung außer acht zu lassen, weiß die Verfasserin doch den Menschen und seine Werke in die Landschaft und an die richtige Stelle zu setzen.

Als linksrheinischer Flügel der Großform des Oberrheingebietes hat Saar-Pfalz die wichtige Aufgabe, einem von Westen kommenden Eindringling sowohl militärisch als kulturell die Stirn zu bieten und die durchgehenden alten Straßen abzuriegeln. Die gut gewählten 6 Karten unterstützen in bester Weise die formgewandte Feder, und nicht weniger als 32 Abbildungen geben auch dem Fernerstehenden eine klare Vorstellung von der Mannigfaltigkeit der Landschaft und Siedlung, der Natur und Kultur des Gebietes. Die Literaturzusammenstellung am Schlusse gibt dem Suchenden die Möglichkeit, noch tiefer in die auftauchenden Fragen einzudringen.

In 4 Abschnitten wird nach einer allgemein einführenden Ueberschau das Gebiet behandelt: wissenschaftlich, aber in keiner Weise trocken-sachlich, sondern getragen von dem Feuer der inneren Begeisterung für die Aufgabe. Die vorderpfälzische Rheinebene samt Haardt-Abfall, die Prof. Luder mann unter geschichtlicher Linienführung so trefflich behandelt hat, erfährt hier z. B. auf 27 Seiten eine mustergültige Darstellung. Es erübrigt sich wohl, darauf hinzuweisen, daß die geologischen, morphologischen, biologischen, klimatischen, historischen und wirtschaftlichen Verhältnisse klar zu einem Kunstwerk verarbeitet wurden, das zu Lesen jedem Heimat- und Naturfreund ein besonderer Genuß ist. Aber ungeschmälert bleibt die Spannung des Lesers bei solcher Darstellung auch der anderen Landschaften: des Stufenlandes, des Saarlandes und des Nahe-Glan-Berglandes bis zum Schluß. Heimatdurst weht aus jeder Seite, oft steigert sich die Schilderung zum Poetischen, ohne aber den Eindruck des Ueberschwänglichen zu machen. Ist es da noch nötig, dieses Buch zu empfehlen, zu betonen, daß es in keiner Bibliothek des Gaues fehlen darf?

Die Tatsache, daß das Werk mit Unterstützung der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften gedruckt wird, bietet bereits Gewähr für eine ausgezeichnete und im Verhältnis recht billige Arbeit.

R34.

R. W i h r, Die Rehhütter Chronik, hsg. von der NS-Kulturgemeinde, Ortsverband Ludwigshafen a. Rh. Selbstverlag des Verf. Ludwigshafen-Gartenstadt. 1937, 207 S. mit 20 Federzeichnungen von Otto Ditscher, Neuhofen.

Der leider früh verstorbene Verfasser lieferte mit der Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Heimatgeschichte der Vorderpfalz. Es war nicht leicht, aus den nicht gerade reichlich fließenden Quellen die Vergangenheit lebendig zu machen. Wir müssen drei Güter unterscheiden: 1. die eigentliche Rehhütte, 2. das Kohllocher Gut = „Kohlhof“. 3. das Limburger Gut = „Limburgerhof“. Wo der Rehbach, der kurz oberhalb des Strandbades in den Rhein mündet, die alte Hochuferstraße von Speyer nach Worms kreuzt, sieht die Rehhütte. Vorgeschichtliche Funde beim Limburgerhof, späte römische Meilensteine und Gräberfunde lassen eine uralte Völkerstraße durch das Rehholz annehmen, die in römischer Zeit mit festem Kiesdamm ausgebaut war. In fränkischer Zeit erscheint der Rehhof an der Grenze zwischen der Mark von Mettemenheim und Schifferstadt, zum Kloster Weißenburg und Limburg später gehörig wie der Reuhof zu Himmerod in der Eifel. 1507 erwarb der Pfalzgraf das Rehholz und errichtete eine Zollstätte (wahrscheinlich 1513) auf der Rehhütte. Seitdem ist die Hoffiedelung mit Kellerei, Mühle und Wirtshaus in dem geschichtlichen Geschehen stets erwähnt. Im Dreißigjährigen Krieg schwere Heimsuchung, 1674 Treffen beim Böhlgaben (Turenne), 1703 Schlacht am Speyerbach, wo die Holländer und Hessen, von Grünstadt zur Befreiung Landaus kommend, von den Franzosen geschlagen wurden, 1734 im polnischen Erbfolgekrieg Durch-

zug der Franzosen gegen Philippsburg, 1740 nochmalige Einquartierung der Franzosen, das sind die Ereignisse, die uns die Berührung der Rehhütte mit den großen Ereignissen der deutschen Geschichte beweisen. Daß von dort bis 1777 nach Mannheim zum kurfürstlichen Hofe das Heu geliefert wurde, offenbart engere Beziehungen zu unserer Vaterstadt.

Der Kohlhof entstand 1663 als Siedelung der von Karl Ludwig, „weil wir Menschen brauchen“, aufgenommenen, aus der Schweiz kommenden Mennoniten. Speyer und Kurpfalz stritten um den Besitz. Lange durften die Sektierer keine Kirche bauen, erst 1888 war es so weit.

Der Limburgerhof begann 1771 als Mustergut der Physiokraten an der Kameral-hohen-schule in Kaiserslautern (1774—84) in die Erscheinung zu treten und der Feldsachverständige Eugenius versuchte hier bereits künstliche Düngung mit Gips und Salzasche. Es ist merkwürdig, daß das Gut nach wechselnden Besitzern, deren einer 1849 eine Zuckersabrik errichtete, 1899 in den Besitz der Bad. Anilin- und Sodafabrik gelangt, 1914 wieder Versuchstation für Kunstdünger wurde.

Für den Sippenforscher bemerkenswert ist das frühe Auftauchen alter psälzischer Familiennamen, so der Striebingen, Birlein und Bernz auf der Rehhütte, der Staufser, Blicdensdörfer, Burdholder und Bergdolt auf dem Kohlhof.

In ihrer Buntheit bietet diese Rehhütter Chronik dem Heimatfreund manche Anregung. R. Gr.

Gustaf Jacob, Das Theatermuseum der Stadt Mannheim. Schriften der Stadt Mannheim, Heft 1, 64 Seiten; Preis: 1.50 RM.

Im Auftrage des Oberbürgermeisters Renninger, der in einem Vorwort selbst warme werbende Worte für das Theater unserer Stadt und seine Geschichte vorausschickt, hat der Direktor des Schloßmuseums, Dr. Jacob, eine hübsche Schrift über das Theatermuseum der Stadt Mannheim verfaßt, die reich bebildert als Heft 1 der Schriften der Stadt Mannheim erschienen ist. In knappen Strichen sind hier die wesentlichsten Gesichtspunkte, unter welchen das Theatermuseum im vergangenen Jahre aufgebaut wurde, hervorgehoben und die großen Persönlichkeiten der Mannheimer Bühne und des hiesigen Musiklebens in einzelnen Kapiteln abgehandelt. Flüßig geschriebene Aufsätze wie: Das Haus am Schillerplatz — Die Mannheimer Komponistenschule — Von der französischen Komödie zum deutschen Nationaltheater — Mozart in Mannheim — Carl Maria von Weber in Mannheim — Dalberg, der erste Intendant des Mannheimer Nationaltheaters — Fißland in Mannheim — Schiller in Mannheim — Goethe in Mannheim — Mannheimer Meister des Bühnenbildes — Wagner und sein Mannheimer Freund Hedel — geben ein aufschlußreiches Bild von der großen künstlerischen Tradition und ruhmreichen Vergangenheit des Mannheimer Nationaltheaters, das eine so bedeutsame Stellung im deutschen Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts einnimmt. So hilft

diese Schrift, die durch ihre äußerst geschmackvolle Aufmachung eine Zierde jeder Bücherei bildet und infolge des bescheidenen Preises weitgehende Verbreitung finden kann, zur Vertiefung der in unserer Stadt so einzigartigen Beziehungen von Publikum und Bühne. Zugleich aber ist dies Heft ein nach neuzeitlichen Gesichtspunkten angelegter, volkstümlicher Führer durch das Mannheimer Theatermuseum, der den Besucher bei einem Gang durch die Sammlungen in ansprechender Form mit den tieferen geschichtlichen Hintergründen der ausgestellten Gegenstände vertraut macht. Das Buch ist gerade als Weihnachtsgabe besonders zu empfehlen.

G. J.

G. Jacob, Die Mannheimer Planken. Schriften der Stadt Mannheim, Heft 2; 64 Seiten; Preis 1.50 RM.

Auch dies 2. Heft stellt wieder den Niederschlag einer städtischen Unternehmung dar, diesmal einer viel größeren, die eine rein städtebauliche ist, und vor der sich, dadurch, daß sie eine alte Hauptstraße der Stadt erfaßt, zugleich der Hintergrund der Geschichte der Stadt auf tut. Da diese Plankenstraße durch die Autobahn in das Weltverkehrsstraßennetz einbezogen ist, wird sie auch für die weitere Geschichte der Stadt ihre Bedeutung behalten. Der Abbruch der alten, einengenden Häuserfront in P 5 und P 6 und die Wiederaufrichtung in einheitlicher Linienführung nach den Plänen des Städt. Hochbauamts bildet den Ausgangspunkt. Von da wandern wir weiter zurück und erleben noch einmal mit, was alles von der Stadt im Laufe der Zeit und erst recht beim Durchbruch hat fallen müssen, wie sehr das 19. Jahrhundert besonders in seiner zweiten Hälfte es an wohlhabender Baugesinnung hat fehlen lassen, und was der nationalsozialistische Bauwille anstrebt, so daß die Verschiedenheit städtebaulicher Maßstäbe so recht klar wird. Dazwischen sind Stimmungsbilder aus früheren Schilderungen behaglichen Kleinstadtlebens eingestreut, dessen gemüthliche Reize schon wie eine verklungene Sage anmuten. An Hand dieses Führers mag dann der angeregte Leser einmal wieder die Planken abwandeln und sich vergegenwärtigen, welche Fülle von Ueberlieferungen an diesen Häusern und Hausstellen auf uns herabsieht, wenn er der Alten einer ist, um seine Erinnerungen durchzuprüfen, und wenn einer der Jungen, um den Anschluß an diese Vergangenheit zu gewinnen, auf deren Schultern hier doch auch ihr Leben steht. Unterstützen wird ihn dabei noch der reiche Bilderschmuck, der zwischen drei Jahrhunderte Plankengeschichte ausgespannt ist, nach alten Plänen, Stichen, lustigen Bleistiftzeichnungen von Joachim Luß, Aufnahmen des Verfassers und Zeichnungen des Hochbauamts, mit sicherem Geschmac in der flüssigen Darstellung eingestreut. Wenn, wie der Verfasser schließt, die Gegenwart über aller Vergangenheit liegt, so zeugt diese Schrift auch von dem vorwärtsdrängenden Gestaltungswillen der neuen Stadtverwaltung, für die der Oberbürgermeister wieder selbst der Schrift ein richtungweisendes Vorwort geschrieben hat. H. G.

Albert Becker, *Osterei und Osterhase. Vom Brauchtum der deutschen Osterzeit.* 67 S., 22 Abb. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1937.

Für die von Adolf Spamer herausgegebene Sammlung kleiner Bändchen „Volkstüm und Brauch“ ist unserem bekannten Volkskundeforscher die schönste und eindrucksvollste deutsche Festzeit zugefallen. Da nimmt es nicht wunder, daß ein verwirrend reiches Brauchtum um das Osterfest in diesem Büchlein sich aufzutut und mit der überquellenden Kraft des Festtagsglaubens auch die anderen Tage der Karwoche überstrahlt, besonders da christlicher Erlösungsglaube und vorchristliche Naturverehrung einen so innigen Bund miteinander eingegangen haben. Denn was da alles mitschwingt von Zauber-, Geister- und Hexenspul, kann uns nur zeigen, daß diese von so vielen Kräften und Mächten umgebenen Tage ihrem bedeutungsvollen Wesen nach viel älter sind, als das alte neu deutende Christentum. Besonders fällt diese buntschillernde Mischung von „bejahendem und verneinendem“ Glauben auf, die in der Karwoche oft von Tag zu Tag gewandert, ja auch von anderen Zeiten auf dieses Fest. Das gibt die Möglichkeit, die Grundgedanken von Zauber und Brauch herauszuspüren, zudem gar nicht alles nur germanisches Eigengut, und sich so hinter dieser Gemeinsamkeit der anderen Völker der Hintergrund des allgemein Menschlichen aufzutut. So kann B. es denn an einigen Stellen unternehmen, die Wandlungen auseinanderzunehmen und die Zeiten und die Geister zu scheiden und auf diese Weise zu religionsgeschichtlichen Grundgedanken, zur Erkenntnis des Wesenhaften durchzustößen.

Das beherrschende Sinnbild der Osterzeit ist das Osterei, dem ein sicher uralter Glaube an das Erwachen des Lebenstriebes in der Natur den Weg in unser Brauchtum bereitet hat. Aus der Frühlingsspeise, die zur Fastenzeit verboten war — 1515 ist das Osterei auf dem Osterpeisetzettel der Speyerer Bischofspfalz noch nicht vorhanden — wird eine Festgabe, die dann gern als Geschenk verwandt wird, und da der Liebesgott eine besondere Rolle spielt, als Liebesgeschenk, das man mit Liebesverslein beschreibt. Auch das Spiel hat sich um die Eier gelegt, und die von den Kindern auf den Boden gezeichneten Linien des Himmel-Hölle-Spiels scheinen letzte Ausläufer einer uralten Sitte zu sein, wo kultische Spiele im Anfange stehen und heute in harmlosen Vergnügen weiterleben.

Neben dem Osterei steht der Osterhase, der am Neckar und Rhein seine alte Heimstätte gehabt hat; er ist 1343 auf einem Osterbilde des Speyerer Domneßbuches zu ältest bezeugt. Wie der Osterhase aber zum Eierlegen kam, diese Frage nach der anmutigen Schöpfung der Kindermythologie ist noch nicht völlig geklärt. B. vermutet, daß man mit dem reformatorisch-lutherischen Geiste „papistische Vorstellungen“ zu verdrängen versuchte, wie es mit dem Nikolaus durch das Christkind im Elsaß (1570 in Straßburg) und dem Weihnachtsmann im Norden geschah. Aus dem alten Opfertier und -Zins ist er zur Festspeise geworden. Da er seit ältester Zeit Sinn-

bild der Fruchtbarkeit war, kommt er auch zum Eierlegen, besonders da die Ostereier für die Kinder gern im Garten versteckt wurden (1691). Nachdem das Osterei schon eine Welt hinter sich hatte, ist der Osterhase im 19. Jahrh. in Deutschland keineswegs allgemein bekannt. So drängt alles zur Meinung, daß in der deutschen Südwestmark die Gestalt des Eierlegenden Hasen entstanden und von da nach Niederdeutschland gewandert sein wird, wie um 1660 die Kurfürstin von Hannover, die pfälzische Prinzessin Sophie, den Weihnachtsbaum vom Schloß zu Heidelberg nach Norddeutschland gebracht hatte. Alles in allem ein höchst aufschlußreiches Büchlein über diese Zeit, in der alles, wohin wir blicken, voller Leben ist und uns wie ein von den elektrischen Wellen verschiedenster Länge durchwehter Luftraum unsere Vergangenheit umsummt. Für seine Gabe müssen wir dem Verfasser herzlich dankbar sein.

H. G.

Albert Becker, *Frühlingsbrauch und Sonnenkult vom Rhein zur Saar.* (Beiträge zur rheinischen und westfälischen Volkskunde in Einzeldarstellungen, Heft 10.) 52 S., 14 Abb.; Verlag von H. Martini und Grüttgen, Wuppertal-Elberfeld 1937.

Diesem genannten Lande mit seiner Grundhaltung ein Plätzchen zu sichern auf dem Wege zum gesamtdeutschen Volkstum, hat der vorzügliche Kenner des Pfälzer Volkstums sich zum Ziel gesetzt und nun aus der reichen Literatur, an der er selbst so ergiebig beteiligt ist, zusammengestellt, was vom Brauchtum des Jahreslaufs, hier von dem herausgegriffenen Frühlingsbrauchtum von deutschem Wesen kündet. Wenn er dann seine Spuren weit in die Vergangenheit zurückverfolgt, um ihm ein möglichst hohes Alter zu sichern, so ergibt sich, daß trotz aller umgestaltenden Einflüsse, wie sie namentlich vom Christentum ausgegangen sind, durch die Zeiten hindurch eine einheitliche Geisteshaltung festzustellen ist. So wird z. B. in dem Abschnitt vom Streit zwischen Winter und Sommer, dem ja auch unser Sommertagszug entspricht, weit ausgegriffen, von den südschwedischen Felszeichnungen der Bronzezeit über die Felsbilder am Kriemhildenstein bei Dürkheim und ein Kampfesgespräch der karolingischen Renaissance bis in unsere Zeit. Da scheinen die Wurzeln dieses für uns schönsten Frühlingsbrauches bis in die indogermanische Urzeit zurückzureichen. Nicht verwunderlich ist bei den Gegensätzen der Landschaft zwischen der sonnigen Pfälzer Rheinebene und den Waldgebirgen des weiten Westens, daß Verschiedenheiten des Brauchtums im einzelnen sich zeigen, wenn z. B. die Lätarefeier nur im rheinischen vorderpfälzischen Gebiete bekannt ist. Es ergeben sich bei einer derartigen Betrachtung solche überraschenden Merkwürdigkeiten, daß sich durch die Ansiedlung von Franken seit dem 12. Jahrhundert in Schlesien im Brauchtum noch ein starker Zustrom westdeutschen Geistes zeigt, von dem Sommerjungen mit dem Kampf von Sommer und Winter in der Grafschaft Glatz an Lätare, der in Schlesien Rosensonntag heißt, bis zum „Hodewanzel“ Raergels, der ein Stück rheinpfälzischen

Volkstums aus dem sudetendeutschen Osten auf die Bühne bringt. Daß ein so wichtiges Denkmal wie der Kriemhildensstuhl in diesen Darlegungen eine besondere Rolle spielt, weil er eine der ältesten volkstümlichen Quellen der Pfalz darstellt, ist klar, und mit Besonnenheit wird festgestellt, daß die Forschung noch lange nicht am Ende ist. Vom Mithras, durch den Fund seines Heiligtums bei Gimmeldingen bekannt, wird eine große Linie gezogen bis zum hl. Michael bei Dürkheim. Auch die Nibelungensage klingt durch dieses Land. Aus allem wird dann die große Schlussfolgerung gezogen, wie der Mensch in seiner Sehnsucht nach Licht und Leben und Sonne den guten Gott, den Heilbringer durch seine Brauchhandlungen unterstützt, und darin ihr aller Urgrund zu suchen ist; zeitliche Unterschiede oder räumliche Entfernungen sind nicht von Bedeutung, weil diese Anschauungen und Vorstellungen über Zeit und Raum erhalten sind. Eine überquellende Reichhaltigkeit strömt uns aus diesem Büchlein entgegen, von der sich nur schwer hier ein Begriff geben läßt, so daß jeder am besten selbst nach dem Büchlein greifen mag; und er wird es mit großer Befriedigung und tausend Anregungen aus der Hand legen — und auch wieder vornehmen. H. G.

Hans Christoph Schöll, Die drei Ewigen. Eine Untersuchung über germanischen Bauernglauben. 170 S., 18 Abb. Eugen Diederichs Verlag, Jena. 1936. 4,60 RM.

Der Verfasser geht aus von den drei Jungfrauen oder drei Marien in den Kinderreimen, in denen man längst altes, oft nicht mehr verstandenes Volksgut erkannt hat, und verfolgt nun diese Dreifaltigkeit im vorchristlichen Germanien. Am ältesten datiert sind die drei Matronen aus dem Gebiet der germanischen Ubier am Niederrhein in römischer Zeit, von denen ja auch das Schloßmuseum eine Reihe besonders schöner Denkmäler aus Ködingen bei Jülich besitzt. Ihre eingeborene Bäuerlichkeit hat schon Lehner vor Jahrzehnten erkannt, und seine Funde in der Bonner Münsterkrypta vor einigen Jahren hätten dem Verfasser auch deutlich genug gesagt, wie diese Verehrung auch in die gebildeten Kreise damals Eingang gefunden hatte und nicht etwa bei „Händlern, Kaufleuten und sehr häufig Soldaten“ lebte. Wenn auch die Völkertwanderungszeit die bildende Kunst zum Schweigen gebracht hat, so hat doch das Mittelalter in schriftlicher Ueberlieferung und bildlicher Darstellung uns viele nichtchristliche und christliche Zeugen des Fortlebens erhalten, die Schöll in großer Zahl von Norddeutschland bis nach Tirol zusammengestellt hat. Das herrlichste Kunstwerk in unserer Nähe ist wohl das gotische Relief im Wormser Dom, „Das Grabmal der drei Königstöchter“, die hier auch mit ihren Namen Embede, Warbede, Wilbede genannt werden. Wenn der Verfasser es nun unternimmt, mit der sprachlichen Erklärung dieser Namen, wobei die sprachliche Ausgangsform ganz willkürlich gewählt ist, in das Wesen dieser Gestalten einzudringen, so gerät er mit den germanischen Lautgesetzen und germanischer Sprachgeschichte in bedenklichen Konflikt, so daß aus dem üppigen

dunklen Gestrüpp kein klarer Pfad herausführt, um die Fülle von Sagen, Volksüberlieferungen, Flur- und Ortsnamen, die mit großem Fleiß zusammengetragen sind, zu erklären. Mancher anregenden, wenn auch richtigem Vermutung über das Brauchtum unseres Volkes wird durch diese Mängel die richtige Erkenntnis verbaut. Warum soll man nicht bei den „drei Ewigen“ (weßhalb „Ewigen“, wo doch alles Göttliche ewig ist, wird nicht ersichtlich) einmal, wie mir ein germanistischer Freund bemerkt, bede zu badu Kampf stellen, War-bede zu warjan schützen? und hätte zu Wilbede noch den Gotenkönig Badwila, der sonst Totila heißt, zum Gebatter, und die Speerfreundin, die heilige Gertrud, würde mit ihrem Walkürennamen einen gangbaren leuchtenden Weg weisen! Kann der Leser also leider den verschwommenen Erklärungsversuchen nicht folgen, die leider auch infolge mangelnder Quellenbelege trotz der großen Zusammenstellung des benutzten Schrifttums schwer im einzelnen nachzuprüfen sind, so lernt er doch, wie wir aufmerksam sein müssen auf soviel, was noch in der Seele des Volkes aus grauer Vorzeit lebt. Wir horchen auf an zahlreichen Stellen, die zur Besinnlichkeit mahnen, ob des umfangreichen Erbgutes aus Urbäter Tagen, was der Wandel der langen Vergangenheit zu allermeist zugedeckt hat, daß es nur leise da und dort wieder noch aus der endlosen Geschlechterkette traumhaft aufklingt. H. G.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde. 10. Jahrgang. 1936. Heft 2/3. Verlag Konfordia Bühl.

Im neuesten Heft stellt der verdiente Herausgeber, Universitätsprofessor Eugen Fehrle, eine größere Anzahl anregender Aufsätze unter den Begriff des oberdeutschen Volkstums. Richard v. Kienle untersucht den Alemannen-Namen und erklärt ihn als Bezeichnung eines alten Stammesbundes. Eugen Fehrle bringt seinen Vortrag über „Die geschichtliche Bedeutung des alemannischen Volkstums“ und bietet darin grundlegende Gedanken zum Volkstumsbegriff: Volkstum ist das uns Angeborene, das, was uns im Blute liegt, die Verkörperung unserer Fähigkeiten und Eigenschaften. Wer Volkstum erforschen will, muß zurückgehen auf die Ursprünge in der Frühgeschichte und auf das Urtümliche in Sitte, Brauch, Kunst und Lied. Seine Erklärung geschieht nicht aus der Landschaft, sondern aus Rasse und Blut. — Eine Reihe von Aufsätzen, die aus einer Heidelberger Arbeitsgemeinschaft, der Lehrstätte für deutsche Volkskunde, hervorgingen, wird der Hausforschung gewidmet. Eugen Fehrle leitet sie ein mit einem richtungweisenden Aufsatz über „Das bodenfändige deutsche Haus“. Julius Glücl untersuchte Einbau und Gehöft im westlichen badiischen Odenwald von Unterschönmattebweg bis Odenkuzenbach, Wilhelm Zaiß die Gegend von Heiligkreuzsteinach und Luise Vogel die Entwicklung des Bauernhofes in Edingen, die auch für das Verständnis der Häuser in unseren anderen Dörfern mancherlei bietet. Die Aufsätze von Wolfgang Treutlein über die vorstädtischen Kleinsiedlungen der Stadt Mannheim und von Hermann Bheps über „Das Stampfbach, eine ur-

sprünglich altgermanische Dachbedeckungsart“ schließen sach-
verwandt sich an. Die übrigen Darstellungen befassen sich
mit Einzelfragen. So Ernst Rieck mit dem Drei-
Frauen-Problem Schölls. Siegfried Hardung mit dem
oberrheinischen „Volk- und Kinderreim“. Engelbert
Strobel mit dem „Hemsbacher Pfingsttritt“ im
16. Jahrhundert. Albert Becker mit der „Pferdeehrung
rechts und links des Rheins“. Richard Hoppe mit dem
Wegkreuz von Ziegelhausen, das zur Erinnerung an
einen abgestürzten Baumrüber errichtet wurde.

Insgesamt wiederum eine Fülle lebendiger Forschungs-
arbeit vom Oberrhein, die jeder Heimatsfreund mit tiefer
Anteilnahme miterlebt. R. Gr.

Heimatscholle Bilchband. Eine 5000 Jahre alte
Bauernsiedlung im badischen Frankenland von Karl
Nedermann, Baurat in Mannheim-Feuden-
heim. Ein Heimatbuch von 200 Seiten, 15 Abbil-
dungen, 1 Gemarkungsplan und 1 Fundkarte, in
Halbleinen gebunden 3.50 RM. Verlag Johann
Gremm, Mannheim, S 2, 3.

Baurat Karl Nedermann-Mannheim hat in mühevoller,
fleißiger Arbeit alles Material zusammengetragen, um
dem Leser von seiner Heimatscholle Bilchband, jenem älte-
sten, an den Grenzen von Baden, Württemberg und
Bayern gelegenen Bauerndorf, ein lückenloses Bild seiner
1200jährigen Geschichte zu vermitteln. Der Verfasser durch-
misht in dieser vorbildlichen heimatgeschichtlichen Abhand-
lung den Weg von den vorgeschichtlichen Kulturperioden
zu der Besitzergreifung der Siedlung durch die Franken
um 500 n. Chr. Er führt uns die aufschlußreiche Kaiser-
urkunde Ludwigs des Frommen vom 20. Dezember 837
vor, berichtet von den Schutzheiligen von Bilchband und
weist die mannigfachen Beziehungen nach, die dieses
Bauerndorf im badischen Frankenlande mit dem kul-
turellen Leben in Würzburg verbinden. Anschaulich sind
die Bilder aus der Zeit der Edelherrn von Simmern,
der Grafen von Rineck und Landgrafen von Leuchten-
berg. Von den Zerstörungen im Bauernkrieg, im Dreißig-
jährigen Krieg und Orleans'schen Erbfolgekrieg, von dem
Bilchband nicht verschont blieb, ist in einem besonderen
Kapitel die Rede. Der nächste Abschnitt „zwischen der
französischen und nationalsozialistischen Revolution“ schil-
dert die Zeit seit dem Uebergang der Landeshoheit auf
den Großherzog von Baden und endlich ist den Gescheh-
nissen aus der Gegenwart breiter Raum gewidmet.

Mit unendlicher Liebe führt uns Karl Nedermann das
Bild seines Heimatdorfes vor Augen, das in den Pfingst-
tagen 1937 das 1100jährige Bestehen feiern konnte. Uni-
versitätsprofessor E. Wahle, Heidelberg, steuerte zu diesem
Werk, das man in Händen vieler Heimatsfreunde sehen
möchte, einen aufschlußreichen Beitrag über die vorge-
schichtliche Besiedlung des Frankenlandes bei. G. S.

H. L. Walter Holz, Die Walterich-Kapelle in
Murrhardt. Mit 22 Abbildungen. Preis 1.90 RM.

Im Verlag Moritz Schäfer, Leipzig, ist in der Folge
von Veröffentlichungen „Unbekanntes Deutschland“ ein
schmuckes, kleines Büchlein über ein Kleinod deutscher

Baukunst aus der Zeit des Hohenstaufentaisers Fried-
rich II. erschienen. Die Kapelle des Hl. Walterich in Murr-
hardt, an einer alten Straße gelegen, die von Stuttgart
sich in die fränkischen Lande zieht, zeugt in ihrem reichen
Formenschnuck von der großartigen Kunst der Mitte des
13. Jahrhunderts. Sie kündet von dem Schicksal des
schwäbischen Hauses und von der außergewöhnlichen Be-
deutung dieses spätromanischen Kirchleins, um das sich
ein reicher Kranz von Legenden gewoben hat. Der Ver-
fasser hat mit großer Liebe das geschichtliche, baukünst-
lerische und volkstümliche Bild dieser Gedächtniskapelle
gezeichnet, und die erstmals veröffentlichten schönen Tafeln
im Anhang geben einen anschaulichen Begriff von dem
edlen Reichtum dieses Bauwerks. Man möchte dieses
Büchlein daher in den Händen vieler Kunstfreunde wissen.
G. S.

Hans Zingerle, Zur Entwicklung der Melodik
von Bach bis Mozart; Verlag Rudolf M. Rohrer,
Baden bei Wien, Leipzig, Brünn. 1936, 51 S.

Die Schrift wendet sich selbstredend zunächst an den
Fachmann. Ebenso findet aber auch der „Musikliebhaber“
darin eine Fülle von Anregungen zur musikalischen Stil-
kunde, die es ihm ermöglichen, dem Vortrag eines Mu-
sikstückes größeres Interesse entgegenzubringen. Die melo-
dischen Eigentümlichkeiten der alt- und neuklassischen Zeit
sind in ihrer Entwicklung erschöpfend dargelegt, und nie-
mand wird das Buch nach gewissenhaftem Studium aus
der Hand legen, ohne einen tiefen Einblick in die Melodik
der Stilarten von Bach bis Mozart getan zu haben. —
Eine große Anzahl von Notenbeispielen auf 31 Tafeln
ist zur Erläuterung beigegeben. R. Th.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.
Neue Folge, Bd. 50. 2/3. Karlsruhe 1936.

Das neueste Heft bringt mancherlei, was auch die Ge-
schichte unserer engeren Heimat berührt. Ernst Bajer
untersucht die Frage: Wo lag das Offenburger Kastell?
M. Beck betrachtet „Die Schweiz im politischen Kräfte-
spiel des merowingischen, karolingischen und ottoni-
schen Reiches“. R. Glöckner klärt die Beziehungen
Lorschs zu Lothringen und weist hin auf die Familie
der Rupertiner, die im Rhein- und Maingebiet bis 836
blühte und deren Familienstiftung Kloster Lorsch war.
Peter Aht behandelt die ältesten Urkunden der Speye-
rer Bischöfe, und H. Büttner die politische Erschließung
der westlichen Vogesen im Früh- und Hochmittelalter.
„Altschweizerische Einflüsse in der Entwicklung der ober-
rheinischen Dorfverfassung“ stellt R. Siegf. Bader fest,
wie am Schluß Hermann Bajer die „Beziehungen Ba-
dens zur Eidgenossenschaft und die Säkularisation“ sich
zum Thema setzte. Wir erfahren dabei, daß die Textil-
industrie im Wiesental und im Hauensteinischen wie die
Einführung der Muffelzucht im Einzgau und bei
Bonndorf ein Werk der Schweizer sind. Friedrich Wie-
land weist in „Meisterrecht und Meisterstück in Kon-
stanz“ hin auf die hohen Anforderungen der Meister-
prüfung früherer Zeit und Max Braubach stößt in
dem Aufsatz „Um die Reichsbarriere am Oberrhein“ auf

ein sehr interessantes Problem des spanischen Erbfolgekrieges. Damals bestand die Möglichkeit der Rückgewinnung von Elsaß-Lothringen. In den Verhandlungen zeigte sich zunächst Frankreich entgegenkommend. Das Abschwenken Englands von der Koalition ließ die Aussichten verschwinden und brachte wesentlich schlechtere Friedensbedingungen für Habsburg.

Eine bunte Reihe von Auffäßen, aber alle kreisend um den Begriff Oberrhein in der Geschichte. R. Gr.

Karl Hofmann, Die germanische Besiedlung Nordbadens. Carl Winters Universitätsbuchhandlung Heidelberg, 1937. 66 Seiten.

Hofmann behandelt in seiner Schrift den Siedelungsraum Rhein-Main-Neckar, also den nördlichen Teil Badens und die angrenzenden Gebiete. Mit Hilfe der Sprache und Sprachforschung im weitesten Sinne des Wortes betrachtet er die Frühgeschichte. Er kommt so zu überraschend neuen Ergebnissen in dem erwähnten Raum. Möge die Geschichts- und Sprachforschung ihm überall folgen! Er ist überzeugt, einen neuen Weg erstmalig beschritten zu haben.

Die wichtigsten Abschnitte behandeln die Wanderung der Kimbrer, Schwaben-, Kelten-, Hessen-, Frankenbesiedlungen, frühgermanische Flußnamen, Haus und Hof bei den Franken, frühgermanisches Kulturleben, die Martinkirchweih in Franken.

Wo man vielfach in deutschen Zimmernorten alt-hochdeutsch Zimbara = Holzbau als Grundlage ansah, namentlich wenn sie nicht allzu frühen Ursprungs waren, da sieht der Verfasser Kimbernorte. Wie Teutonen bei Miltenberg (alter Stein: inter Tovtonos), so nimmt er an, seien auch Kimbern auf ihrem Wanderzug unterwegs bei uns sitzen geblieben. Wir haben ja auch Weiheinschriften auf Merkur der Kimbrer aus Miltenberg und Heidelberg. Die Miltenberger Inschrift ergänzt Hofmann in folgender Weise: Inter Tovtonos C(imbros) A(mbronos) H(arudes) F(undusios). Er sieht in dem Steine eine Abmachung der verschiedenen Völkerschaften. Aus dem Badischen bringt er mit Kimbern zusammen: Zimmern bei Grünsfeld, Zimmerwald bei Gerichtstetten, Zimmern an der Seckach, ebenda Zimmerhölzle, den Zimmerbach, einen Zufluß der Jagst, Zimmerwäldle, Zimmerhölzle bei Brezingen und Ballbüren, Zimmerhof bei Rappenaу, den Zimmerberg bei Eppingen, den Zimmerbach bei Weinheim usw. Durch Schwaben und Bayern verfolgt er die Kimberndörfer bis hinunter zur Elsch.

Wie weit die Wissenschaft den Aufstellungen Hofmanns folgen wird, mag dahingestellt bleiben. In der Erklärung des Namens Kimbri kann ich nicht mit Hofmann zusammengehen. Daß die Römer das Volk Kimbri nannten (mit R), erweist klar die griechische Wiedergabe Kimbroi. Da unser Zimmern damals timrjan lautete, so haben die Kimbri damit nichts zu tun von Haus aus. Man kann nicht sagen, die Römer hätten C (Cimbri) geschrieben und ich gesprochen, worauf die italienische Aussprache tʃiʃtʃerone (cicero) hinweise. Die Rö-

mer und Romanen sprachen C wie R bis ins dritte nachchristliche Jahrhundert. Was wir bis dahin ins Deutsche aus Romanischem aufnahmen, führt ein R, so cellarium = Keller, cicer = Richer (Erbsen). In späteren Entlehnungen liegt im Deutschen Z vor, lateinisch cella = Zelle, cicer = Ziser, circulus = Zirkel.

Ich halte es somit für ausgeschlossen, daß der Name Kimbri sich von dem idg. Stamme dom, dem ableitet, der in unserem Zimmern vorliegt. Wohl mögen an manchen Kimbernorten Teile dieses Volkes sitzengeblieben sein; doch ist Vorsicht geboten, namentlich bei jüngeren Orten.

Der Abschnitt über keltische Siedlungen bringt wertvolle Zusammenfassung der Walschen-, Welschenorte. Dann werden Bach- und Flußnamen, die man vielfach für keltisch ansah, aus deutschem Sprachschatz heraus erklärt. So werden auch Rhein und Donau deutsch; der Neckar, mit dem sich Osthoff vergebens herumblagte, ist der Verwandte unseres Nidelmanns, der Nixen und des Nöck. Freuen wir uns dessen!

Zahlreiche Hessenverpflanzungen findet Hofmann in den Hasel- und Hasselorten, wie Hasselbach, Hasselburg, Hasloch, Haspich. Bisher stellte man altes Haselbach, Haseloch, Haselochi zu ahd. hasala = Haselstaude.

Weiterhin geht Hofmann noch Wenden- und Brettonen-Dörfern nach und bringt wertvolle Beiträge zu germanischem Kulturleben und Brauchtum aus dem Frankenland.

Im ganzen zeigt das Buch großes Neuland. Mit vielem wird sich die Wissenschaft auseinandersetzen müssen. Bad Rappenaу. Othmar Meisinger.

Inhalt:

Jahresbericht 1936/37 — Mitteilungen aus dem Altertumsverein — Archivar Dr. Walter Hoh, Berlin: Die Hartenburg im 16. Jahrhundert — Prof. Dr. Ernst Christmann, Saarbrücken: Sprachliche Erläuterungen zu den Bauakten über die Hartenburg — Prof. Dr. Karl Hofmann, Heidelberg: Der geschichtliche Dr. Faust in pfälzischen Landen — Museumsdirektor Prof. Dr. Karl Lohmeyer, Saarbrücken: Balthasar Neumann — Prof. Adolf Ristner, Karlsruhe: W. A. Mozart und der Chemiker Graf R. S. von Sickingen, kurpfälzischer Gesandter in Paris — Museumsdirektor Dr. Gustaf Jacob, Mannheim: Eine Neuerwerbung des Schloßmuseums — Prof. Dr. Othmar Meisinger, Bad Rappenaу: Deutsche Volkskunde — Prof. Dr. W. E. Dieferting, Karlsruhe: Karl Gottfried Nadler und die „Fliegenden Blätter“ — Prof. Dr. Hermann Gropengießer, Mannheim: Karl Zangemeister — Kleinere Mitteilungen — Veranstaltungen des Schloßmuseums — Veranstaltungen des Theatermuseums — Veranstaltungen des Altertumsvereins — Zeitschriften- und Bücherschau.

Mannheimer Altertumsverein: Fernruf über Rathaus 340 51 Klinik 208; Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 246 07; Bankkonto: Deutsche Bank Filiale Mannheim.

Mannheimer Geschichtsblätter

Monatschrift für die Geschichte,
Alttertums- u. Volkskunde Mannheims u. der Pfalz
Herausgegeben vom Mannheimer Alttertumsverein

Jahrgang 38

1937

Heft 3

Mitteilungen aus dem Alttertumsverein

Der Verein betrauert tief das Hinscheiden des Herrn Landeskommissärs Dr. Karl Scheffelmeier († 17. 6. 1938). Seitdem ihn, der ein Mannheimer Kind war, 1930 das höchste Staatsamt in unserer Stadt wieder in die Heimat zurückgeführt hatte, zog es ihn zur Vergangenheit seiner Vaterstadt. Er hat von 1932 bis 1934 dem Vorstand als Mitglied angehört, und bei manchen Gelegenheiten ist sein kluger Rat gerne gehört worden. In aufrichtiger Dankbarkeit werden wir des feinsinnigen und aufrechten Mannes immer gedenken, der dem geistigen und kulturellen Leben seiner Heimatstadt stets besondere Aufmerksamkeit und warmherzige Anteilnahme gewidmet hat.

Nahezu 81 Jahre alt, ist am 14. Juli 1938 Regierungsdirektor a. D. Oberforststrat Johann Reiper in Speyer von uns gegangen, der seit 1904 Mitglied und seit 1927 korrespondierendes Mitglied des Vereins gewesen war. Wie der bayerische Ministerpräsident Ludwig Siebert, als er ihn zu seinem 80. Geburtstag beglückwünschte, rühmen konnte, daß er durch seine vielseitigen geschichtlichen Forschungen und schriftstellerische Tätigkeit seinen Namen in die Annalen nicht nur seiner engeren pfälzischen Heimat mit dauernden Lettern eingeschrieben habe, so danken ihm auch die Mannheimer Geschichtsblätter manchen Aufsatz. Durch seine forstliche Berufstätigkeit angeregt, hat er weitreichende Studien gemacht über einzelne Männer des kurfürstlichen Hofes, die teilweise noch in die badische Geschichte des 19. Jahrhunderts hineinreichen. Immer wieder zeigte sich, wie tief in ihm die Liebe zur Geschichte und der Drang zu ihrer Erforschung saß und ihn zur schriftstellerischen Tätigkeit veranlaßte. Deshalb stehen wir mit unseren Pfälzer Freunden in tiefer Trauer an der Bahre dieses trefflichen Mannes, dem wir ein dankbares Andenken bewahren werden.

Auch des Ablebens der Frau Else Proppe in Binau († 2. 2. 1938), der Gattin unseres 1913 verstorbenen Ehrenmitglieds, des Kommerzienrats Heinrich Proppe, der dem Verein zu seinem 50jährigen Jubiläum das herrliche gotische Kunstwerk des Rother-

Altarschenkte, sei hier gedacht und die Erinnerung an diese großzügige und großmütige Spende wieder wachgerufen.

Für zugewandte Geschenke sagt der Verein warmen Dank: Herrn Landwirt Leonhard Frey, Sedenheim (mehrere Focken von altem gesponnenem Flachß und eine Haspel), dem Bauer Eduard Bolz, Sedenheim (zwei alte Holzpflüge) und Herrn Oberregierungsrat a. D. Rudolf Neubold, Mannheim (ein archäologisches Werk).

Am 23. und 24. Juni fand die diesjährige Tagung des badischen Denkmalsrates, des Ausschusses für Ur- und Frühgeschichte unter dem Vorsitz des Herrn Ministerialdirektors Frank, Karlsruhe, in Ladenburg statt. Bei dieser Gelegenheit hielt unser Vorstandsmitglied Professor Dr. H. Gropengießer in der öffentlichen gut besuchten Abendveranstaltung einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag über „Die erste germanische Besiedelung des unteren Neckarlandes“. Daran schloß sich am folgenden Tage eine Führung durch die Stadt, bei der Professor Dr. Gropengießer das durch zwei Jahrtausende immer wieder wechselnde Bild der Siedlung in seiner Entwicklung lebendig werden ließ. Dabei fand die lange fürsorgliche Tätigkeit des Vereins, die er seit seinem Bestehen stets der alten Stadt und ihren zahlreichen alten Bauten, wie auch den im Boden schlummernden Resten und besonders der großen Basilika gewidmet hatte, reiche Anerkennung.

Im September wird der nächste Ausflug nach Kaiserlautern führen. Die Aufdeckung der Reste der alten Barbarossa-Pfalz, ihrer Vorgänger und Nachfolger ist an sich schon Grund genug zu einem Besuch. Aber auch in ihrem nach dem verdienstvollen Heimatforscher Zint genannten Volkskundemuseum hat die Stadt etwas Eigenartiges geschaffen, wozu dann noch die sehenswerte gotische Kirche und das neue Burgenmuseum kommen. Der Nachmittag soll dann nach Otterberg zur Zisterzienserbauerei führen, die eines der schönsten gotischen Baudenkmäler der Pfalz darstellt.

Josef August Beringer zum Gedächtnis

Professor Dr. Josef August Beringer starb am 6. Dezember 1937 im 76. Lebensjahre. In ihm vereint der Mannheimer Altertumsverein nicht nur ein eifriges Mitglied und einen treuen Freund, sondern auch seinen Vorsitzenden und Schriftleiter der Mannheimer Geschichtsblätter im Jahre 1934. Zum Altertumsverein fühlte sich der Verstorbene besonders hingezogen, da der Vereinsgründer, Philipp Zeller, der Oheim seiner Frau war. So manches kostbare Stück aus seiner Sammlung hat er uns zu Lebzeiten zugewendet, und auch die Gattin, die dem Heimgegangenen in seiner weitgespannten wissenschaftlichen und publizistischen Tätigkeit eine selbstlos sorgende Helferin war, hat den Verein nach seinem Tode freundlichst bedacht. Das Leben und Wirken dieses Mannes darf uns Jüngeren, die wir einst zu seinen Schülern zählten, Vorbild und Ansporn sein. Aus hinterlassenen Aufzeichnungen Beringers und Notizen seiner

Gattin, die der Verfasser dankbar benutzen durfte, versuchen wir in Kürze ein Bild dieses Mannes zu zeichnen.

Josef August Beringer wurde 1862 als der jüngste Sohn unter fünf Kindern des Hauptlehrers Josef Beringer in Niederrimsingen bei Breisach geboren. Kaum zehnjährig, verlor er den Vater, durchlief in den Jahren 1873 bis 1879 die mittleren und oberen Klassen der Realschule zu Karlsruhe und in den Jahren 1879—80 die drei obersten Kurse des Lehrerseminars zu Ettlingen. Erstmals fand er, dank seiner besonderen Sprachkenntnisse, als Lehrer Verwendung an der Höheren Bürgerschule in Kenzingen und dann in Hornberg. Die Jahre 1884/86 waren dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften an der Technischen Hochschule in Karlsruhe gewidmet. Nach bestandener Reallehrerprüfung — 1885 — war das folgende Jahr fünf ausgefüllt mit eifriger Lehrtätigkeit an der Höheren Mädchenschule und am Realgymnasium zu Karlsruhe, am Realgymnasium in Mannheim, an der Höheren Mädchenschule zu Freiburg, am Realgymnasium zu Ettenheim und schließlich an der Oberrealschule Karlsruhe. 1890 erfolgte Beringers etatmäßige Anstellung an der Mannheimer Oberrealschule, welche Anstalt er 1904 mit dem hiesigen Realgymnasium mit Realschule (Lessingschule) vertauschte. Seine Schüler, denen sein gründlicher und anregender Unterricht Wissen und Kenntnisse fürs Leben vermittelte, haben ihm treue Anhänglichkeit bewahrt.



Josef August Beringer
Bildnisbüste von Heinz Daniel

Die Mannheimer Zeit war für Beringer von besonderer Bedeutung geworden. Neben seiner ausgedehnten und aufopfernden Lehrtätigkeit fand er in den Jahren 1897—1900 Zeit, um an der benachbarten Heidelberger Universität Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft, Musikgeschichte und Philosophie zu studieren; als Schüler Henry Thodes schloß er sein Studium im Jahre 1901 mit der Erlangung der Doktorwürde auf Grund einer Dissertation über die „Geschichte der Mannheimer Zeichnungsakademie“ ab. Gerade diese Doktorarbeit brachte Beringer in nahe Berührung mit der Kunstgeschichte der alten Kurpfalz, die ihm, dem Alemannen, eine zweite Heimat werden sollte. Man darf wohl sagen, daß er zum erstenmal den Künstlern der Mannheimer Residenzzeit des 18. Jahrhunderts nachgespürt hat: Die Bildhauer Grupello, van den Branden, Linck, Lamine, der Baumeister und Plastiker Verschaffelt, die Maler Brandt, Leydensdorff und die Künstlerfamilie der Kobells sind von ihm recht eigentlich ins Licht der Kunstgeschichte gerückt worden. Alle späteren Studien zur kurpfälzischen Kunst und Kultur konnten und

können an Beringers ersten Veröffentlichungen nicht vorübergehen.

Beringers zweite große Liebe galt der badischen Malerei des 19. Jahrhunderts; für sie setzte er sich mit ganz besonderem Nachdruck ein, zu einer Zeit, da die Welle des französischen Impressionismus und seiner kritiklosen Nachahmungen die deutsche Kunst zu unterhöhlen drohte. Sein grundlegendes Werk über die „badische Malerei im 19. Jahrhundert“ — ein Jahr vor dem Weltkrieg zuerst veröffentlicht — durfte sich zu besonderem Ruhme anrechnen, daß es erstmals die wichtigen Erscheinungen des 19. Jahrhunderts, an denen die Kunst der Oberrheinlande so reich ist, erkannte und zu einem zusammenfassenden, sorgfältig abgewogenen Bilde formte. Für viele süddeutsche Künstler, wie Böhle, Bühler, Hollenberg, Kreidolf, Lugo, Münch-Rhe, Schmid-Reutte, Welti und Wohlgemuth ist er als erster eingetreten, und in vielen Veröffentlichungen hat er das Werk der Meister Thoma, Schoenleber, Trübner, Volz dem deutschen Menschen nahe gebracht. Aus intimer persönlicher Verbundenheit mit bildenden Künstlern und Dichtern entstanden freundschaftliche Beziehungen Beringers zu Hans Thoma, Albert Lang, Ernst Heider, Ernst Kreidolf, Felix Hollenberg, Hans von Volkmann, Wilhelm Trübner, Wilhelm Steinhäuser, Max Klinger, Hans Adolf Bühler, Ivo Puhony und vielen anderen; mit den meisten trat er in ungemein anregenden Briefwechsel, den er auch mit Dichtern, wie Benno Rüttenauer, Gabriele Reuter, Anna Croissant-Rust, Wilhelm Jensen, Richard Dehmel, Detlev von Liliencron, Otto Julius Bierbaum, Emanuel von Bodmann u. a. lange Jahre hindurch unterhielt.

Eine tiefe Freundschaft verband Josef August Beringer vor allem mit Hans Thoma und dessen Schwester Agathe. Es war gewiß kein Zufall, der diese beiden so ähnlich veranlagten, aus alemannischem Boden erwachsenen Männer zusammenführte. Nicht umsonst hat der große badische Meister vor seinem Tode den Freund testamentarisch zum Verwalter seines gesamten künstlerischen Nachlasses bestimmt, durfte er sich doch schon zu Lebzeiten der tatkräftigen Unterstützung Beringers in allen geschäftlichen Angelegenheiten erfreuen. Beringer war später der treue Hüter des Thoma-Archivs und gehörte auch zu den Mitbegründern der Hans Thoma-Gesellschaft in Frankfurt a. M.

Ein Drittes war es, worauf Beringer erstmals die Aufmerksamkeit der Wissenschaft und der Kunstfreunde zu lenken wußte: Die liebenswerten Kleinkunst der Bucheignerzeichen. In vielen Aufsätzen, die er in der Berliner *Exlibriszeitschrift* veröffentlichte, hat er sich in den Jahren 1907—1917 nicht allein für Hans Thoma, sondern auch für Künstler wie Albert Welti, Rudolf Koch, Oskar und Cäcilie Graf, Adolf und Hans Schroedter,

Franz Hein, Paul Dahlen, Robert Langbein, Th. Schück, Josua Leander Gampy nachdrücklich eingesetzt. Aus all diesen mannigfaltigen Berührungspunkten mit dem künstlerischen Schaffen und seiner Deutung ergab sich der Wunsch nach eigenem Kunstbesitz, und die bald erwachende Freude am emsigen Sammeln von Gemälden, Handzeichnungen und Graphik hat Beringers Dasein köstlich bereichert.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Mitarbeit dieses Mannes überall viel begehrt wurde. War die schriftstellerische Tätigkeit der ersten Mannheimer Zeit noch mit Pressebesprechungen von Theateraufführungen ausgefüllt, so wurde er bald ein gern gesehener Berater von Ausstellungen des Mannheimer und Karlsruher Kunstvereins. Er blieb zeitlebens ein eifriger Mitarbeiter bei der Herausgabe der von der Badischen Historischen Kommission veröffentlichten „Badischen Biographien“, für die er im VI. Teil (1901—1911) Beiträge über Karl Heilig, Emil Lugo, Viktor Weishaupt, Karl Wepfer u. a. lieferte. Das *Künstlerlexikon* von Thieme-Becker und das „Deutsche Biographische Jahrbuch“ verdanken ihm manchen kenntnisreichen Aufsatz.

Im Jahre 1932 erhielt Beringer die ehrenvolle Berufung als außerordentliches Mitglied der Badischen Historischen Kommission. Schließlich verfaß er durch viele Jahre die verantwortungsvolle Stelle des Denkmalspflegers für den Kreis Mannheim. Nach dem Siege der nationalsozialistischen Revolution sind Beringer mit Recht mancherlei Ehren zuteil geworden. Hat er doch schon vor dem Weltkriege seine warnende und anklagende Stimme erhoben und etwa in dem Aufsatz „Deutsche Kunstnöte“ die entartete Kunst scharf gegeißelt: „Die Kunst, einst der Ausdruck der höchsten und heimlichsten Werte einer Nation, ist eine käufliche Sache geworden, ein Gegenstand wütender und sinnloser Spekulation... Aus falscher Originalitätsucht, die das Ganze und allein Wertvolle der Kunst außer acht läßt, entstehen jene Herdenbetriebe, wie wir sie im Neoimpressionismus, Expressionismus, Kubismus und Futurismus orgiastisch sich auswirken sehen. Man darf hundert gegen eins wetten, daß die in Zukunft wirkende Kunst heute wieder, wie je, in der Einsamkeit und Stille von den unbekanntesten Meistern geschaffen wird, und daß der hochgeschriene und hochgeschriebene Kunstherdenbetrieb nichts als eine Modeerscheinung ist, der der Meisterzauberer zur rechten Zeit zurufen wird: In die Ecke, Besen! Seids gewesen.“

Nicht umsonst verließ daher das Badische Staatsministerium im Dezember 1933 ihm, der immer und immer wieder gegen „Kunstjournalismus, Kunstkinobetrieb und Kunstphrase“ wetterte, den Professorentitel. Es bleibt erstaunlich, wie er noch in hohem Alter an der Akademie der Künste und an der Kunstschule zu Karlsruhe im Winter

1933/34 eine rege Vortragstätigkeit über das Wesen deutscher Kunst entfaltete.

Zu Beringers fünfzigstem und siebenzigstem Geburtstag haben sich zahlreiche Meister des Stichels und viele Dichter zusammengefunden, um ihm mit ihren Beiträgen Ehrenmappen zu widmen. In humorvoller Weise hat auch der badische Dichter Heinrich Vierordt seines Freundes gedacht, wenn er ein Gedicht beginnen läßt:

„Baden einbüßte zwar seinen Jähringer,
doch es behielt noch Dich, seinen Beringer“.

Die menschlichen Züge des Verstorbenen haben süddeutsche Künstler der Nachwelt in Bildnissen überliefert. Während eines Besuches auf der Hans Adolf Bühler gehörenden Burg Sponneck entstand ein trefflich gemaltes Porträt Beringers von der Meisterhand dieses warmen Freundes. Willi Münch-Rhe schuf eine vorzügliche Bildniszeichnung, während der Bildhauer Daniel eine Porträtbüste meißelte, die wir unseren Mitgliedern und Freunden in Abbildung vorlegen.

Josef August Beringer ist tot; doch als kostbares Vermächtnis dieses für die Sauberkeit der deutschen Kunst streitenden Kämpfers sind uns seine Sammlungen und seine Schriften erhalten geblieben. Wir bringen abschließend eine Zusammenstellung seiner wichtigsten Veröffentlichungen.

Buchveröffentlichungen

- Geschichte der Mannheimer Zeichnungsakademie. Straßburg 1902.
- Peter Anton von Verschaffelt. Sein Leben und sein Werk. Straßburg 1902. (= Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 40.)
- Kurpfälzische Kunst und Kultur im 18. Jahrhundert. Karlsruhe 1907. (= Baden. Seine Kunst und Kultur. 1. Band.)
- Ferdinand Kobell. Eine Studie. Privatdruck Mannheim 1909.
- Emil Lugo. Geschichte seines Lebens und Schaffens. Privatdruck Mannheim 1912.
- Hermann Braun. Straßburg 1912. (= Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 158.)
- Badische Malerei im 19. Jahrhundert. Karlsruhe 1913. (= Baden. Seine Kunst und Kultur. 4. Band.)
- Hans Thoma. Griffellkunst. Frankfurt 1916.
- Thoma. Der Malerpoet. München 1917. (= Delfin-Kunstbücher 2. Folge, 9. Band.)
- Trübner. Des Meisters Gemälde in 450 Abbildungen. Stuttgart 1917. (= Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben Band 26. Daraus später auch eine Auswahl.)
- Wilhelm Steinhausen. Augenblick und Ewigkeit. Berlin 1918.
- Moritz von Schwind. Leipzig 1920. (= E. A. Seemanns Künstlermappen. Band 22.)
- Türen und Tore in Alt-Mannheim (gemeinsam mit Paul Singer). Karlsruhe 1920. (= Vom Bodensee zum Main.)
- Hans Thoma. München 1922.
- Erhard Josef Brenzinger. Freiburg 1923.
- Hermann Volz. Sein Leben und Schaffen. Karlsruhe 1923.
- Hans Thoma. Radierungen. Vollständiges Verzeichnis der radierten Platten und ihrer Zustände. München 1923.
- Gustav Schoenleber. Karlsruhe 1924.

- Verzeichnis der Graphik von Hans Thoma. Karlsruhe 1924.
- Emil Lugo. Ein deutsches Künstlerleben und Kunstschaffen im 19. Jahrhundert. Karlsruhe 1925.
- Scheffel, der Zeichner und Maler. Karlsruhe 1925.
- Augustin Kolb. Holzschnitte. München-Gladbach 1925.
- Die Malereien von Hans Adolf Bühler im Bürgeraal des Rathauses zu Karlsruhe. Karlsruhe 1926.
- Radierungen von Hans Thoma. Berlin 1927.
- Hans-Adolf-Bühler-Ausstellung. Privatdruck 1927.
- Hans Thoma. Briefwechsel mit Henry Thode. Herausgegeben von Josef August Beringer. Leipzig 1928.
- Hans Thoma. Aus achtzig Lebensjahren. Ein Lebensbild aus Briefen und Tagebüchern, gestaltet von Josef August Beringer. Leipzig 1929.
- Hans Thoma. Von Irdischem und Göttlichem. Herausgegeben von Josef August Beringer. Berlin 1930.
- Hans Thoma. Briefe an Frauen. Herausgegeben von Josef August Beringer. Stuttgart 1936.
- Briefwechsel Hans Thoma und Georg Gerland. Herausgegeben von Sof. Aug. Beringer. Karlsruhe und Leipzig 1938.

Zeitschriftenaufsätze

- Mannheimer Geschichtsblätter, Mannheim: Der kurfürstliche Cabinetts-Porträtmaler Heinrich Karl Brandt, III. Jg., 1902, Nr. 11/12.
- Johann Mathäus v. d. Branden V. Jg., 1904, Nr. 2/3. Geschichte der Mannheimer Besuchskarte, XXXVI. Jg., 1935, Nr. 7/9.
- Aus Ferdinand Kobells Schaffenkreis. Briefe zur Kunst aus der Kolofojzeit. XXXVII. Jg. 1936. Nr. 10/12.
- Mein Heimatland: Zeitschrift des Vereins „Badische Heimat“, Freiburg.
- Hermann Armbruster. 17. Jg., 1930, Heft 3.
- Karl Rabis. 17. Jg., 1930, Heft 8.
- Die Chriakus-Kapelle bei Rothaus. 18. Jg., 1931, Heft 7/8.
- Deutsches Volkstum, „Bühne und Welt“. Monatschrift für das Kunst- und Geistesleben. Hamburg.
- Deutsche Kunstnote. 19. Jg., 1917, 5. Heft.
- Hans Adolf Bühler. 20. Jg., 1918, 1. Heft.
- Hermann Volz in Karlsruhe. 20. Jg., 1918, 2. Heft.
- Edmund Steppes. 19. Jg., 1917, 7. Heft.
- Die Kunst. Monatshefte für Malerei, Plastik und Wohnkultur. München.
- Rudolf Cammifar. 38. Jg., 1937, Nr. 5.
- Klassizismus einst und jetzt, 35. Jg., 1933, Nr. 3.
- Albert Lang. 34. Jg., 1932, Nr. 3.
- Sonnenland, Innsbruck.
- Thoma und die Frauen. 21. Jg., 1932, Heft 20.
- Hans Thoma. 21. Jg., 1932, Heft 2.
- Franz Wilko. 21. Jg., 1932, Heft 13.
- Reclams-Universum, Leipzig.
- Ein Blumen- und Bilder Märchendichter und -maler. Zum 60. Geburtstag Ernst Kreidolfs. 39. Jg., 1923, Heft 18/19.
- Lukas Cranach d. Ae. 39. Jg., 1923, Heft 20/21.
- Die Kunst für alle, München.
- Emil Lugo. 34. Jg., 1918, Heft 5/6.
- Erlebnis-Zeitschrift, Berlin.
- Hans Thoma 1907; Albert Betti 1909; Rudolf Koch 1911; Die Muluskarte 1911; Oskar und Cäcilie Graf 1914; Adolf und Hans Schroedter 1912; M. von Grünwald 1911/12; Franz Hein 1912; Paul Dahlen 1913; Robert Langbein 1913; Th. Schück 1913; Moritz von Schwind; Erlebnis des Schwarzen Peter 1917; Ernst Kreidolf 1917; Josua Leander Gampp 1931.
- Zeitschrift für die Geschichte des Oberheins, Karlsruhe.
- Sakob Friedrich Dyckerhoff. Ingenieur, Architekt, Maler und Daguerreotypier in Mannheim. Neue Folge Band 47. 1934.
- G. J.

Zur Gründungsgeschichte von Stadt und Festung Mannheim

Von Karl Wolf



Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz
Kupferstich von Jakob Granthomme

Die Nachforschungen in den kurpfälzischen Archiven haben Friedrich Walter für seine Geschichte der Stadt Mannheim (S. 117 ff.) nicht genügend Aufschluß über die Umstände, die zum Entschlusse führten, an der Einmündung des Neckars in den Rhein eine befestigte Stadt zu bauen, und über die Personen, auf deren Einsicht und Willen der Bau zurückzuführen ist, gebracht. Nicht dem schwachen, wenig begabten und eifrigen Kurfürsten Friedrich IV. schreibt er die Urheberchaft zu, sondern Fürst Christian von Anhalt, der Statthalter der Oberpfalz und einflussreiche Berater des jungen Kurfürsten, soll in Zusammenhang mit der von ihm unter den evangelischen Fürsten betriebenen Unionspolitik der Urheber des Planes und damit der eigentliche Gründer der neuen Stadt gewesen sein. Als der für den Bauplan verantwortliche Ingenieur gilt ihm der erst nach der Grundsteinlegung berufene Barthel Janson (Bestallung vom 10. Juni 1606, Grundsteinlegung am 17. März desselben Jahres). Die bis jetzt über die für jene Zeit so wichtige kurpfälzische Politik meist von Moriz Ritter veröffentlichten Aktenstücke geben, wenn sie auch in ziemlich starkem Umfange gedruckt worden sind, auch kein klares, umfassendes Bild von den innerpoliti-

schen Zuständen in der Pfalz. Sondern die Aufmerksamkeit des Herausgebers war fast nur auf die Rolle gerichtet, die der Heidelberger Oberrat in der Reichs- bzw. in der internationalen Politik spielte.

Etwas mehr Nachrichten über die der Gründung von Mannheim vorausgehenden Verhandlungen und Bemühungen vermitteln Akten des alten Dillenburgers Archivs, soweit sie auf die Tätigkeit der Grafen Johann des Älteren von Nassau-Dillenburg (1559—1606) und Johann des Mittlern von Nassau-Dillenburg-Siegen (1606 bis 1623) Bezug haben. Welche Bedeutung beide Grafen für die politischen Verhältnisse in der Kurpfalz um 1600 erworben haben, ist in zwei Aufsätzen der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (Jahrgg. 48, N. F. Heft 4 und Jahrgg. 50, Heft 4) an zwei Beispielen gezeigt worden¹). Dem älteren der Grafen war zuzuschreiben, daß i. J. 1592 die von dem Administrator Johann Kasimir eingehaltene politische Richtung entgegen den Bestrebungen der Vormünder des jungen Kurfürsten eingehalten wurde, der jüngere zeichnete sich durch die Organisation des ersten kurpfälzischen Heeres auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht aus. Sie blieben zur Zeit der Regierung Friedrichs IV. die eifrigsten und manchmal auch einflussreichsten Vertreter der von Kurfürst Friedrich III. dem Frommen eingeschlagenen antihabsburgischen Politik, die unermüdlischen Warner vor den schlimmen Absichten der drei Zentren der Gegenreformation, Rom, Madrid und Prag bzw. Wien.

Es ist hier nicht der Ort, um auf diese Beziehungen zwischen Heidelberg und Dillenburg näher einzugehen. Doch mag darauf hingewiesen werden, daß die Grafen umsichtiger, weitblickender und tätiger als ihre fürstlichen Zeitgenossen das von katholischer Seite drohende Unheil frühzeitig erkannten und alles aufboten, um dem Ausbruch einer bewaffneten Auseinandersetzung vorzubeugen, dafür zu sorgen, daß ein Schwert das andere in der Scheide halte. Wenn dies Ziel aber nicht erreicht werden könnte, so sollte doch wenigstens in den Zeiten des Friedens der Krieg genügend vorbereitet sein, damit die Evangelischen nicht wehrlos wie ihre niederländischen Glaubensgenossen von ihren papistischen Feinden „auf die Fleischbank geliefert werden“ könnten. In die Richtung dieser Bestrebungen gehörten die beiden Vorschläge, die Graf Johann der Ältere unter anderen dem Großhofmeister, als die neue Regierung im Jahre 1592 das Ruder ergriffen hatte, machte, nämlich ein aus Landeskindern bestehendes Heer in Kurpfalz zu gründen, und da das Land ohne Festungen sei, das wohl gelegene

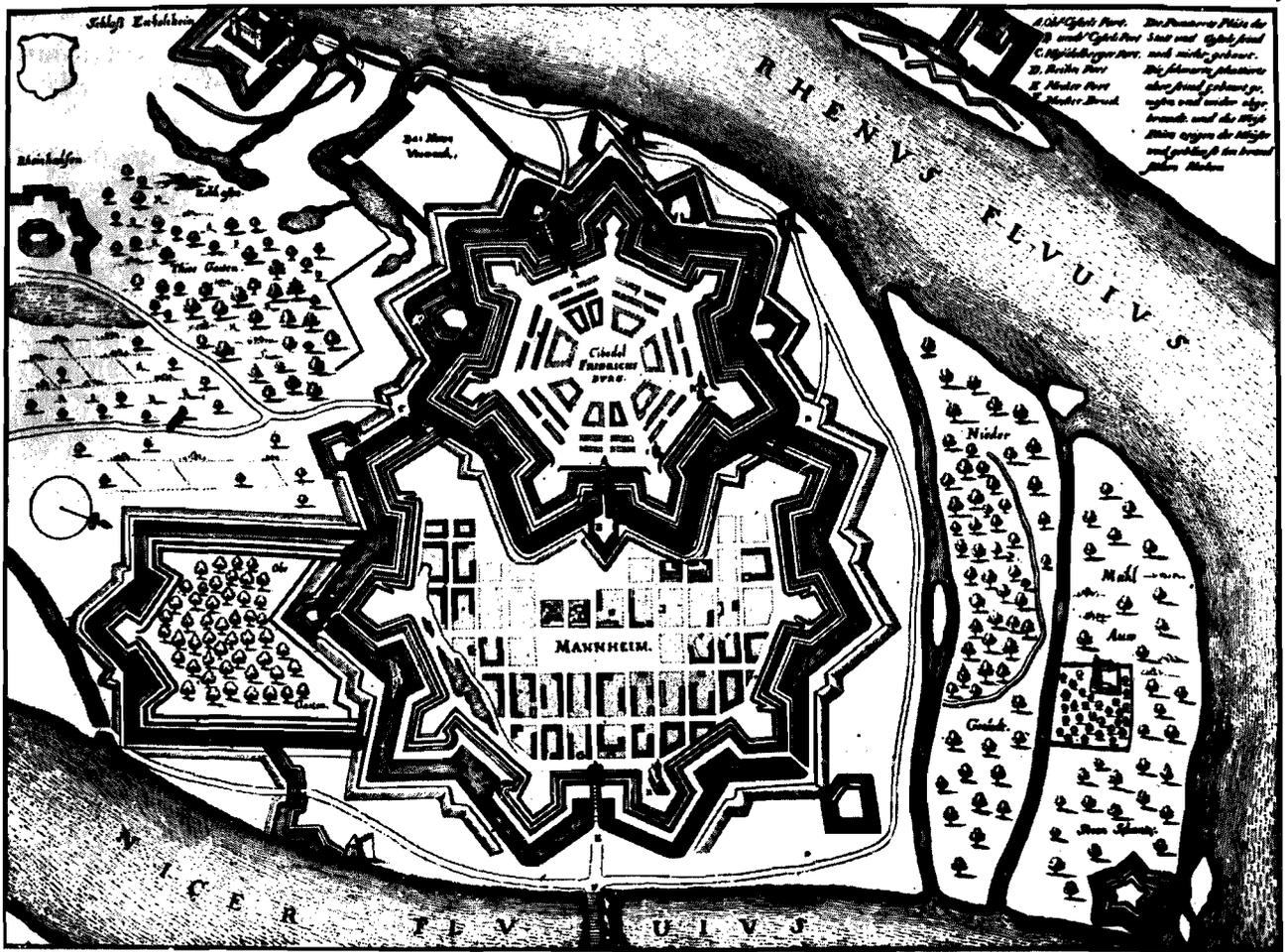
Mannheim wie auch Frankenthal zu solchen Sicherungen der gefährdeten Pfalz, ihr selbst und allen Evangelischen zum Schutz auszubauen. Welchen großen Wert befestigte Städte haben können, hatte der Bruder Wilhelms von Oranien bei wiederholtem Aufenthalt in den Niederlanden und aus dem Verlauf der dortigen Kriegshandlungen entnehmen können, und er selbst hatte trotz seiner bedrängten Vermögensverhältnisse große Summen darauf verwandt, um seine festen Plätze den Regeln moderner, niederländischer Festungsbaukunst gemäß gegen den lange befürchteten Angriff der Spanier zu sichern. Von ihm wird wohl auch sein politischer Kampfgefährte, der kurpfälzische Administrator Johann Kasimir, schon auf die Notwendigkeit, Festungen zu bauen, ebenso aufmerksam gemacht worden sein, wie ihm wiederholt der Aufbau eines jederzeit verfügbaren Heeres von Graf Johann vorgeschlagen worden war. Aber solche auf lange Zeit hinaus berechneten Aufgaben sagten dem impulsiven Herrn weniger zu, und so blieb die Pfalz trotz ihrer gefährdeten Lage auf die langsam von statten gehende Werbung von Soldtruppen angewiesen und das Land offen.

Es war dem Grafen auch nicht gelungen, nach dem Tode des Administrators die unter der Leitung seines Freundes Ludwig von Witgenstein stehende Regierung des jungen Kurfürsten von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß die Kurpfalz starke Verteidigungsmittel, ein stehendes Heer und Festungen bei der bedrohlichen politischen Lage unbedingt besitzen müsse. Die schlechten Finanzverhältnisse des Landes waren kein geeigneter Boden, um solche teuren Unternehmungen aufzubauen. Wenn nun auch die alten Mitglieder des Heidelberger Oberrates nicht zu eifrigen Befürwortern der nassauischen Pläne wurden, so kam dem Grafen Beistand von anderer Seite.

Wie in mancher andern politischen Angelegenheit mußten die beiden Grafen den jungen Fürsten Christian von Anhalt, als er sich nach Beendigung seines ersten Kriegszuges im Jahre 1592 am Heidelberger Hofe aufhielt, für ihre politischen Ansichten zu gewinnen. In den nächsten Jahren wechselten Johann der Mittlere und Anhalt öfters Schriften, um über politische und besonders militärische Angelegenheiten ihre Meinung auszutauschen. In diese Zeit gehört wohl ein undatiertes Briefe Johanns des Mittleren an Anhalt: „Als ich . . . bei dem Kurfürsten zu Mannheim gewesen, haben dieselben Graf Otten von Solms und mir befohlen, den Platz, da der Flecken liegt, und der Neckar in den Rhein läuft, ob er zur Festung dienlich, mit Fleiß zu besichtigen. Wiewohl ich mich vor meine Person vor keinen Kriegsvorständigen oder Ingenieur ausbebe, auch wenig davon verstehe, so habe ich doch derselben Orts die Gelegenheit also beschaffen befunden, daß unserm einfältigen Er-

messen nach solcher Ort vieler Commoditäten halber, wofern nur gute Ingenieurs, deren dann wohl zu bekommen gebraucht und es sonst der Gebühr . . . angegriffen würde, sehr nützlich und dienlich zur Festung gemacht werden kann; weil denn nebst Gott dies der vornehmsten Mittel eins ist, Land und Leut zu defendieren, sonderlich weil die Pfalz weniger als andere dergleichen oder auch wohl geringern Stands darmit versehen und ein solches in vielem Wege zu größerem Gedanken Ursache gebe, so wollen Euer Gnaden, als die bei ihrer kurfürstlichen Gnaden mehr dann andere vermögen, die Sache dahin dirigieren helfen, damit sowohl ihre kurf. Gnaden als auch allen andern evangelischen Ständen zum besten ein Anfang zu einem solchen christlichen, löblichen, hochnotwendigen Werk, gemacht und nicht lange damit verzogen werden möchte.“ (Haag, königl. Hausarchiv.) Im Jahre 1597 übersandte der Graf dem Fürsten eine Kopie des Plans für die unter seiner Leitung entstehende Emigrantenstadt Neu-Sanaa. Der Grundriß war von einem niederländischen Ingenieur entworfen, und die nach ihm erbaute Stadt mit ihren rechteckig aufeinanderstoßenden Straßen war die erste einer Reihe von solchen nach niederländischem Kolonialstil erbauten, mit nach dem Tenaillesystem angelegten Wällen gesicherten Städten, zu denen auch Mannheim später gehören sollte. Den Fürsten interessierte der Plan so sehr, daß er den Freund um Mitteilung des Namens des Herstellers bat, um ihn seinem Herrn zu empfehlen.

Der kurfürstliche Hof befand sich damals in der Oberpfalz, deren Statthalter Fürst Anhalt war. Nach der Rückkehr des Kurfürsten von dort nach Heidelberg im Beginn des Jahres 1598 erwachte in dem unruhigen, sich stets nach Abwechslung sehenden Landesherrn der Wunsch, sich in dem Heimatlande seiner Gattin, in den Niederlanden, um zu sehen, das dortige Kriegswesen kennen zu lernen. Deshalb erging an den in engen Beziehungen mit den niederländischen Heerführern stehenden Grafen Johann den Ältern die Bitte um Mitteilung von Gründen, mit denen diese Reise vor den abratenden Mitgliedern des Oberrates vertreten werden könnte, ferner wie die Reise am besten bewerkstelligt werden könnte, ob die Mitnahme von 60 000 Gulden für eine Reisegesellschaft, die aus dem Kurfürsten, seiner Gattin und einer Schwägerin, sechzig Grafen und Adligen, sowie einem Gefolge von etwa 200 Reifigen bestehen sollte, genüge. Es war weiter zu bedenken, ob der Landweg genommen werden sollte oder ob Schiffe beschafft werden müßten. Der Befragte war zunächst sehr erfreut, daß ein zu seinem politischen Programm gehörender, schon im Jahre 1592 gemachter Vorschlag endlich ausgeführt werden sollte. Denn eine engere Verbindung zwischen der Kurpfalz und den Generalstaaten, die durch eine solche Begegnung mit den



Grundriß der Festung Friedrichsburg und der Stadt Mannheim
 Kupferstich aus der „Topographia Palatinatus Rheni“ von Matthäus Merian 1645.

maßgebenden Personen im Haag gefördert werden könnte, würde dazu dienen, den Kampf gegen den gemeinsamen papstlichen Feind mit mehr Aussicht auf Erfolg zu führen. Außerdem aber würde der junge Kurfürst sich in militärischen Dingen über die Aufstellung einer Schlachtordnung, über den Festungsbau unterrichten können, sein Eifer für solche Angelegenheiten würde vermehrt werden. Wie einige Leute aus der Umgebung des Kurfürsten, so erfüllte auch den Grafen der Wunsch, diese Reise möchte auf den unbeherrschten, nur auf sinnlichen Genuß bedachten, seine Regierungsgeschäfte vernachlässigenden Landesherrn bessernd einwirken, ihn seiner Aufgaben bewußt werden lassen.

Was ihm nicht gefiel, war die geplante große Aufmachung der Reise, für die die angelegte Summe viel zu klein sein würde, die schnelle Ausführung des Planes, da nach seiner Ansicht ohne genügende Vorbereitung der politische Zweck nicht erreicht werden könnte, und die Mitnahme der Prinzessinnen, da ihre Anwesenheit viele Hindernisse mit sich bringen würde. Bedenklich war

auch, daß der Kurfürst wegen freien Durchzugs an den Kardinal-Erzherzog Albrecht, den spanischen Befehlshaber in den Niederlanden, schreiben mußte. Der im Haag weilende Sohn des Grafen, Johann der Mittlere, riet auf Anfrage dringend davon ab, die Reise zu unternehmen, bevor die Generalstaaten festgelegt hätten, welche Unternehmungen im Felde im Sommer vorgenommen werden sollten. Es sei zu empfehlen, nur mit kleinem Gefolge sich hinunterzugeben. Diese Antwort vermehrte die Bedenken, die dem älteren Grafen inzwischen wegen dieser Reise aufgestiegen waren. Wie leicht konnte es bei dem „in Extremen und Erzessen sich bewegenden Benehmen“ des Kurfürsten geschehen, daß ein „Auf-front“ vorkam, daß der Herr des Weinlandes, der seit einiger Zeit „ans Sauffen geraten“ war, der ganze Nächte hindurch mit Tanzen hinbrachte, oft unbeherrscht sich äußerte, mehr verdarb als nützte, daß dieser Besuch anstatt mit einem Erfolg einen großen, nicht wieder auszugleichenden Schaden und Schimpf verursachte! Deshalb riet er dem „Gewatter“, wie der sonst peinlich auf Wahrung der Form

bedachte Herr den Neffen wegen seines unerfreulichen Betragens betitelte, von der Ausführung seines Vorhabens in diesem Jahre ab und ermahnte ihn, sich erst genügend für ein solches Unternehmen vorzubereiten, über die Aufgaben, die der Regent eines Landes gemäß seines von Gott ihm übertragenen Amtes zu erfüllen habe, nachzudenken und sie zu erfüllen.

Konnte nun der Kurfürst, da die Reise unterblieb, nicht aus dem Augenschein das niederländische Festungswesen kennen lernen, so wurde ihm doch in diesem Jahre der erste Plan zum Bau der Festung Mannheim vorgelegt. Johann der Mittlere hatte bei der Anwesenheit im Lager des Prinzen Moriz von diesem den Kapitän Lennep erbeten, daß er sich nach Heidelberg begeben und dort die Regierung berate. Denn inzwischen war allen Räten dort klar geworden, wie nötig eine bessere Sicherung des Landes sei. Die Spanier waren im September auf deutschen Boden am Niederrhein vorgebrungen, hatten die schutzlosen Lande des Herzogs von Jülich, auch die des Erzbischofs von Köln überzogen, die Einwohner in bekannter spanischer Art drangsaliert, ihnen ihre Lebensmittel und ihr Gut genommen. Die deutschen Reichsstände, uneinig und unentschlossen wie immer, hatten sich nicht aufraffen können, die vorgesehene Kreishilfe aufzubieten, und es war zu befürchten, daß die Eindringlinge, durch das Versagen der Deutschen kühn geworden, weiter den Rhein hinaufzögen, nach Mittel- und Süddeutschland vorbrechen würden. In dieser Zeit der schlimmsten Befürchtungen, da der Kurfürst wie andere Fürsten schon an Flucht aus seiner Residenz dachte, erkannte man, wie berechtigt die oft wiederholten Warnungen und Mahnungen des Nassauer Grafen waren, die Landesverteidigung zu organisieren, und der Kurfürst erbat sich sogar den bisher in den Diensten des Grafen beschäftigten Wasserbauingenieur Wessel, der auch im benachbarten Württemberg die Wasserläufe in Ordnung gebracht hatte, damit er auf dem Rheine einige Galeeren nach niederländischem Muster baue.

Als die Urlaubszeit des Kapitäns Lennep vorüber war, erhielt er den Auftrag, auf seiner Rückreise in Dillenburg vorzusprechen. „Es hat gemeldeter Kapitän Lennep“, hieß es in dem Kreditiv des Kurfürsten für ihn, „einen Abriß oder Entwerfung bei sich, wie uns vorgeschlagen worden ist, ein Dorf in unserm Land, hart an dem Rhein gelegen, das Mannheim genannt wird, zu besetzen. Demselben haben wir aufgetragen, Dir solchen Abriß zu zeigen, von Gelegenheit des Orts Bericht zu tun und Deinen Rat auch Vorschlag darüber zu vernehmen. Gesinnen daher, freundlich, Du wolltest ihn ohnbeschwert anhören und entweder uns selbst derwegen Deine Meinung zuschreiben oder ihm, daß er es künftig

verrichte, vertrauen. Darin geschieht uns freundliches Gefallen, seind es freundlich zu erkennen erbietig.“

Die Antwort auf diese Schickung lautete: „Soviel sonst, gnädiger Herr, den Abriß, welchen berührter Kapitän Lennep von dem Dorf Mannheim bei sich haben tut, da ist nicht ohne, daß viel vornehmer Leut sich oftmals darüber bekümmert und höchlich verwundert, daß Euere kurfürstliche Gnaden so gar keinen Ort von Bequemheit nach Anstellung und Verfassung in dero Kurfürstentum haben, da sie samt dero Gemahlin, junger Herrschaft, Land und Leuten in Notfällen ihre Zuflucht nehmen und sich und die Ihren nebst Gott für unbilliger Gewalt schützen und schirmen, zu geschweigen, dero benachbarten Herren, Freunden samt andern Ständen und Gliedern des Reichs die hilfreiche Hand bieten und also ein Schwert durch das andere in der Scheide halten, sondern auch ihre Reputation und Autorität vermehren und je länger desto mehr fortsetzen können; da es doch Gott Lob an Occasionen nicht mangelt. Inmaßen dann auch unter andern Orten zu Mannheim, soviel daselbig ich vor eslich zwanzig Jahren gesehen, auch von Kriegsverständigen rühmen gehört, eine solche gewünschte Gelegenheit haben, daß Sie daselbsten eine gewaltige royal Festung machen und dieselbe gar innert einer gar kurzen Zeit, sofern es mit Rat, guter Ordnung und Vorsehung fürgenommen und das Landvolk, wie wohl geschehen könnte, willig gemacht und erhalten würde, à la de Francer vermittelst göttlicher Gnaden so weit zu bringen, daß man sich darin, bis mit der Zeit gar verfertigt wird, wohl sollte behelfen und verteidigen und wehren können.“

Diesem Hinweis auf die Bedeutung des zu unternehmenden Werks schließt sich eine Kritik über die begangene Unterlassung an. Es wäre gut gewesen, wenn der Kurfürst diese und andere wichtige Sachen hätte bezeiten erwägen lassen, ungezweifelter Zuversicht würde er sich dann jetzt viel anderst befinden und sein Land wäre vor einem Einfall der Spanier sicher. Es folgen dann lange Ermahnungen, sich eines christlichen Regenten würdig zu erzeigen, sonst werde ihn und sein Land Gott für vielfältig begangene Sünde mit gemeinen Landstrafen wie Krieg entgelten lassen. Dann hülfs auch Rosse und Wagen und Reifige nichts. Vornehmlich solle er mit dem rohen, wilden, gott- und sinnlosen Leben und unter anderm mit dem gefährlichen Volltrinken, verächtlichem, unzeitigem Tanzen, Hüpfen und Springen Gott nicht verspotten, sondern wie es billig sei zu dieser schweren Zeit, traurig mit den Traurigen sein.

Aber so schnell, wie der Graf es wünschte, wurde auch jetzt weder eine provisorische Befestigung angelegt, noch beschlossen, den Entwurf Lenneps auszuführen. Immerhin wurde wenigstens unter dem Eindruck der Gefahr das eine Mittel, das von

Nassau seit langem vorgeschlagen war, an die Hand genommen: Johann der Mittlere wurde als Generalleutnant vom Kurfürsten bestellt und ihm die Organisation des Landrettungswerkes in der Kurpfalz übertragen, während Anhalt dies Werk mit Hilfe eines nassauischen Kapitäns in der Oberpfalz durchführte. Noch einmal hatte Fabian von Dohna, dem es gelang, im Gegensatz zu Großhofmeister und Kanzler beim Kurfürsten den Beschluß durchzusetzen, daß die Landrettung gegründet werden sollte, am 28. August 1599 dem jüngeren Grafen zusammen mit seiner Bestallung den Entwurf zum Festungsbau zugesandt mit der Bitte, ihn nach Prüfung wieder schnell zurückzusenden, da sein gnädigster Herr mit Verlangen darauf warte.

Jahre vergehen dann, bis der Plan, Mannheim zu befestigen, wieder auftaucht. Inzwischen hatte der Kurfürst zu Beginn des Jahres 1604 auf Drängen Kullmanns, der sparen wollte, aber es am unrechten Orte tat, den General der Landrettung und einen Teil der Kapitäne ohne Dankagung aus seinem Dienste plötzlich entlassen, um einige tausend Gulden durch Verminderung der militärischen Lasten weniger auszugeben. Die Unionsverhandlungen, die im Jahre vorher unter eifriger Anteilnahme des Grafen Johann des Mittlern gepflogen worden waren, hatten kein Ergebnis gebracht, aber ebensowenig die darauf durch Fürst Christian von Anhalt versuchte Annäherung an den Kaiser. Durch Beweise neuer Zuneigung war der Graf wieder an den Heidelberger Hof gezogen worden, und auf seine Verwendung hin entsandte Prinz Moriz wieder einen Ingenieur, der wegen der Befestigung Mannheims, die jetzt Tat werden sollte, Rat erteilen konnte. Anfang April 1605 hatte der Kurfürst den Grafen nach Heidelberg kommen lassen, um mit ihm wegen der Festung Mannheim und des Ausschusses zu sprechen. Die beiden Nassauer Grafen empfahlen, einen tüchtigen Ingenieur, der auch ihnen bei ihren Befestigungen als Ratgeber gedient hatte und der wegen seiner Lebensumstände leicht seinen Wohnort aufgeben könnte, den Schultheißen von Gorkum, Corput, in kurpfälzische Dienste zu ziehen. Dieser aber kam nicht, sondern der Prinz entsandte einen Abligen, Rijswijk, der sich zunächst nach Dillenburg begab und die technischen Schwierigkeiten mit den dortigen Grafen besprach, besonders „wie da zu bauen, da das Wasser sehr tief und solche Orte untergräbt, zu remedieren und zu helfen“. Die Bekanntschaft mit diesem Ingenieur rührte aus der Zeit her, da der ältere Graf Statthalter in Gelderland (1578—1580) gewesen war und ihm die Befestigung der dortigen Städte übertragen hatte.

Ueber die sonstige Tätigkeit des Johann von Rijswijk haben die Rijsgeschiedkundige Publicatien bis zum Jahre 1599 hinreichenden Aufschluß

gebracht. Ihn hatte Prinz Moriz von Oranien als Ingenieur und Kriegsbaumeister, aber auch als Musterungskommissar verwandt. Im Jahre 1586 wurde der Plan für die Befestigung von Ziel und Woudrichen von ihm entworfen, der im nächsten Jahre als Ergouverneur und Generalfortifikationsmeister begegnet. Im August 1593 beschloffen die Generalstaaten, ihn nach Steenberg zu entsenden, damit er einen Plan für ein Fort entwerfe. Als Visitator für die Festungen wurde er wiederholt gebraucht. In den letzten Jahren des Jahrhunderts wurden ihm noch die Aufgaben gestellt, den Entwurf für ein Fort bei Saafingen und für Verstärkungen von andern festen Plätzen auszuarbeiten.

Die von Rijswijk entworfenen, vielleicht auch nur verbesserten Pläne für Mannheim gefielen den nassauischen Grafen so gut, daß sie ihrem nahen Verbündeten, dem Grafen Wolf Ernst von Isenburg, empfahlen, den Ingenieur zu ersuchen, daß er ihm für die Befestigung seiner gleich wie Mannheim tief am Wasser gelegenen Stadt Offenbach Pläne entwerfe. Wenn der Niederländer am Heidelberger Hofe aber unabhömmlich sei, einen in seiner Begleitung befindlichen deutschen Abligen, der sich auch auf Fortifikationsfachen verstünde, zu sich kommen zu lassen. Dieser könne dann den Augenschein in Offenbach einnehmen und dem Rijswijk Relation und Bericht tun.

Die Pläne des Niederländers für die Befestigung an der Neckarmündung wurden dann Anfang Januar des Jahres 1606 einer wichtigen Versammlung vorgelegt. Kurprinz Johann Sigismund von Brandenburg war Ende des vorigen Jahres nach Heidelberg gekommen, um durch die Verlobung seines ältesten Sohnes mit einer Tochter des pfälzischen Kurfürsten ein engeres politisches Zusammengehen zwischen Friedrich IV. und sich einzuleiten. Die im Jahre 1603 steckengebliebenen Verhandlungen wegen Abschlußes einer protestantischen Union wurden wieder aufgenommen, die militärische Sicherung des neuen Bündnisses erwogen. Als wichtiger Punkt gehörte hierzu die Befestigung Mannheims. Deshalb beschied der Kurfürst den Grafen Johann den Mittlern am 1. Januar auf den nächsten Montag oder Dienstag „gleich angesichts dieses Schreibens und ohne Saumsal, weil Anhalts und Ansbachs Liebden sehr wieder zurückeilen“ nach Heidelberg, um „vor dero Abreisen den Grafen des Mannheimer Baus halben insgesamt zu hören“. Bei dieser Besprechung zwischen dem Kurfürsten, dem Kurprinzen, dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach und dem Fürsten Christian von Anhalt haben wohl die Pläne des Ingenieurs Rijswijk vorgelegen, wie mit Sicherheit angenommen werden darf. Sie werden dann von dem im Juni des Jahres 1606 angekommenen Festungsbaumeister Janson ausgeführt worden sein. (Dieser war später in Diensten des Landgrafen

Moritz von Hessen [um 1618] und befestigte Rheinfels, St. Goar und Hohenstein im Taunus.)

Da im März der Grundstein zum Bau der Festung gelegt wurde, so erlebte Graf Johann der Ältere kurz vor seinem im November 1606 eingetretenen Tode noch die Genugtuung, daß der Ort, den er zum erstenmal vor etwa vierzig Jahren kennengelernt hatte, als er hier seinem aus Frankreich im Jahre 1569 zurückkehrenden Bruder, dem Prinzen Wilhelm von Oranien, begegnet war, befestigt wurde, wie er es zuerst im Jahre 1592 gefordert hatte. Noch wenige Tage vor seinem Ableben sandte er eine dringende Warnung nach Heidelberg, da ihm wiederholt das Gerücht zu Ohren gekommen war, die Spanier planten einen Ueberfall auf Mannheim, weil ihnen dort eine Geldsendung arretiert und vorbehalten worden sei. Wenn auch sein Sohn schon wiederholt deswegen nach Heidelberg geschrieben habe, so wolle er es doch noch einmal tun, da *superflua tutela non noceat*, man nicht genug Schutzmaßregeln treffen könne.

Die Anlage Mannheims gliedert sich ein in die Bemühungen des Grafen Johann, die Vorteile, die die höher entwickelte Kultur der Länder an der Mündung des Rheins zu bieten hatte, den Gebieten am Mittel- und Oberlauf des Stromes zugute kommen zu lassen, einen Ersatz zu schaffen für

den Verlust an Menschen, den das wagemutige Unternehmen seines Bruders in den Niederlanden durch den Zuzug deutscher Söldner den mittel-deutschen Gebieten verursacht hatte. War es sein Bestreben gewesen, wenn die Niederlande nicht wieder enger ans Reich gebracht werden könnten, wenigstens ein Bündnis zwischen diesen Vorkämpfern der Reformation und den deutschen Protestanten zustande zu bringen, und hatte er erreicht, daß die Kurpfalz dadurch an dem Kampfe gegen Spanien als katholische Vormacht sich beteiligte, daß sie den Niederländern Subsidien für ihre Feldzüge zahlte, so ging auch die Sicherung des mitteldeutschen und süddeutschen Protestantismus durch zwei nach niederländischer Festungsbaukunst angelegten Festungen, Hanau und Mannheim, auf seine Einsicht und seinen wiederholt gegebenen Rat zurück. Daß nur jene dem Ansturm der Feinde mit Erfolg standhielt, diese sich aber ergeben mußte, war nicht in dem Mangel der Befestigung begründet, sondern an den Fehlern der Besatzung.

Anmerkungen:

¹⁾ Sicherung des reformierten Bekenntnisses in der Kurpfalz... Von der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Kurpfalz um 1600.

Quellen: Staatsarchiv Wiesbaden, Abt. 170. Korrespondenzen der Jahre 1579, 1592, 1598, 1599, 1604, 1605.

Mannheimer Schauspieler-Briefe

Mitgeteilt von Hans Knudsen

Die klassische Zeit des Mannheimer Nationaltheaters ist für die wesentlichen Träger ihres schauspielerischen Stils, also für Iffland, Beck, Veil erforscht und dargestellt. Aber gerade weil die Arbeiten von Kliever (1937), Knudsen (1912), Wisig (1927) auf die Schauspielkunst und ihre wissenschaftliche Erkenntnis in erster Linie, auf die Festhaltung der biographischen Einzeltatsachen viel weniger bedacht sind, lohnt es sich immer noch und immer wieder, Mannheimer Schauspielerbriefe durchzusehen, weil sie Ereignisse im Lebensablauf klären, auf die eine monographische Darstellung mit anderen Zielen gut und gern verzichten kann.

Durch die Freundlichkeit von Herrn Direktor Dr. G. Jacob konnte ich große Bestände der Brief-erwerbungen des Mannheimer Theatermuseums aus den letzten Jahren durcharbeiten und gebe eine kleine Auswahl hier wieder, soweit die Briefe interessant sind für den einzelnen Schauspieler oder den Betrieb des Mannheimer Theaters von irgendeiner Stelle aus beleuchten.

I. Joh. David Veil (1754—1794)

Die Ehe von Joh. David Veil, die er am 9. Oktober 1787 mit Luise Ziegler, einer Schwester der jung verstorbenen Karoline Beck, schloß, ist glücklich gewesen. Sehr innerlich und bedacht ist der Brief, den Veil am Tage vor der Hochzeit schrieb, und den Erich Wisig in seiner Veil-Monographie S. 25 anmerkungsweise erwähnt. Er lautet: „Auch ohne das Sakrament der Ehe, meine Luise, schwur Dir mein Herz bey meinem Entschluß, mein Schicksal an das Deine zu ketten, ewige Liebe und Treue. Die morgende Feyerlichkeit am Altar versichre Dich dessen nochmals im Angesicht des Erforschers unsrer Herzen. Dein Herz, das untrüglich durch Deine labende Bildung spricht, zog mich an sich, und treu werd ich durch alle Wege des unvorausehenden Schicksals an Dir hangen, biß uns der Tod trennt. Laß uns ja alles fliehen, was Gift in stille Zufriedenheit, und wechselseitiges Zutrauen streut, denn — beherzige dieß tief, meine Liebe, daß die grausamsten Schläge des Verhängnisses,

die oft heisse Seelen Leiden verursachen, und gute Ehen unvermeidlich treffen, sanft zu ertragen sind, wenn das mittheilende Herz nicht durch verlarvte Nattern mit affectirter Gefühleley vergiftet wird. An unseren Schwachheiten laß uns täglich mit Zutrauen, Liebe und Achtung bessern, damit nie ein entehrender Fehltritt unsre Herzen entzweye. Ich werde wach und thätig seyn, daß meine Ehre und mein Name unvergeßlich sich erhalte. Und so Mädchen, wirf Dich ruhig in die Arme eines Mannes, der Deine Tugend zu schätzen weiß, und der augenblicklich entschlossen seyn kann, Kränkungen, die Deine Glückseligkeit oder guten Namen verletzen könnten, mit dem Verlust seines Lebens zu rächen.
Dein Veil."

Von einem Gastspiel aus, das Veil am Hofe des theaterbegeisterten Herzogs Ludwig von Saarbrücken gab, schreibt er ausführlich und oft nach Haus. Draftisch kommt die Freude an Weib und Kind in einem undatierten, aber offenbar in den August 1788 gehörenden Brief zum Ausdruck: „Siehst Du Alte, wie lieb ich Dich und Deinen Rickern habe, so eben wollte der Fürst an Dalberg schreiben, daß er mir noch 12 Tage Urlaub gebe mit nach Meß zu reisen, wo ein Lustlager von 20 000 Mann ist, aber ich schützte alle Unmöglichkeiten vor. Ich bin so glücklichen Humors hier, daß ich allemal dem Fürsten visavis sitzen muß, um mich mit ihm über alles lustig zu machen. Es geht mir hier gar nicht übel . . . und doch scheiß ich auf alles, da ich des Vergnügens entbehren muß, Dich und Rickern nicht hier zu haben, daher hab ich fest beschloßen, Donnerstags als den 28 wahrscheinlich auch hinter die Ohren zu schlagen. Das Bett muß überzogen seyn und die Stube gewaschen sonst feht es Feigen [?!].“

Das Urteil, das Veil über die im Theater mitwirkende Hofgesellschaft und über den verlogenen Schranzenton fällt, ist vernichtend. In dem Brief, dessen Anfang (über Veils eigene erschütternde komische Wirkung) Wisig S. 63 abdruckt, heißt es: „Der Fürst spielt mit viel Geschmack, so wie er überhaupt durchgängig viel Geschmack und einen tiefen Blick in alles hat. Aber die Krrftin? Mich soll der Teufel holen, wenn nicht eine von den berühmtesten Germänninnen die Fürstin besser vorstellten, nun denk Dir sie als Aktrize? Kurz Sie dürft in Mannheim nicht in der weißen Schlange auftreten — aber daß ich kein Narr wär und nicht göttl.! unnachahmlich! mitschrie? So ein unverschämtes Chor von Speichelleckern und ausgepeitschtem Hofgeschmeiß kannst Du Dir nicht vorstellen — ich wollte doch lieber unter der niedrigsten Klasse von Komödianten ein Jahr leben als hier unter dem ängstl. Luderzeug.“

Auch aus einem viel späteren Brief aus Frankfurt, 4. Oktober 1790, spricht die schöne Bindung



Johann David Veil
Stich von D. Berger 1784
nach dem Gemälde von F. Defele

an Haus und Heim: „Abends giengen wir ins französische Schauspiel und sahen Figaro, der Graf und Figaro spielten fürtreflich, das übrige gefiel mir nicht. Heut und so eben hielt der Kayser seinen Einzug, alle Pracht der Welt war hier unter dem Gewühl von Millionen Menschen zu sehen, es betäubt die Sinne und macht, daß man sich wieder nach seiner Heimath sehnt.“

Trotzdem hat Veil wiederholt versucht, ein anderes Engagement zu bekommen, so 1789 durch Verhandlungen mit Brockmann für Wien („Herr Brockmann ist durch seinen Antrag, mich für das Wiener National Theater zu engagieren, meinem sehnlichsten Wunsch zuvorgekommen“); so 1794 durch Uebersendung seiner dramatischen Arbeiten an König Friedrich Wilhelm II. von Preußen für Berlin. Auf das Dankschreiben des Königs aus Posen, vom 26. Mai 1794, weist Erich Wisig S. 56 hin. Das Schreiben Veils an den König ist weder im Brandenburg-Preussischen Haus-Archiv in Charlottenburg noch im Geh. Staatsarchiv in Dahlem zu finden.

Der folgende, kürzlich erst erworbene Brief Veils an den Verleger G. J. Göschen darf um so mehr Interesse voraussetzen, als Wisig die Beziehungen zu Göschen gar nicht erörtert. Ob Veil wieder ein-

Mannheim d. 11ten Novbr

Liedlich mein Gönner der Götter ist der
Wechsel a 300 fl. d. 11ten angelangt, für dessen
Besorgniß ich Ihnen gehorsamst danke. Anfern
guten Iffland hab ich nicht mit der
Gefälligkeit, mir unterdessen zu helfen, ängstigen
wollen. Iffland macht Aufwand, und seine Güte
ist von so unzählich Angl. immer belagert, so daß
er selten Geld — viel weniger so eine Summe auf-
treiben sollte. Sobald die sämtl. Stücke die Presse
verlassen haben, verlaß ich mich auf Ihr gütiges
Versprechen, daß ich sogleich einige Ded. [ikations]
Expl. von Ihnen erhalte. Wenn meine Gesundheit
hergestellt ist, arbeite ich wieder, und ich hoffe, daß
Sie ebenfalls für das Unterkommen dieses noch
schlafenden Embionis sorgen werden.

Ich bin voll Achtung und frommst
Ihr
gehorsamster
David

Johann David Veil

Brief an den Verleger G. S. Göschen. Aus dem Theatermuseum der Stadt Mannheim

mal in Geldverlegenheit war, in die ihn seine Spiel-
leidenschaft immer wieder stürzte, und um welches
Stück (und damit um welches Jahr) es sich bei dem
Brief handelt, ist nicht zu sagen; er ist nur mit
12. November datiert. „Endlich, mein theuerster
H. Göschen, ist der Wechsel a 300 fl. d. 11ten an-
gelangt, für dessen Besorgniß ich Ihnen gehorsamst
danke. Anfern guten Iffland hab ich nicht mit der
Gefälligkeit, mir unterdessen zu helfen, ängstigen
wollen. Iffland macht Aufwand, und seine Güte
ist von so unzählich Angl. immer belagert, so daß
er selten Geld — viel weniger so eine Summe auf-
treiben sollte. Sobald die sämtl. Stücke die Presse
verlassen haben, verlaß ich mich auf Ihr gütiges
Versprechen, daß ich sogleich einige Ded. [ikations]
Expl. von Ihnen erhalte. Wenn meine Gesundheit
hergestellt ist, arbeite ich wieder, und ich hoffe, daß
Sie ebenfalls für das Unterkommen dieses noch
schlafenden Embionis sorgen werden.“

II. Heinrich Beck (1760—1803)

Von den Briefen Heinrich Beck's ist für den
ersten der Empfänger nicht bekannt und auch nicht
zu erschließen. Ebenso wenig kann man in das, was
besprochen wird, eine Klärung zurückkonstruieren.
An Intrigen hat es in jenen Schriftstellerkreisen
nicht gefehlt, zu denen Dr. Georg Christian Römer,
Oberbergamtssekretär in Mannheim, Verfasser eini-
ger Theaterstücke, gehörte und auch der Exjesuit An-
ton von Klein, der, mit der Gründung der „Deut-
schen Gesellschaft“ in Mannheim engstens verbun-
den, als Schriftsteller („Günther von Schwarzburg“
mit der Musik von Holzbauer u. a.) nicht eben an-
gesehen war und sich später dem Verlagswesen zu-
wandte.

„Mannheim, den 16ten August 1788.

Ich bin unendlich erfreut, daß Ew. Wohlgeb.
meine Absicht nicht verkannt haben! Ich konnte den
Gedanken nicht ertragen, daß ein so allgemein ge-



Karoline Beck geb. Ziegler

Kupferstich von H. Sinzenich nach dem Gemälde von Desele



Heinrich Beck

Gezeichnet und gestochen von Franziska Schöpfer

schäzter Mann, nur einen Augenblick glauben dürfte, es könnte irgend etwas eine Schrift gegen ihn veranlassen; als niedrige Rachgier oder gedungene Helfershelfer. Dieser Römer hatte die Unverschämtheit, sich für unpartheiisch und unabhängig vom berüchtigten Klein, auszugeben; da mir nun das Gegentheil zu gut bekannt ist, wollte ich diesen gedungenen Schmierer entlarven. Ich erzählte Thatsachen, man konnte die nicht wiederlegen, oder in diesem Falle hätte ich mich genannt.

Ich ehre indeß den Vorsatz, diese Insekten ganz zu verachten! die, unter der Fahne ihres erzgroben Anführers Stack, gerne genannt seyn möchten. Was versucht ein Schwachkopf nicht, der gerne von sich sprechen machte!

Hierbey habe ich die Ehre Ihnen die benannten Schriften zu übersenden. Sie waren hier völlig unbekannt, so wie sie überhaupt bleiben werden. Die Römersche Schmiererey ist nur im Verlage des Nachdruckers Klein zu haben; ein Beweis mehr, gegen die gerühmte Unpartheiligkeit ihres seyn sollenden Verstoßers.

Ein lächelnder Schmeigelnder Erjesuit, sucht meine Freundschaft auf alle Weise; die Neugierde lockt mich; doch bin ich gewafnet, und — entdeck ich eine versteckte Absicht, so werde ich ihn entlarven. Dieß ist die Ursache warum ich mit meinem Namen vor der Hand an mich hielt.

Ich betraure, daß ich nicht im Stande seyn kan, Ihnen meine Ergebenheit so zu bezeigen; wie ich sie fühle!

Nehmen Sie noch einmal die Versicherung meiner unbegrenzten Verehrung!

Ew. Wohlgeb.

ergebenster Diener

Heinrich Beck."

Die beiden Briefe an den Leiter des Breslauer Theaters, Kammersekretär Streit, führen in die Engagementsorgen des Direktors Beck hinein. Die Verhandlungen haben zu keinem Abschluß geführt. Zimmermann blieb; er war im April 1801 erst gekommen, mußte dann aber im Januar 1803 entlassen werden, weil seine Trunksucht die „Würde des Hoftheaters“ wiederholt verlegt hatte. Beck nahm also den Mund etwas voll, wenn er von festem Abschluß nach Hannover sprach. Mit Leißring muß Beck dann doch wohl noch einig geworden sein; denn ein Aktenstück des Theaters zeigt, daß Dalberg den von Beck getätigten Vertrag mit Leißring für ungültig erklärte. Die Aufgabe, das Mannheimer Theater zu reorganisieren, ist Beck nicht gelungen. Der erste Brief an Streit ist datiert: Mannheim, den 4. Aug. 1801. „Den Pflichten zufolge, welche mir Ihr edles, offenes Benehmen auferlegt; melde ich Ihnen: daß ich von Ihrem Tenoristen und Ersten Liebhaber, Herrn Leißring Briefe erhielt (sowohl als Dir. des Münchner als des hiesigen Hoftheaters), welche Engagementsgesuche enthielten. Er scheint dort auf Ostern abzugehen, ernstlich gesonnen. Ich lehnte vor Hand sein Anerbiethen ab und melde Ihnen dieß ...

Der erste Bafist bey Ihnen, Herr Neugebauer, wird hoch gerühmt! nach meiner Pflicht und Absicht — der Vervollkommnung unserer Bühne, müßte ich ihm glänzende Anerbiethungen machen. Haben Sie die Güte, mir bald offen und bestimmt darüber zu schreiben!“

Der nächste Brief ist geschrieben am 24. September 1802:

„Vorgestern kam ich von einer beschwerlichen Reise zurück. Gestern schrieb ich den Herrn Julius und Leißring die höchst schmeigelhaften Aussichten, welche das hiesige Theater nun erhalten hat! hielt

Edlung, hanculus,

Mannheim den 4 August 1801

Myofgubfenn.

Geizig vorgefunden in Gnad

Aberrant ein. Inffrit. Von Hliffen ziffoz. welf. ein. In and
offne hanculus aufgelegt; malde in Ofen: eaf in von Ofen
Anonifone und fofen hanculus, Gnad. Liffing hanculus
(Hoffe ad Die: ad Mungus ad ad fiffingus Goffnatur) welfe
Paragemente Goffen, wiffilbe. In fffint doct auf Ofen ab,
Zugofen, wiffilbe gefunden. In letzte von Gnad, fffin Anonifone
ad und malde Ofen Liff. In werden von Gffebung ad and
mafen, mafen In Uffid. und wiffilbe Ofen Gffiffiffiffing
und In Valicteffe Liffen fffiffiffing wiffilbe.

Der inffn hanculus bei Ofen, Gnad Neugebauer, wird fof ge,
wiffilbe! wiffilbe wiffilbe. Hliff und Abfiff - In Ungefiffiffiffing
wiffilbe hanculus, wiffilbe in fffin glänzende Anonifone
wiffilbe. Gnad In die Gffite, wiffilbe hanculus und hanculus
hanculus ge fffiffiffing!

In Gnad von Gffiffiffing.

Gnad wiffilbe

ganz fffiffiffing
BECK

Heinrich Beck

Brief an Kammerfretär Streit in Breslau. Aus dem Theatermuseum der Stadt Mannheim

mich so sicher der schönen und nützlichen Aquisi-
tionen! und — heute — erhielt ich Ihr Schreiben!!
es hat mich erschreckt. Jetzt — eben jetzt —! da ich
das Mannheimer Theater zu erhöhen, zu veredeln,
seiner ehemaligen Größe wieder nahe zu bringen
hoffe; da ich dem fürtrefflichen neuen Regenten,
der für die Kunst und — die Künstler die glän-
zensten Aussichten gewährte — durch seine Regene-
ration in seinen Absichten zu befestigen wähnte —!
da setzt mich eine Inconsequenz so gewaltig zwischen
zwei Stühle, daß ich die unangenehmsten Folgen
vorher sehe.

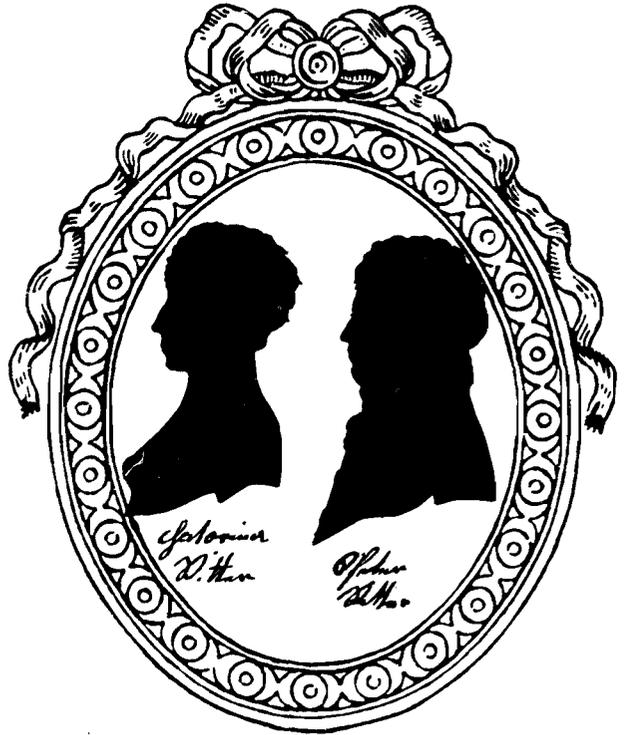
Ich habe durch die studierteste Kälte die erste
Liebhaberin im zärtlichen und munteren Fach so ge-

setzt, daß sie ihre Dimission nahmen. Sie ist mit
dem 2ten Liebhaber verheirathet. Ich habe Zimmer-
mann, der um meinetwillen mehrere Engagem.
ausschlug, Kälte und Gleichgültigkeit bewiesen;
und ihn dahin gebracht: daß er sich unwiederruflich
fest zu Hann: engagirte. Alles dieß, um H. u.
Mad. Julius ein schönes großes weites Feld der
Kunst und unentbehrlichkeit zu öffnen! und nun —
sehe ich mich in der schrecklichsten Verlegenheit!
ganz ohne Liebhaber — fast ohne Liebhaberin! Es
ist nicht gleichgültig, was ich erhalte. Eine nothge-
drungene Aquisition, wird Haß gegen mich, Kälte
und Abneigung gegen das Ganze erregen; und viel-
leicht dem Regenten seine besten Gefinnungen er-
stiken. . . .

... Ich dürfte sagen: ich habe Rechte; wenn auch nicht ganz juridisches — doch durch das Gefühl ...“

Wenn Beck, von München aus, am 15. und 16. April 1801 an Peter Ritter schreibt und ihm alle Hülfe zusichert zur Erlangung der Stellung des „Orchesterdirektors“, so hört man aus dem Brief die Geschäftigkeit heraus, mit der Beck solche Dinge anfaßte, und das Bewußtsein seiner guten Verbindungen, auch ein bißchen Geheimnißkrämerei. „Sobald ich die mehr als wahrscheinliche Aussicht erhielt, wieder nach Mannheim versetzt zu werden; äußerte ich auch gegen den H. v. Dalb: [erg] Zweifel und Wünsche in Ansehung der Direct. des Orchesters. H. v. D. hat diese Zweifel durch die Versicherung wiederlegt: daß demahlen das Orchester gut dirigirt werde. Dieß mußte mich natürlich beruhigen. Ich habe aber einen zu richtigen Begriff von Ihren Kenntnissen, als daß ich nicht sehr große Verbesserungen voraussehe! wenn Sie — endlich wieder für diese Kunst — die Talente verwenden wollen; welche Sie, zu so gerechtem Vertrauern, lange Zeit wie ein todes Capital behandelten ...“

... Meine Verbindungen — und vor allem — die ausgezeichnete Gnade der Durchl. werden mir schon Gelegenheit und Wirkungskraft gewähren, um Ihren Wunsch — wie es auch jetzt gehe — dennoch der Erfüllung nahe zu bringen ... [Er wird von Mannheim aus in der Angelegenheit wirken können.] Ich kan mit vollem Recht für diese Angelegenheit handeln; da sie so offenbar zum Nutzen des Ganzen gereichen wird, dem ich in einem sehr



Kapellmeister Peter Ritter und seine Gattin Katharina Baumann. Silhouetten aus dem Theatermuseum der Stadt Mannheim



Friedrich Wilhelm Gotter (1746—97)
Kupferstich von Uhlemann. Aus dem Theatermuseum der Stadt Mannheim

ehreivollen Verhältniß einverleibt werden soll. Noch einmahl: Frenzl kann kein Gegenstand der Schwierigkeit, geschweige denn gar ein unübersteigliches Hinderniß seyn. Ihre rühmliche Ausführung der Schöpfung: bürgt für Ihre entschiednen Talente zu dieser Stelle! sollte H. v. D. Ihnen Ihr Gesuch geradezu abschlagen; welches ich aber mit Recht nicht erwarte: dann machen Sie sogleich eine kurze gedrängte Bittschrift an den Churfürsten, welche in wenig Zeilen alles erschöpft; legen Sie ein Attestat des Concert Ausschusses bey, und schicken solches unverweilt mir zu; ich werde es selbst dem Churf. geben und auf das nachdrücklichste empfehlen. Aber vor allen Dingen suchen Sie auf dem ächten einfachen und guten Wege — durch die Intendance zu reussiren! und übergehen Sie nicht die kleinste der üblichen Pflichten!

P. S. Da ich lieber handeln als scheinen mag, werden Sie mich verbinden: wenn Sie diesen Brief niemand sehen lassen.“

III. August Wilhelm Iffland (1759—1814)

Iffland ist immer ein lustvoller Brieffschreiber gewesen, und stets sind seine Briefe im Gefühl überströmend; nun gar, wenn der Anlaß so betrübend ist, wie es der Tod von Beck's Frau Karoline am 20. Juli 1784 war. Knud Lyne Rabbek hielt sich auf seiner Theaterreise durch Deutschland in jenen Wochen gerade in Mannheim auf, und in



August Wilhelm Iffland
Kupferstich von Egidius Verhelst

seinem Nachspiel „Der Vertraute“ war Karoline Beck zum letzten Male aufgetreten. So hatte der Freund aus Dänemark das Bedürfnis, einen Nekrolog zu schreiben. Ihn vermittelt Iffland an Reichardt in Gotha, der ihn in seinem Theaterkalender auf das Jahr 1785 veröffentlichte. Ifflands Brief ist datiert: Mannheim, den 9. Sept. 1784. „Herr Rahbek, den seine Reise hindert, Ihnen selbst zu schreiben; schickt Ihnen hier die Biographie der verstorbenen Beck.

Wir haben unaussprechlich, unerseztlich an ihr verloren!

Hat meine Bitte einigen Wehrt, so empfängt das Publikum diese Biographie noch dieses Jahr, im Theater Kalender.

Wäre alles geschlossen? Widmen Sie numer dem seltnen Verdienste, dieses Denkmal, außerordentlich.

Ich bin

Ihr
gehorsamst verbunden Diener
A. W. Iffland.“

Weiterhin fragt Iffland bei Christian August Bertram in Berlin an, dem Herausgeber der „Literatur- und Theaterzeitung“ (1778—1784) und der „Ephemeriden der Literatur und des Theaters“ (1785—1787). Aber Ifflands Nachruf erschien dann im „Deutschen Museum“, herausgegeben von Voie und Dohm. Der Brief ist am 28. August 1784 geschrieben.

„Lieber Herr Bertram

Sie leisten der Deutschen Bühne so wichtige Dienste; daß ich längst mit dankbarer Achtung, für die Ausdauer Ihres Eifers, Ihnen bekannt zu seyn wünschte.

Die erste Gelegenheit bietet mir der schreckliche Verlust, einer großen Künstlerinn, der verewigten Beck!

Sie werden in Ihrer Sammlung, dem Talent ein Denkmal von der Hand der Freundschaft, nicht verweigern.

Ungewißheit, ob Gotter nicht bereits Etwas gethan habe, macht daß ich die versprochne Biographie, nicht gleich beilege. Ich erwarte seine Antwort hierüber.

Nun noch eine Bitte, wenn ich Sie von dem Verlust der Kunst überzeugt habe; werden Sie dann, mir, einem leidenden Gatten, werden Sie ihm den Trost versagen, mir die Freundschaft, das Bildniß des schönen Engels, der Vergeßenheit zu entziehen? Nein — wenn je das Bild eines redlichen Weibes, einer entschieden[en] Künstlerin, eines großen Genies, Ihre Sammlung zieren kan; so ist sie es. Glauben Sie das mir, der ich Ihnen meine Ehre dafür verpfände!

Könnte ich dem armen Beck das Bild aus dem Augen nehmen, ich legte es bei, Sie würden es sehen — es würde Dinge zu Ihnen sagen, welche die Biographie nicht sagen kann.

Sein Sie so gütig, mir hierüber einige Antwort zu geben.



Wolfgang Heribert von Dalberg
Gipsplattete im Goethe-Nationalmuseum Weimar

Sie, und Charlotte [Acker mann] — so hatte Deutschlands Bühne sie nur einmal.

Vergeben Sie mir, lieber Mann, wenn meinem Briefe die Umstände um mich her noch anzusehen sind.

Ich bin mit großer Achtung

Ihr

ergebenster

A. W. Iffland."

Der nächste Brief ist an den Königl. Preuß. Kapellmeister Reichardt in Berlin gerichtet. Sechs Jahre später übernahm Iffland in der Hauptstadt die Leitung des Theaters; aber damals schon lag ihm Berlin „sehr am Herzen“.

„Mannheim, den 27. April 1790.

Ihr Brief traf mich noch hier, ich blieb zurück, gieng nach Düsseldorf, und harre nun Ihrer mit Sehnsucht. Ich bitte Sie sehr, hieher zu kommen — so manche musikalische Acquistion, die



Der Essigmann mit seinem Schubkarren
Frankenthaler Porzellanfigur von Karl Gottlieb Lück
(um 1770) nach dem Drama von Louis Sébastien Mercier
Aus dem Theatermuseum der Stadt Mannheim



*führe mir den Schubkarren nicht an, er soll hier bleiben.
ja auf diesem Flecke.*

1790 von Lück

Iffland als Vater Dominique in dem Drama von L. S. Mercier: „Der Essigmann mit seinem Schubkarren“

hier zu machen ist, harret darauf. Ich gestehe, daß Berlin mir, in mancher Rücksicht, sehr am Herzen liegt. Um so mehr, da es wegen eines angebotenen Engagements in Wien, mich preßirt, eine Entscheidung zu nehmen. Die Erneuerung der Mannheimer Kontrakte kömt dazu, so daß es mich in Verlegenheit setzen könnte, wenn ich Michaelis dieses Jahres, nicht bestimmt — oder so gut als bestimmt wäre. Gern — wenn Sie das gut fänden — mögte ich in diesem Jahre eine Reise nach Berlin machen. — Engel macht, sagt man, eine Reise, Engagements zu schließen. Ich wünsche, daß er nicht nach Kaprize wähle. Die Mißbräuche, die übel angewendeten Ausgaben, die schiefe Richtung des Berliner Theaters — ist unglaublich. Ihr Plan, muß jeden Künstler und Mann von Ehre erwärmen — vergeßen Sie ihn und mich nicht. Wenn Sie nicht kommen könnten, mögten Sie nur Ort und Zeit zur Entrevue, oder überhaupt, Ihre Ankunft zuvor wissen lassen, dem der Sie sehr liebt —
Iffland."

Der letzte Brief Ifflands ist an Veil gerichtet und ohne Datum; er muß Ende 1791 geschrieben sein; denn das (neben Merciers „Essigmann“) er-

Liebern Grossvater

Sie wissen das deutlichsten Bienen so weisliche Virens.
Das ist längst mit dem besten Ansehen, wie die Welt
Ihnen schon fiesch, Ihnen behauptet zu sagen
vermischen. Sie mußte Gelingenheit, nicht nur
den sprachliche Beweist, nicht grossen Einflüsse,
den Reinigung End!

Sie werden in Ihnen Vorrede, diese behaupt
wie Bucherel von den Hand von Linderung, nicht
kennigen. Ungewissheit, ob Gottes nicht lau-
nicht Staub galt galt, nicht das ist die
den galt galt galt, nicht gleich galt galt.
was nicht galt galt galt.

Sie wissen die Bitte, wenn ich Sie kann
den galt galt galt galt; wenn
Sie wissen, wie, nicht galt galt galt, wenn
Sie ich den galt galt galt, wie die galt
galt, das galt galt galt, das galt
galt galt galt galt? galt — wenn ja
das galt galt galt galt, nicht galt
galt galt galt galt; galt galt
galt galt galt galt; galt galt
das galt galt galt galt. galt galt
galt galt galt galt!

August Wilhelm Iffland

Erste Seite des Briefes an Christian August Bertram

wähnte Schauspiel „Friedrich von Oesterreich“ ist
1791 erschienen und war im Sommer 1790 hand-
schriftlich fertig.

„Ich konnte heute morgen nicht antworten, denn
ich war daran, meinen Friedrich für den Druck zu-
recht zu machen. — Eben kommt Ihr sehr freund-
schaftliches Urtheil. Ich danke Ihnen. Es ist mir
wehrt von Ihnen. — Nie werde ich Ihr Herz, nie
Ihr Talent, kalt schätzen. Halten Sie etwas auf
mich, wenn schon der Zufall macht, daß wir uns
das nicht oft versichern. Die Lage, und meine sehr
besondere Lage in der Welt — mag mich oft un-

ächt scheinen lassen — wo ich — das weiß Gott! —
doch gut, aber schwach bin. Spielen Sie, wie Sie
es können, und lassen Sie mich dieselben herzlichen
Tränen weinen, wie die Erstenmale bei dem Fried-
rich und Essigmann. Augenblicke, wo ich gute Ge-
fühle für Sie, und was Ihre ist — herzlich erneuert
habe, auf jetzt und Zukunft!

Iffland.“

Man wird diese Briefe keineswegs überschätzen
wollen; sie bringen keine Ueberraschungen, sondern
nur Ergänzungen dessen, was wir kennen, aber Er-
gänzungen, die zugleich Bestätigungen sind.

Rehrdichannichts – Ein leiningisches Jagdschlößchen

Von Carl Neubronner



Forsthaus Rehrdichannichts

Photo-Bauer, Bad Dürkheim

Das leiningische Jagdschlößchen Rehrdichannichts wurde nicht auf leiningischem Grundeigentum erbaut, sondern es stand und steht im Gebiet des „Limburg-Dürkheimer Waldes“. Zur Erklärung dieser zunächst wohl etwas merkwürdigen Tatsache müssen wir weit zurückgehen in den Jahrhunderten bis in die Zeit, zu welcher Graf Friedrich II. von Saarbrücken, der Begründer des zweiten Hauses Leiningen, zwischen 1200 und 1220 die Hartenburg widerrechtlich und trotz Einsprache des Abtes auf einem der Abtei Limburg zu Eigentum gehörenden Gebiet erbaute. In schwerer Krankheit gelobte er zwar 1230 die Abtei angemessen zu entschädigen, er genas aber wieder und starb schließlich 1237, ohne sein Versprechen eingelöst zu haben. Sein Sohn und Nachfolger Graf Friedrich III. erwarb dann 1249 durch ordnungsmäßigen Kaufvertrag den Berg, auf dem die Hartenburg steht, nebst dem unterhalb liegenden Tal als Eigentum, bedang sich aber gleichzeitig — und das ist hier besonders wichtig — über diese Eigentumsgrenze hinaus gewisse Jagdrechte in den anstößenden Waldungen der Abtei aus. Diese Jagdrechte waren jedoch weder in dieser noch in späteren mittelalterlichen Urkunden sachlich und räumlich scharf abgegrenzt. Den Leiningen Grafen fiel es daher nicht allzu schwer, ihre Rechte im Laufe der Zeit immer mehr zu erweitern, zumal sie seit 1206 die Schirmvogtei über die Abtei Limburg ausübten und schon aus diesem Grunde der Abt sich nur schwer zu nachdrücklichem Widerspruch entschließen konnte. Erst in den letzten Jahr-

zehnten des Bestehens der Abtei scheint eine gewisse Klärung, Abgrenzung und Befestigung dieser Leiningen Jagdgerechtigkeiten im Gebiet des Limburg-Dürkheimer Waldes herbeigeführt worden zu sein (der Wald war gemeinschaftliches Eigentum der Abtei Limburg und der Stadt Dürkheim. An Stelle der Abtei trat nach deren Auflösung der kurpfälzische Staat. So gehört der Limburg-Dürkheimer Wald auch heute noch dem Staat und der Stadt gemeinschaftlich. Seine Grenzsteine tragen heute wie vor Jahrhunderten das Zeichen „L. D.“ und die uralte fortlaufende Numerierung). Als nach Aufhebung der Abtei deren Güter und Gefälle 1574 von der Kurpfalz eingezogen worden waren, stand den Leiningern ein stärkerer Partner gegenüber wie zuvor. Mit der fortgesetzten Ausdehnung der Gerechtigkeiten war es nun endgültig vorbei, die bestehenden wurden durch Abmarkung einer „Jagdgrenze“ eindeutig klargestellt. So entstand etwa um die Wende des 16./17. Jahrhunderts die durch 17 „Jagdsteine“ festgelegte Grenzlinie, welche die „Limburger Jagden“ von den „Leiningen Jagden“ trennte. Sie verlief von Hausen über den Kolbenberg (heute Mühlberg genannt) nach dem „Laubbrunnen“ (die Quelle bei Rehrdichannichts!), weiter über das „Kaisergärtchen“ nach Lamberts-kreuz, von hier über den Nadenbrunnen, die „Sieben-Wege“ und den Siegfriedsbrunnen (südlich des Drachensfels) zu dem heutigen Platze „Schafunter“. Von hier biegt die Jagdgrenze ab zum Speyerbachtal und endet hier zwischen Weidenthal und Frankenstein. Einige der 17 Jagdsteine sind heute noch erhalten, wenn auch stark beschädigt (so z. B. der Jagdstein Nr. 7 unterhalb „Murrmirnichts“ an dem mit gelb-rottem Strich markierten Wege von Drei-Eichen nach Rehrdichannichts). Sie zeigen auf der einen Seite das Leiningen Wappen und darüber die Inschrift „Leiningen Jagten“, auf der anderen den Abtstab und darüber die Inschrift „Limburg Jagten“.

Der Verlauf der Jagdgrenze ist in einem von kurpfälzischer Seite aufgestellten „Verzeichnis der Limburger Jagden, Fischereien, Urhahnen-Falken, Weyern und Bächen“ von 1618 genau beschrieben (ob in Uebereinstimmung mit den einschlägigen Leiningen Urkunden, wäre noch zu prüfen). Hiernach befand sich der 8. Jagdstein „an dem Laubbrunnen mit den Zeichen gegen den Hammelkopf“) und Dechanswöglein“, d. h. die Seite mit dem Abtstab stand gegen den Hammelkopf, diejenige mit dem Leiningen Wappen gegen das „Dechanswöglein“, den kleinen Weiher bei Rehrdichannichts, der seinem Namen nach in mittelalterlicher Zeit den Fischbedarf für den Tisch des Dekans der Abtei Lim-



Jagdstein bei Rehrdichannichts (Leininger Seite)

Aufnahme: H. W. Bondran

burg zu liefern hatte. Die starke Quelle des Laubbrunnens hat schon in der Römerzeit die Menschen angezogen. Im Netz der römischen Signalstationen befand sich auf der Höhe des Dreispiz oberhalb Rehrdichannichts (unweit der jetzigen Ruine Murrmirnichts) ein Wartturm, der wohl der Nachrichtenübermittlung von der Rheinebene nach dem weiter westlich auf dem Drachensfels gelegenen Wartturm diente. Die Fundamente dieser Warten, die bereits Dr. Mehlis entdeckte und beschrieb, sind heute noch feststellbar. Die Besatzung des Wartturmes auf dem Dreispiz scheint ihre Wohnstätte an der nur wenige Minuten unterhalb gelegenen starken Quelle bei Rehrdichannichts gehabt zu haben. Jedenfalls lassen die Mitteilungen Valentinis über die kurz nach 1700 gemachten Funde einer Aschenurne und eines Steinsarges hierauf schließen (siehe unten!). Quelle und Weiher waren aber auch bedeutsam für das Wild und für die Jagd. Von den „Wildhagen“, die man zur Hege und Pflege des Wildes in früheren Jahrhunderten je nach Möglichkeit anzulegen pflegte, befanden sich nach der Limburger Waldbrottel von 1588 nicht weniger wie fünf in unmittelbarer Nähe des Laubbrunnens (jetzt Rehrdichannichts). Außerdem scheint hier das Auervild seinen bevorzugten Standort gehabt zu haben.

Die Grafen von Leiningen waren von Anbeginn stets dem Waidwerk leidenschaftlich ergeben. Das zeigt sich schon im Vertrag Friedrichs III. 1249 mit

Abt Wolmar in Form der Sicherung von Jagd-rechten; das bekunden auch die von Dr. Hoß in Heft 1/2 der Mannheimer Geschichtsblätter Jahrgang 1937 veröffentlichten Hartenburger Inventarien, die für das 16. Jahrhundert das Vorhandensein reichlichen Jagdgerätes ausweisen. Auch die ewigen Jagdstreitigkeiten mit den Nachbarn bis in das 17. Jahrhundert, die Erbauung von Jagdhäusern im 18. Jahrhundert und die bekannte Jagd-leiden-schaft des letzten regierenden Leiningers, des Fürsten Karl Friedrich Wilhelm, bestätigen diese durch all die Jahrhunderte hindurch im Hause Leiningen eingewurzelte Naturverbundenheit und Jagdfreudigkeit.

Kann es hiernach überraschen, daß das wildreiche Gebiet um den Laubbrunnen stets eine besondere Anziehungskraft auf die in der Hartenburg residierenden Leininger Grafen ausübte? Die Auervogeljagd, die im Frühjahr schon bei Tagesgrauen auszuüben ist, ließ es als erwünscht erscheinen, bei Tagesanbruch schon mitten im Jagdgebiet zu sein, da man sonst von der Hartenburg schon nachts aufbrechen und bis zum Laubbrunnen einen Weg von 1 bis 1½ Stunden durch den finsternen Wald zurücklegen mußte. Auch die Jagdausübung in dem anschließenden Jagdgebiet zwischen Drachensfels und Weidenthal war wesentlich erleichtert, wenn man beim Laubbrunnen eine Unterkunfts- und Uebernachtungsmöglichkeit hatte. An die Schaffung einer noch so bescheidenen Schutzhütte war allerdings im 17. Jahrhundert wohl kaum zu denken. Auf die ungeheuerlichen Verwüstungen, die der Dreißigjährige Krieg in ganz Deutschland verursachte, folgten ja für die ohnehin schon fast entvölkerte Pfalz sehr bald die Schrecken der Orleans'schen Kriege, in denen der Befehl des „Sonnenkönigs“ (Ludwig XIV.), „die Pfalz zu verbrennen und der Bevölkerung nur die Augen zu lassen um ihr Unglück beweinen zu können“, von dem Nordbrenner Méléac nur allzu gründlich ausgeführt wurde. So konnte also erst mit der beginnenden Erholung von diesen schweren Kriegsfolgen zu Anfang des 18. Jahrhunderts daran gedacht werden, der Errichtung einer bescheidenen Jagdhütte beim Laubbrunnen näher zu treten. Die älteste und bisher einzige zeitgenössische Nachricht hierüber ist uns überliefert in dem 1714 gedruckten Werk „Museum Museorum, Natur- und Materialienkammer“, dessen Verfasser Michael Bernhard Valentini, Archiater und Professor zu Gießen den III. Band dem Grafen Johann Friedrich von Leiningen-Hartenburg mit einer Vorrede widmete, in der u. a. ausgeführt ist:

„Cure hochgräfliche Excellenz geruhen sich gnädigt zu erinnern / daß / als dieselbe vor einigen Jahren auf dero lustig- und curiosen Berg- und Jagthaus / Rehrdichannichts genannt / mir denjenigen Ort / wo sich so wunderliche Avanture mit dem Heydnischen Aschentopff begeben / in Selbst-

hoher Person zeigten / auch diejenigen Dienere / so solches gesehen / vorstellten / ich darauff alles dem II. Tomo des Musei Museorum einzuverleiben versprochen habe."

Zu der vorstehend erwähnten Begebenheit hat Valentini im II. Band seines Werkes (Seite 5) folgende eingehendere Darstellung gegeben:

"Worbey dem curiosen Leser ein andere abentheuerliche Begebenheit erzehlen muß, welche sich bey Dürkheim in der Graffschaft Leiningen-Hartenburg vor einigen Jahren mit dergleichen Aschentopf zugetragen / wie der Landsherr von selbiger Graffschaft / der hochgeborene Grafe und Herr / Herr Johann Friedrich Graf zu Leiningen und Dachsburg / Herr zu Uppermont und Heringsholm mir es selbst in hoher Person gnädigst referiret und betheuert hat. Als nemlich mitten in kriegszeiten gemeldter Herr Graf / sammt allen Hofbedienten / zur Lust ein Jagdhaus auf einem hohen Berg mit eigenen Händen erbauten / auch / weilen in währendem Bau von vielen Troupen / so durchmarchirten / gedacht wurde / und hochgemeldeter Herr Graf gegen einen Arbeiter diese Wort: „Rehr dich an nichts“ / redete / solches Haus auch bis dato noch „Rehr dich an nichts“ / geheissen würde, trug es sich zu / daß man ohngefehr einen großen steinernen Sarc unter der Erden funde / woraus S. hochgräfl. Excellenz einen schönen Fischbehälter (worauf die Worte: „Rehr dich an nichts“ / gehauen sind) allda machen ließen / an welchem Ort sich zugleich ein großer irdener Topff von sich selbst aus der Erden in die Höhe begeben / so gar / daß einige Laqueyen / so vorüber lauffen wollen / dafür gestuzet und erschrocken sind / welche / als von Sr. hochgräfl. Excellenz in meiner Gegenwart im verwichenen 1710 Jahre sie deswegen nochmahlen befraget wurden / solches nochmahlen beständigst bestätigten."

Als Valentini 1710 auf Rehrdichannichts weilte, war die Jagdhütte offenbar schon seit mehreren Jahren fertiggestellt. Sie soll nach dem Bericht Valentinis „mitten in Kriegszeiten“ erbaut worden sein. Die Orleans'schen Kriege können hier nicht in Frage kommen. Sie richteten im Leininger Gebiet die ungeheuerlichsten Verwüstungen an. Die Stadt Dürkheim, 28 leiningische Dörfer, die Emichsburg, die Hartenburg, die Falkenburg, die Dagsburg, die Schlösser zu Heidesheim und Gunterstblum waren der französischen Nordbrennerei zum Opfer gefallen und teilweise von Grund aus zerstört. Auch die beiden Dürkheimer Kirchen waren in Flammen aufgegangen. Die leiningische Erbgruft in der Dürkheimer Schloßkirche war von den Franzosen erbrochen, ausgeraubt und die Leichen umhergestreut worden. Sie war 1698 beim Ableben des Grafen Friederich Emich noch nicht wiederhergestellt, so daß dessen Leichnam vorläufig im Totengewölbe der Hartenburg beigesetzt werden mußte. Der Gesamtschaden im Leininger Gebiet wurde auf 900 000

Gulden geschätzt, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe! In einer solchen Zeit konnte man unmöglich „zur Lust ein Jagdhaus erbauen“. Mit den von Valentini erwähnten Kriegszeiten dürfte wohl der in die Regierungszeit des Grafen Johann Friederich fallende spanische Erbfolgekrieg (1701 bis 1713) gemeint sein. Dafür spricht auch die Tatsache, daß nur von Truppen durchzügen die Rede ist, somit also die Graffschaft Leiningen weder selbst Kriegsgebiet noch sonst in den Krieg verwickelt war. Dies trifft aber für den spanischen Erbfolgekrieg in jeder Hinsicht zu. Erst gegen Ende des Krieges 1713, also nach Abfassung des Valentini'schen Berichtes, versuchten die auf dem Rückzug befindlichen plündernden französischen Söldnerscharen Angriffe auf Dürkheim und auf die Hartenburg, holten sich dabei aber blutige Köpfe und mußten abziehen. Nach dem ganzen Verlauf des spanischen Erbfolgekrieges mit seinen von Spanien, Italien und den Niederlanden bis nach Tirol wechselnden Kriegsschauplätzen dürften die von Valentini erwähnten Truppendurchzüge und damit auch die Erbauung der Jagdhütte wohl in die Zeit zwischen 1703 bis 1707 fallen. Dies steht auch im Einklang damit, daß einerseits zu dieser Zeit die wirtschaftliche Erholung von den Kriegsfolgen immerhin schon gute Fortschritte gemacht hatte und andererseits die Jagdhütte einige Jahre vor dem 1710 erfolgten Besuch Valentinis errichtet worden sein muß.

Valentini hat auch sehr anschaulich geschildert, wie dieses Jagdhaus die seltsame Benennung „Rehrdichannichts“ erhalten hat. Pfarrer Joh. Gg. Lehmann (Das Dürkheimer Tal, 1834, Seite 162 bis 163) schreibt: „Der Name dieses Hauses rührt daher, weil . . . Pfalz und Leiningen immerwährende Aneinigkeiten und Reibereien . . . hatten. Eben dies war auch mit den Wald- und Forstangelegenheiten der Fall. Der Churfürst ließ nämlich oberhalb dieses Forsthauses einen Turm erbauen . . . und gab demselben, um dem Grafen Friederich Magnus zu imponieren, den Namen „Murmelnichtviel“. Dieser, um dem Churfürsten zu zeigen, er achte diese Drohung nicht groß, erbaute in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dieses Forsthaus und gab ihm den Namen „Rehrdichannichts“. . . Nicht weit davon war noch ein anderes Jagdhaus, „Schaudichnichtum“ genannt, welches ebenfalls den Reibereien der leiningischen Jäger mit den pfälzischen Jägern von Neidenfels seinen Ursprung verdankt.“ Im Gegensatz zu seiner sonstigen Gewissenhaftigkeit hat Lehmann bei seinen vorstehend wiedergegebenen Ausführungen sich nicht auf urkundliche Unterlagen gestützt. Er weiß weder, wann der Bau erstellt wurde, noch wer der Erbauer war und macht hierzu unzutreffende Angaben. Auch alles übrige ist teils falsch, teils bloße Annahme. Die Behauptung, der Turm Murrnichnichtviel habe schon vor der Erbauung von Rehrdichannichts ge-

standen, entbehrt jeder Grundlage. Valentini hätte diesen nur einen Razensprung von Rehrdichannichts entfernten, weithin sichtbaren Turm bestimmt erwähnt, wenn dieser 1710 schon vorhanden gewesen wäre. Im übrigen war zu jener Zeit die Kurpfalz aus genau den gleichen Gründen wie Leiningen wirtschaftlich wohl kaum in der Lage, solche Bauten zu erstellen, da viel wichtigere und vordringlichere Aufgaben zu erfüllen waren. Leider sind über die beiden kurpfälzischen Jagdhäuser bis heute Urkunden nicht aufgefunden worden (Nachforschungen in den Staatsarchiven Speyer und Karlsruhe waren ergebnislos). Aus den erwähnten zeitgeschichtlichen Verhältnissen heraus darf aber gefolgert werden, daß auch diese Jagdhäuser nicht schon um 1700 oder gar vorher, sondern erst in späteren Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts erbaut wurden. Wie es zu der Benennung „Murrmirnichts“ und „Schau-dichnichts“ kam, wissen wir nicht. Es ist nicht einmal festgestellt, ob diese Namen von kurpfälzischer Seite „amtlich“ bestimmt wurden oder sich nur im Volksmund herausgebildet und eingebürgert haben. Das Streben, diese Namen auf Jagdstreitigkeiten zurückzuführen, mag wohl naheliegend und sehr bequem sein, findet aber keine Stütze in geschichtlichen Tatsachen. Gewiß hat es im 16. Jahrhundert an solchen Streitigkeiten nicht gefehlt. Aber im 17. Jahrhundert mußten ihnen die schweren Zeiten des 30jährigen Krieges und der Orléans'schen Kriege zwangsläufig ein Ende machen. Kurpfalz und Leiningen waren beide verwüstet und entvölkert, beide mußten sich mit allen Kräften dem Wiederaufbau widmen, zu kleinlichen Streitereien war keine Zeit. Im Jahre 1700 wurden die kurpfälzisch-leiningischen Streitigkeiten über die Rechtsverhältnisse der Stadt Dürkheim bereinigt. Damit war der Hauptstreitpunkt aus der Welt geschafft. An Stelle des jahrhundertelangen Kampfes ist dann freundschaftliche Zusammenarbeit getreten. Mögen Amtleute und Jäger beider Teile auch gelegentlich später noch aneinander geraten sein, wie dies der Uebereifer untergeordneter Stellen zu allen Zeiten mit sich brachte, so hat dies doch das Verhältnis der beiden Fürstenhäuser nicht berührt. Es ist daher äußerst unwahrscheinlich, daß die Namen der beiden kurpfälzischen Jagdhäuser mit Willen des Kurfürsten eine Spitze gegen die Grafschaft Leiningen zum Ausdruck bringen sollten. Die kurpfälzischen Jäger mögen wohl auf den Namen „Rehrdichannichts“ mit den beiden anderen Jagdhäusern erwidert haben. Das ist aber bedeutungslos für die durch die Schilderung Valentinis vollkommen klargestellte Entstehung des Namens Rehrdichannichts: Man baut an der Jagdhütte; unten durch das Isenachtal ziehen fremde Truppen; die Leute sprechen davon und sind durch die Vorstellung einer neuen Kriegsgefahr beunruhigt. Einer der Arbeiter gibt diesen Befürchtungen Ausdruck. Graf Johann Friederich kann ihm guten Gewissens, da ja Lei-

ningen an diesem Kriege nicht beteiligt ist, — dem Sinne nach — erwidern: „Rehr dich an nichts! Diese Truppendurchzüge gehen uns nichts an. Hier oben wollen wir überhaupt uns an den Lärm der Welt nichts kehren und ganz ungestört sein!“ So wird die Wendung „Rehr dich an nichts“ zunächst vielleicht spaßhaft, dann aber in aller Form zum Namen des Jagdhäuses, indem der Graf diese Worte in den gefundenen römischen Steinsarg, der von nun ab als Fischbehälter dient, einmeißeln läßt.

Die aus der Luft gegriffene Schilderung Lehmanns über die Entstehung der drei Jagdhäuser und ihrer Namen hat zunächst Michael Frey in seiner „Beschreibung der Rheinpfalz“ (1836, II. S. 425) getreulich abgeschrieben. Die späteren Verfasser von Pfalzbeschreibungen, Pfalzführern usw. schrieben teils von Lehmann, teils von Frey, teils wieder voneinander ab und so fand Lehmanns unrichtige Darstellung im ganzen Schrifttum weiteste Verbreitung. Als bildhaft-anschauliche Legende formte sie August Becker (Die Pfalz und die Pfälzer, S. 212). Sie wurde dadurch nicht richtiger.

Die weitverbreiteten Irrtümer und Unrichtigkeiten über die Entstehung des Jagdhäuses fanden ihre Krönung durch die Widersinnigkeit der Worte, die ein späterer Besitzer am Sockel des heutigen Forsthauses Rehrdichannichts einmeißeln ließ. Hier steht zu lesen: „Erbaut 1701 durch Graf Magnus v. Leiningen“. Die Jahreszahl 1701 ist nicht nur unbewiesen, sondern mit dem Bericht Valentinis über die Bauzeit der ersten Jagdhütte („mitten in Kriegszeiten“) unvereinbar. Der massive Steinbau, auf dessen Fundamenten das heutige Forsthaus steht, wurde sogar erst 1717 begonnen! Einen Grafen Magnus von Leiningen gab es überhaupt nicht. Der hier gemeinte Graf Friederich Magnus hat aber 1701 noch gar nicht gelebt. Er wurde erst 1703 geboren und war beim Ableben seines Vaters 1722 noch minderjährig, so daß die Regierung durch seine Mutter und seinen Onkel geführt werden mußte!

Bei dem von Valentini erwähnten „lustig- und curiosen Berg- und Jagthaus Rehrdichannichts“, das „Graf Johann Friedrich sammt allen Hofbedienten mit eigenen Händen erbaute“, kann es sich unmöglich um einen massiven Bau gehandelt haben, zu welchem unbedingt Facharbeiter (Steinhauer, Maurer, Zimmerer, Dachdecker usw.) erforderlich gewesen wären. Zu der in Frage kommenden Zeit war auch die Grafschaft Leiningen-Hartenburg wirtschaftlich keineswegs schon wieder so wohlhabend, daß für einen kostspieligen Luxusbau die Mittel vorhanden gewesen wären. Schon die Tatsache, daß der regierende Graf mit sämtlichen Hofbedienten und ohne Zuziehung fremder Arbeitskräfte das „Jagdhäus“ mit eigener Hände Arbeit erstellte, beweist, daß dieses Jagdhäuschen in einer Zeit einfachster Lebenshaltung und größter Sparsamkeit nur als eine schlichte, einfache Jagdhütte aus Holz

in Form eines sogenannten Blockhauses errichtet wurde (vgl. Karl Emich Graf zu Leiningen-Westerburg, Alte Funde in Rehrdichannichts, Mitt. des Sift. Vereins d. Pfalz, Bd. XIV. 1889).

Graf Johann Friederich gelang es im Laufe seiner weiteren Regierungszeit in rastloser Tätigkeit und Fürsorge, das Leiningen-Hartenburger Gebiet wieder zu einem beachtlichen Wohlstand zu bringen. Damit hoben sich auch die Einkünfte der gräflichen Herrschaft, die in den Jahren der Not selbst schwerste Opfer gebracht hatte, um ihren Untertanen den Weg zum Wiederaufstieg zu ebnen.

So konnte dann Graf Johann Friedrich in den letzten fünf oder sechs Jahren seines Lebens einem vielleicht lange gehegten Wunsch näher treten, die bescheidene hölzerne Jagdhütte durch einen im Stile der Zeit prunkvoll ausgestalteten massiven Bau eines Jagd- und Lustschlößchens zu ersetzen. Aus den im Fürstlich Leiningischen Archiv zu Amorbach — leider nur unvollständig — noch vorhandenen Bauakten ergibt sich, daß dieser Bau 1717 begonnen und vermutlich 1722 im wesentlichen vollendet wurde. So sehen wir denn von 1717 an die Handwerker an der Arbeit. Im Mai 1717 ist zunächst der Steinhauermeister Wilhelm Herche aus Bobenheim am Berg an der Baustelle tätig. Seine Arbeitsleistung ist vom Maurer Johannes Weisbach auf der Rechnung vom 10. Juli 1717 „attestirt“, woraus wohl geschlossen werden darf, daß der Maurer die vom Steinhauer gebrochenen und zugerichteten Steine gleich verarbeitete. In besonders raschem Tempo ist der Bau allerdings nicht vorangetrieben worden, wohl auch vor allem infolge geringer Zahl der beschäftigten Gesellen. Bis Frühjahr 1719 scheint man beim Hauptgebäude nicht wesentlich über die Fundamente hinausgekommen zu sein.

Im Sommer 1719 fertigte dann der Baumeister Johann Ammon eine Reihe von Sandsteinskulpturen, die zum Teil noch das heutige Forsthaus Rehrdichannichts schmücken. Die Abrechnung mit ihm führte zu Auseinandersetzungen, da er sich nicht an die vereinbarten Akkordpreise halten wollte, sondern Mehrforderungen stellte, die er in einem Bericht wie folgt zu rechtfertigen versucht:

„Auf gnädigsten anbefehlung ihrer hochgräflichen Exelenz waß ich Enß Vnder-schriebener vor Vnder-schittlich arbeit verferdicht folgt Erstlich zu dem Wasser Werk ist zwar accortirt worden 25 fl. aber versprochen von Villa noch mehrere arbeit ich solte ein biliches nemen ist ein figur zwey Hirsch zwey Hunt beim Felßenwerk auch ein großer sarg ist alles wert vnd daran

Verdint 50 fl. aber seß ich nicht mehr an als	30 fl.
Vors Bortall ist von anfang auch accortirt worden 35 fl. aber in der heh in derer Weite iber dem Quartdirt verweertert worden 60 Schuh vor den schuh 12 fr. dut . . .	12 fl.
der acort	35 fl.
	<hr/>
	77 fl.

Mer weilen das Bortall ist verweertert worden so hat es einen schluß stein nedisch gehabt ist davor	4 fl.
Mer ist daß hochgräfll. Wappen mit dem Bortall Veracortirt worden aber habe nach dem acort daß hochfürstl. Wappen sambt dem fürstenhutt geferdicht ist davor . . .	8 fl.
mer seint in dem Wasserfall zwey große fenster gestell von stein gemacht worden ist auß nechste	9 fl.
mer zwey neben bent neben dem Wasserfarg gemacht ist nechst vor einer zwey gult ist	4 fl.
	<hr/>
	23 fl. ^{2a)}

Mer vor das Wasser einzurichten bey 3 Wochen zwey mall nacher Bockerum ²⁾ gangen auf Befehl ihrer hochgrefflichen Exelenz mer nacher Dürheim Effters gangen wegen der rerig auch die stein durch zu born in Suma vor all dieß ist	12 fl.
mer ein Camin in ihre hochgreffl. Exelenz in ihrem neuen Zimmer ververdicht . . .	10 fl.
	<hr/>
	22 fl.

Summa alles 122 fl.“

Die gräfliche Rentkammer stellte zwar eine Abrechnung auf, wonach der Baumeister Ammon nur 61 fl. zu fordern, andererseits teils in bar, teils in Kost für sich und seine Leute und auf sonstige Weise schon 111 fl. 44 kr. erhalten habe und somit 50 fl. 44 kr. herauszuzahlen schuldig sei. Man scheint sich aber doch zu guter Letzt geeinigt zu haben; denn Ammon bescheinigt am 17. Okt. 1719 seine „völlige und accordmäßige Zahlung empfangen zu haben und daß ihm auch ein guter Nachtrag von 111 fl. geschehen und angedeyet worden.“

Welche Bild- und Steinhauerarbeiten Ammon ausgeführt hat, wird noch etwas deutlicher aus nachstehend wiedergegebener Beschreibung in der Abrechnung der Rentkammer:

1. Demselben ist zu Rehr dich an nichts Veraccordirt worden Ein figur in der Wasserkunst woraus das Wasser springt 2 Hirsch 2 Hunde Camin b. Felßenwerk wie auch darin großen Sarg zu machen pro	25 fl.
weg. dyser arbeit fordert er weiter 5 fl. vorgebend er habe den accord zu gering	

- gemacht in Hoffnung mehrerer arbeit zu bekommen. Itz. vor das Wasser zu leiten und springen zu machen 12 fl.
2. Das portal mit zwey Wassermänner 9½ schuh hoch 2 löwen 4 schuh ins Geviert Ein Wapen auch 4 schuh ins Geviert sambt darauf gehörig gesims ist Veraccordirt worden pro 30 fl.
weg. dyßer arbeit fordert er weiter 11 fl. Vorgehend er habe das wapen vergrößert und das portal erweitert.
3. Vor 2 fenstergestell in der grotten so nicht veraccordirt fordert er 9 fl. ist tagirt pro 6 fl.
4. Vor 2 Bände fordert er 4 fl. ist ausgestrichen weil selbige nicht fertig.
5. Vor gäng mühe und arbeit fordert er 12 fl.

In der von der Rentkammer aufgestellten Gegenrechnung heißt es u. a.:

Darentgeg. hat man an den Baumeister zu fordern Vor 9 bis in die 10te Woch die Kost vor ihn und 4 von seinen Leuthen weil im accord ihm keine Kost versprochen worden. Soll gleichwohlen vor seine person ausgnaden accordirt seyn, thut wöchentlich auf Einen mann 1 fl. 10 kr. von 3 personen in 9 Wochen 31 fl. 30 kr.
Vor 1 person 5 Wochen 5 fl. 50 kr.

Ammon hat also 3 Arbeiter 9 bis 9½ Wochen und einen Arbeiter 5 Wochen am Bau beschäftigt. Er hat — wohl um eine Erhöhung seines Akkordes zu erzielen — 4 Bestätigungen vom 13. Okt. 1719 eingereicht, nach welchen die Arbeiter noch folgende Lohnrückstände von ihm zu bekommen hatten:

Johann Weisling 8 fl. 20 kr.
Brandstetter, stein hauerß gesell 11 fl. 20 kr.
Matthes Weber, stein hauerß gesell 9 fl. 30 kr.
Bilthauer Sommer 12 fl. 40 kr.

Bei Weisling ist kein Beruf angegeben, er war wohl nur Handlanger oder Tagelöhner. Gelernter Bildhauer war nur Sommer, die anderen beiden waren Steinhauer. Hieraus dürfte es sich erklären, daß die von Ammon angefertigten Skulpturen qualitativ so große Unterschiede aufweisen. Die beiden Hirsche, die sich jetzt am Sockel der Frontseite des Forsthauses befinden, sind künstlerisch und technisch unbeholfene, geringwertige Leistungen und scheinen das Werk der beiden Steinhauer zu sein. Dies dürfte wohl auch von den meist für „Löwen“ gehaltenen 2 Hunden gelten, die jetzt auf der Freitreppe ihren Platz gefunden haben. Dagegen wird die jetzt ebenfalls an der Freitreppe angebrachte „Figur in der Wasserkunst“ wohl vom Meister Ammon selbst oder vom Bildhauer Sommer gefertigt sein. Dies ist auch von den beiden heute noch erhaltenen, an der

Frontseite beiderseits des Hauseinganges eingemauerten „zwey Wassermännern“ anzunehmen, die als Karpatiden zu dem prunkvollen Portal gehörten. Dieses wies als Krönung über einem Schlussstein in einem oben durch ein Gesims abgeschlossenen Feld ein von 2 Löwen als Schildhaltern flankiertes Wappen des gräflichen Erbauers auf. Die beiden Karpatiden sind die einzigen Ueberreste des Portals, alles übrige, vor allem das gräfliche Wappen wurde in der französischen Revolution 1793 oder 1794 zerstört.

Bevor wir die weiteren Bauarbeiten im einzelnen betrachten, sei hier eingeschaltet, daß die Gesamtanlage nach den Bauabrechnungen im Zusammenhang mit den späteren Instandsetzungsrechnungen bestand aus 2 herrschaftlichen Gebäuden (dem eigentlichen Jagdschlößchen und dem sogenannten herrschaftlichen Brunnengebäude) und den heute noch (wenn auch nicht mehr in ganzer Ausdehnung) vorhandenen Wirtschaftsgebäuden, welche auch die Wohnungen für den Jäger (Förster) und für sonstige Bediente enthielten.

Das herrschaftliche Brunnengebäude hat seinen Standort zweifellos zwischen der Brunnenstube und dem Fischweiher gehabt. Eine in etwa 1 Meter Abstand vom Fischweiher mit diesem gleichlaufende Fundamentmauer dürfte diesem Bauwerk angehört haben. Dieses Brunnengebäude war, wie wir aus einer Rechnung des Dürthheimer Leyendeckers Matthias Eyslein vom 17. Juli 1774 wissen, ein zweistöckiges Gebäude (er hatte an diesem Gebäude „über der stieg und thür ein groß Tachfenster neu mit Leyen zu decken“). Im unteren Geschoß enthielt das Brunnengebäude eine nach Westen offene Grotte („Felsenwert“), in welcher sich die „Figur, woraus das Wasser springt“, ferner das einem Steinsarg ähnliche Wasserbecken und 2 „Nebenhänke“ befanden. Die Deffnung dieser Grotte war beiderseits flankiert durch die beiden Hunde, die jetzt die Freitreppe des Forsthauses schmücken. Auch die beiden Hirsche, die jetzt beiderseits der Freitreppe im Sockel des Forsthauses angebracht sind, gehörten ursprünglich zum Schmuck des Brunnengebäudes. Dies ergibt sich zweifelsfrei aus der Anordnung der Rechnungspositionen sowohl in der Handwerkerrechnung wie in der von der Rentkammer erstellten Abrechnung. Das obere Stockwerk muß mindestens einen, wenn nicht zwei bewohnbare Räume enthalten haben. Dafür spricht vor allem die Tatsache, daß in der Abrechnung der Rentkammer von einem „Camin beim Felsenwert“ die Rede ist und Baumeister Ammon in seinem Bericht am Schlusse anführt „ein Camin in ihro hochgreffl. Creleß in ihrem neuen Zimmer ferverdicht“. Es kann hier nach den ganzen Zusammenhängen nur ein und derselbe Kamin gemeint sein. Dann muß sich aber über der Felsgrotte ein bewohnbarer und heizbarer Raum befunden haben, der wohl schon 1719 fertig war und

bis zur Fertigstellung des Jagdschlößchens dem Grafen bei Jagden usw. einstweilen als „neues Zimmer“ Unterkunft bot.

Zu dieser Zeit wohnte auf Rehrdichannichts bereits der gräfliche Heyduck Heinrich Wirth, dem wohl nicht nur die Bedienung des Grafen bei dessen Anwesenheit, sondern vor allem auch die dauernde Bewachung der Baustelle und des bereits fertigen Brunnengebäudes oblag. Nachdem der bewohnbare Raum in diesem Gebäude dem Grafen selbst vorbehalten und sonstige Massivbauten noch nicht fertiggestellt waren, ist anzunehmen, daß Wirth in der damals wohl noch vorhandenen alten Blockhütte hauste. Er scheint so unabhkömmlich gewesen zu sein, daß nach dem luth. Kirchenbuch Dürkheim am 23. Mai 1719 seine Trauung mit der Barbara Marx aus Dürkheim oben auf Rehrdichannichts vollzogen wurde.³⁾

Der Bau des eigentlichen Jagdschlößchens war nach den Baurechnungen im Oktober 1719 bis zur Höhe des Gesimsbandes gediehen, das den Abschluß des Sockels in Höhe der Freitreppe bildete. Außerdem war das Portal fertiggestellt und vielleicht auch schon aufgerichtet. Die Mauerer scheinen dann 1719/21 an dem Bau weitergearbeitet zu haben, doch ist attennäßig hierzu nichts feststellbar.

Als nächste Baurechnung erscheint erst diejenige des Wachenheimer Steinhauermeisters Martin Jäger vom 12. Mai 1721. Sie lautet wie folgt:

Specifikation

der, des Herrn grafen Von Leining Hardenburg hochgräffl. Excell. zu Rehrdichahn Nir Verfertigten steinhauer arbeit, Vnd darvor Veraccordirter maßen annoch zu fordern habend Bezahlung.

1. Drey Thürgestell so miteinander in sich haben 70 schuh den schuh ad 4 fr. accordirt. faut	4 fl. 40 fr.
2. 6 Fenster gestell in den Vnderen stock haben zusammen 126 schuh . . . thut	8 fl. 24 fr.
3. 7 Fenster gestell in den 2ten Stock betragen mit einand 140 schuh	9 fl. 20 fr.
Summa	22 fl. 24 fr.
darauf Empfangen	6 fl. —
Rest	16 fl. 24 fr.

Gleichwie nun auf gndst. Befehl Sr. Hochgräffl. Excell. die arbeit durch Mstr. Hans Georg Weysenbach selbstn ausgemessen und Vorbeschriebener maßen sich befunden, also will auch umb die beliebige Bezahlung Vndth. gebetten haben.

Wachenheim d. 12. May 1721.

Martin Jäger Steinhauer dahier.

Daß diese obengemelte arbeit ist verfertiget worden wirt von mir hier mit bescheindt.

Georg Weysenbach, Maurer.

Es folgt dann sogleich die Abrechnung des Zimmermeisters unter der äußeren Aufschrift: „Des Zimmermann Runzen Arbeitß Zettel“. Der Inhalt lautet wie folgt:

Speticifecation über diesen Bau.

Auf Gnd. Herrschaft Befehl habe diesen Bau zu Rehrdichannichts verferdiget worüber ich sambt Tzey Gesellen im Tage Lohn. Diß Bau bestehet vor mich gearbeiteth Treißig Tag des Tages vor mich	30 fr.
der eine Gesel gearbeit 31 Tag des Tages	28 fr.
der 2te Gesel gearbeit 17 Tag des Tages	28 fr.
der Tride Gesel gearbeit 12 Tag des Tages	28 fr.
vor mich und meine Gesellen Thut (indunklerer Tinte überschrieben mit Wider auf gnäd. Herrschaft Befehl habe nach Geheiß auffß ney verferdiget daß Thürigen auff der Windelstiege und die Gauben auff dem Bau mit der Arbeit zugebracht 6 Tag des Tag	43 fl. 20 fr. 42 fl. 32 fr.) 30 fr.
thut	3 fl.

Runz

Obige Arbeit ist von dem Zimmerer richtig Verferdiget welches hiermit bescheine

Conrad Keller Bau Meister

hierauf empfangen 36 fl. rest wird mod. auf 9 fl.

Die Reihe der noch erhaltenen Bauabrechnungen beschließt dann folgender Kostenvoranschlag des Malermeisters Johann Peter Jörges über den Anstrich des Altans:

Specifikation über den Altan zu Rehrdichan Nichts,

wann derselbe als die Seule und holzwerk mit Nürnberger Roth, die Gallerie oder Trallie mit Grün angestrichen werden sollen weilen alles in grün zu setzen sich zu hoch verlauffet, und auf solche Weise etwas zu menagiren sey. Wird demnach da zu benöthig sein. Erstl.

12 Maß Leinöl	144 Bl.
20 Pfd. Nürnberger Roth	20 Bl.
3 Pfd. Leim	15 Bl.
4 Pfd. Grünspan	80 Bl.
6 Pfd. Bleweiß	15 Bl.
Summa	274 Bl.

facit 18 fl. 4 Bl.

Joh. Peter Jörges Maler.

Diese Handwerkerrechnungen geben uns zwar kein genaues, aber doch ein ungefähres Bild vom Aussehen des Jagdschlößchens. Die aus Stein gefertigten 3 Thürgestelle lassen darauf schließen, daß das Erdgeschoß auf der einen Seite des breiten Flures 2 Räume (vermutlich ein Zimmer und die Küche)

und auf der anderen Seite einen durch die ganze Tiefe des Hauses durchlaufenden saalartigen Raum enthielt. Die 6 Fenster des Erdgeschosses dürften wohl in folgender Verteilung angebracht gewesen sein: an der Frontseite rechts und links des Portals je ein Fenster, entsprechend auch an der Südseite 2 Fenster, ferner an der Ost- und Westseite je ein Fenster. Zum oberen Stockwerk führte eine (vermutlich steinerne) Wendeltreppe („Windelstiege“) am hinteren Ende des Flurs empor. Das obere Stockwerk war sicherlich kein Vollgeschos, da sonst die Höhe im Verhältnis zu den übrigen Ausmaßen des Hauses übermäßig gewesen wäre und unharmonisch gewirkt hätte. Wenn man sich mangels näherer Unterlagen auf Grund der Handwerkerrechnungen wenigstens ein ungefähres Bild machen will, wird man sich vielleicht folgendes Aussehen des Schloßchens vorstellen dürfen: Ueber dem Erdgeschoss erhob sich ein barockes Dach, aus welchem in der Mitte jeder Seite ein dem Stil entsprechender kleiner Giebel vorsprang. Die Giebel der Front-, Ost- und Westseite enthielten je zwei Fenster, derjenige der Rückseite jedoch nur eines, das der Beleuchtung der Wendeltreppe und des oberen Flures diente. Zur Beleuchtung und Belüftung des Speicherraumes waren die bei Barockdächern üblichen kleinen Gauben angebracht. An der zum Speicher führenden Leiter oder Holztreppe befand sich wohl das vom Zimmermann gefertigte Türchen. Vor der Frontseite lag ein großer Altan, umschlossen von einem aus Säulen und Holzgitterwerk gebildeten Laubengang.⁴⁾

Nachdem im Frühjahr 1721 noch am Erdgeschoss gebaut wurde, hat Graf Johann Friedrich (gest. 9. Febr. 1722) die völlige Fertigstellung des Schloßchens offenbar nicht mehr erlebt. Der Bau dürfte aber im Laufe des Jahres 1722 vollendet worden sein.

Ueber den Bau der Wirtschaftsgebäude sind Akten bisher nicht aufgefunden worden. Wir haben aber andere Anhaltspunkte dafür, wann diese Gebäude erstellt wurden, und zwar scheint mit dem Bau schon bald nach Fertigstellung des Schloßchens begonnen worden zu sein. In unmittelbarer Umgebung des Anwesens war geeignetes Waldgelände in Acker- und Gartenland umgewandelt worden. Demgemäß mußte das zur Bestellung nötige Personal in Rehrdichannichts wohnen. Die Dürkheimer Kirchenbücher der verschiedenen Bekenntnisse enthalten nun in der Tat Einträge, die hierzu wertvolle Aufschlüsse geben. So finden wir schon 1728/29 als auf Rehrdichannichts wohnhaft Georg Jakob Venatore, Jakob König mit Frau und Kind und den Jäger Hans Saberg mit Frau und Kind. Wenn also 1728/29 ein Förster („Jäger“) und sonstige Bediente mit ihren Familien auf Rehrdichannichts ansässig waren, so müssen auch die entsprechenden Gebäude damals bereits vorhanden gewesen sein. Ein „Hof-

mann“ (Gutsverwalter) Claudi Ruppert wird 1737 genannt. In der Zeit von 1740—1750 begegnet in den Kirchenbüchern öfter der Förster Adam Antes (auch Antes geschrieben), 1762 Nikolaus Antes und um 1770/76 der Förster Lautemann. Ein besonderer „Hofmann“ scheint nach Claudi Ruppert nicht mehr ernannt, sondern die Bewirtschaftung der Aecker und Gärten dem Förster und seinen Hilfskräften überlassen gewesen zu sein.

An den Gebäuden waren dauernd umfangreiche Instandsetzungen erforderlich. Aufschlüsse hierüber geben die teils im Fürstlich Leiningischen Archiv zu Amorbach, teils im Staatsarchiv Speyer befindlichen Rechnungen aus dem Jahrzehnt 1770—1779. Ein Kostenanschlag des Dürkheimer Maurermeisters Joh. Georg Mohrschulz vom 28. August 1772 bezeichnet als notwendige Instandsetzungen „die zwey herrschaftl. Gebäude die Dächer, weil durch den Wind die Zigle ziemlich abgetrieben, wieder aufzubessern und einzuspeisen, wie dann die Schornstein wieder zu repariren, auch an des Försters Haus daß Dach zu bestechen.“ Der gleiche Meister hatte schon zwei Jahre vorher nach einer Rechnung vom 6. Nov. 1770 „Daß Stall Dach ganz umgedeckt, die ander aber reparirt, unter dem Hauptdach die Stüch (Stiege) zugemacht, wie auch ein Hut auf den Schornstein gemacht, Weiter in des Jägers Haupt Stub und Kammer aufgebessert und geweißt, den hintern Gübel (Giebel) bestochen, das Dach auf dem Backofen gemacht und eingespeißet“. Schon am 24. Juni 1774 stellt er wiederum Rechnung über umfangreiche Dachinstandsetzungen (zwei Dächer umdecken, die übrigen samt Schornsteinen reparieren und einspeisen), ein Beweis, wie stark die hoch gelegenen Gebäude (437 Meter ü. d. M.) unter Sturm und Wetter litten. Am 18. April 1775 muß Förster Lautemann schon wieder Sturmschäden an den Dächern melden. Nach einem von Mohrschulz am 9. Juni 1777 eingereichten Kostenanschlag war sogar „daß Fachwerk so etliche mahl durch den Wind großen Schaden erlitten, zu repariren“.

Auch der laufende Brunnen, der vermutlich zwischen dem Brunnengebäude und dem Schloßchen seinen Platz hatte, machte öfters Instandsetzungen erforderlich, da zwischen ihm und der Brunnenstube nach uralter Sitte nur eine Leitung aus Holz („Brunnendaichel“) vorhanden war (zur „Wasserkunst“ im Brunnengebäude dagegen hat Meister Ammon schon 1719 eine Leitung aus Metallrohren gelegt, die er aus Dürkheim besorgte). Am 23. Oktober 1771 wird Forstmeister Eberstein (im 2. Stock des Marstalls auf der Hartenburg wohnhaft) angewiesen, dem herrschaftl. Brunnenmacher einen Steinhauer und zwei Mann „entweder in der Frohne oder im Taglohn“ zuzugeben, weil „das Brunnenwasser zu Rehrdichannichts sich verloren und nunmehr durch den Berg und das herrschaftl. Haus durchdringe, mithin zu befahren stünde, daß wann

diesem Uebel in Zeiten nicht abgeholfen werde das Gebäude großen Schaden nehmen würde“. Aber schon am 18. April 1775 muß der Förster Lautemann zu Rehrdichannichts anfordern „ein brunnen-daichel von 20 schuh benebst ein brunnenstock von 5 schuh welches alles morst vaul (morschfaul!) ist und sich der Brunnen verdailen dut unter das Haus welches (Lautemann meint hier natürlich die Instandsetzung!) ein notwendige sach ist“. Daß der Amtschimmel damals auch schon seinen gemächlichen Zetteltrab ging, zeigt der daraufhin endlich am 9. Juni ergangene Beschluß der Rentkammer: „Solle gelegenheitlich beaugenscheinigt und nach Erfund der Sache weitere Vorkehr getroffen werden“.

Für die Sparsamkeit der Rentkammer ist bezeichnend, daß auf die Meldung des Försters Lautemann, verschiedene zerbrochene Fensterscheiben müßten ersetzt werden, folgender Beschluß vom 9. Dezember 1775 erging: „Soll vom Glaser Rünzel ein Ueberschlag gemacht, sodann dieser Ueberschlag dem Glaser Frey zugestellt und von ihm die Beurteilung desselben verlangt, dem so am wenigsten fordert aber die reparation verdungen werden“.

Die französischen Revolutionshorden zerstörten 1793/94 Rehrdichannichts. Zeitgenössische Berichte hierüber sind bisher nicht bekannt geworden. Wir sind daher in manchem auf Schlußfolgerungen aus bekannten Tatsachen angewiesen. Hiernach scheinen die Wirtschaftsgebäude mit den Bedientenwohnungen von der Zerstörung verschont und dauernd bewohnt geblieben zu sein. Diesem Umstand dürfte es zu danken sein, daß nach der Zerstörung der beiden herrschaftlichen Gebäude wenigstens die Sandsteinskulpturen in Sicherheit gebracht und später beim Wiederaufbau des Hauptgebäudes in dessen Außenwände eingemauert wurden. Aus dem Einwohnerverzeichnis und den Standesamtsakten der Stadt Dürkheim ergibt sich, daß 1799 der Förster Ph. Sch. Walter und der Holzmacher Hinkel mit Familie auf Rehrdichannichts wohnten. Die französische Generaladministration der Gewässer und Forsten hat bei Einrichtung ihrer pfälzischen Verwaltungsorganisation einen Forstbezirk Rehrdichannichts geschaffen, der in einem Verzeichnis von 1806 (im Staatsarchiv Speyer) mit den zugehörigen Gärten, Aeckern und Waldungen aufgeführt ist. Vermutlich wurden auch schon in dieser Zeit die Fundamente und die wohl teilweise noch erhaltenen Umfassungsmauern des ehemaligen Schloßchens benutzt, um ein einstöckiges Forsthaus daraus zu gestalten, das dann 1816 beim Uebergang der Pfalz an Bayern von der bayerischen Forstverwaltung als Dienstsiß eines „Stationsgehilfen“ übernommen wurde. Das Forsthaus zeigte aber schon 1830 derartige Risse und Sprünge, daß es beschleunigt geräumt werden mußte. Die bau-

fälligen Teile wurden 1832 abgetragen und neu aufgebaut. Die „Gehilfenstation“ wurde 1853 zur „Forstwartei“ erhoben.

Die Wirtschaftsgebäude an der Westseite sind im 19. Jahrhundert mehrfach abgebrannt. Sie wurden zwar immer wieder aufgebaut, jedoch nach dem Brand von 1848 nicht mehr in der ganzen früheren Länge, sondern ca. fünf Meter kürzer. Im übrigen dürften die an der Westseite des heutigen Forsthauses Rehrdichannichts auf den alten Fundamenten stehenden Wirtschaftsgebäude im Grundriß noch den Bauten ungefähr entsprechen, die in der Leininger Zeit hier standen.

Rehrdichannichts lag sehr abseits und einsam. Nur selten kam damals ein Wanderer hier vorüber. Fernsprecher und Rundfunk, die heute das einsamste Gehöft mit der Welt verbinden, gab es nicht. So mag es verständlich sein, daß dieser Forstwartsiß nicht gerade begehrt war und um 1890 der damalige Inhaber dieses Postens von hier wegzukommen wünschte. Tatsächliche Schäden am Dachstuhl und an der südlichen Außenmauer scheinen daher stark übertrieben dargestellt worden zu sein. Das Haus wurde 1891 für baufällig erklärt, auf Abbruch versteigert und zum Steigpreis von 284.— RM. vom Pächter der umliegenden Jagdbogen, Herrn Weingutsbesitzer und späteren Kommerzienrat Fris Eckel aus Deidesheim erworben. Nach langen Bemühungen und unter mancherlei Vorbehalten und Auflagen erhielt er schließlich 1892 die Genehmigung, das Haus stehen zu lassen und es als Jagdhaus zu benutzen. Aus seinem Nachlaß kaufte der Staat 1917 das Haus samt dem Eckelschen Inventar zurück, überließ es noch eine Reihe von Jahren pachtweise den Neffen Eckels (Georg Rimmich und Friedrich Eckel-Sellmayer in Deidesheim) und richtete dann nach einer 1926/27 durchgeführten gründlichen Instandsetzung hier wieder einen Forstwartsiß ein.

Kommerzienrat Eckel ist es zu danken, daß das Haus nicht nur vor dem Abriß bewahrt werden konnte, sondern auch durch verständnisvolle Anbringung der vorher an den unpassendsten Stellen eingemauerten Skulpturen ein reizvolles, harmonisches Gesamtbild geschaffen wurde. Die meisten Skulpturen stammen zwar von dem völlig verschwundenen Brunnengebäude. Aber die zwei Karyatiden beiderseits der Eingangstür sind wieder an ihren früheren Standort zurückgekehrt, wenn sie auch nicht mehr ihrem früheren Zweck als Pfeiler eines Prunkportales dienen. Die Westseite ziert das lebensgroße Brustbild des Grafen Friederich Magnus. Aus welcher Zeit es stammt, ließ sich bisher nicht feststellen. Ob er selbst dieses Relief anbringen ließ, erscheint als fraglich. Wahrscheinlicher ist, daß sein Sohn und Nachfolger, der nachmalige

Fürst Karl Friedrich Wilhelm, seinem Vater nach dessen Tode an der Stätte, an der er zu Lebzeiten so gerne verweilte, dieses Denkmal schuf. Ein Sandsteinrelief an der Ostseite des Jagdschlösschens zeigt einen hübschen, jugendlichen Mädchentopf, der nach einem vom 16. März 1891 datierten Schreiben des Präsidiums der Regierung der Pfalz an die Kammer der Finanzen die 1728 geborene Tochter des Grafen Friederich Magnus, also die Gräfin Caroline Polyxena (später vermählt mit einem Grafen von Wartenberg, gest. 1782) darstellen soll. Die gleiche Angabe findet sich in einem Schreiben vom 29. Mai 1891, das Karl Emich Graf von Leiningen-Westerburg an die Regierung der Pfalz richtete. Man darf wohl annehmen, daß die Kreisregierung und Graf Karl Emich sich auf beweiskräftige Anhaltspunkte stützten, wenn sie dieses Relief als Bildnis der Gräfin Caroline Polyxena bezeichneten.

Wohl nicht ganz unbeabsichtigt dürfte die Symbolik sein, die sich in der Anbringung der beiden Reliefs äußert: an der Wetterseite im Westen Graf Friederich Magnus im Harnisch, den Blick entschlossen gegen Südwesten gerichtet, scharf Wache haltend gegen den ländergierigen Franzosen, der schon soviel Leid und Not über die Leiningen Gebiete gebracht hat; an der Ostseite aber, den Blick voll der aufgehenden Sonne zugewendet, das junge Gesicht hoffnungsvoll aufblühender holder Weiblichkeit voll Lebensfreude und Zukunftsglauben.

Glanz und Prunk des Leiningischen Jagdschlösschens sind verschwunden, ein schöner Abglanz aber ist uns erhalten geblieben in dem heutigen Forsthaus Rehrdichannichts, das jeden Wanderer immer aufs neue erfreut und entzückt. Der Pfälzer Heimatdichter Karl R ä d e r (Bad Dürkheim) gab diesen Empfindungen trefflichen Ausdruck in den nachstehenden Versen, die er am 6. August 1928 auf Rehrdichannichts niederschrieb:

Im weiten, grünen Pfälzerwalde
Fernab vom städtischen Gebraus
Liegt hoch auf luftiger, sonniger Halde
Ein einsam trautes Försterhaus.
Rund eine Welt von grünen Höhen,
Mein Herz ist voll des Glücks und Lichts,
Und flüsternd rauschen alte Bäume
Mir mahnend zu: „Rehr dich an nichts!“

Die Wolken zieh'n. Es raunt die Quelle,
Die Vöglein singen froh im Hain
Und wundersüßer Waldesfrieden
Zieht selig in mein Herz hinein.
Verflogen sind die grauen Grillen
Und sorgenlosen Angesichts
Wie ein Gebet aus alten Zeiten
Nehm' ich mir vor: „Rehr dich an nichts“.

Und keh'r' ich in der Försterklause
Mit lieben Freunden durstig ein
Und füllt die Försterwirtin heiter
Mein Glas mit goldnem Pfälzerwein:
Dann singen wir im frohen Kreise,
Frei jeden Rummers und Gewichts,
Begeistert nach der alten Weise
Aus voller Brust: „Rehr dich an nichts!“

Anmerkungen.

Schrifttum: Das Schrifttum vor 1889 geht unmittelbar oder mittelbar auf die unrichtige Darstellung des Pfarrers Joh. Gg. Lehmann zurück. Graf Karl Emich v. Leiningen-Westerburg gebührt das Verdienst 1889 erstmals Licht in die Entstehungsgeschichte des Jagdhauses Rehrdichannichts gebracht zu haben durch Veröffentlichung der Schilderung Valentinis. Trotzdem beherrschte Lehmanns sagenhafte Darstellung der Entstehung und Namensgebung der Jagdhäuser Rehrdichannichts, Murrmirnichts und Schaudichnichts auch weiterhin das Schrifttum, insbesondere in der Form, die Aug. Becher ihr gab. So hat z. B. auch Brinkmeier (Genealogische Geschichte des Hauses Leiningen, 1890), obwohl ihm die Veröffentlichung des Grafen Karl Emich v. L.-W. bekannt war, nicht etwa geschichtlich erwiesene Jagdstreitigkeiten als Veranlassung der Namensgebung angeführt, sondern gerade umgekehrt aus der Namensgebung auf vorhandene Jagdstreitigkeiten geschlossen, sie aber als gegebene Tatsachen seiner Darstellung vorangestellt und sich auf Aug. Becher als Kronzeugen bezogen! Dabei ist bis heute kein urkundlicher Nachweis erbracht, daß seit dem dreißigjährigen Krieg überhaupt Jagdstreitigkeiten ernsterer Art zwischen Kurpfalz und Leiningen vorkamen! Die Leiningischen Akten enthalten jedenfalls nach Auskunft des Fürstlich Leiningischen Archivs Anhaltspunkte für das Vorliegen solcher Streitigkeiten nur für frühere Jahrhunderte, nicht aber für das 18., beweisen vielmehr vom Beginn des 18. Jahrhunderts an das gute Verhältnis zwischen Kurpfalz und Leiningen. — Der Aufsatz „Rehrdichannichts“ in den Mannheimer Geschichtsblättern vom Dezember 1911 gibt im wesentlichen nur die bereits seit 1889 bekannte Schilderung Valentinis und die großenteils unrichtige Darstellung Brinkmeiers wieder. — Die Abhandlung des Oberforstmeisters Ludwig Graf im Pfälzischen Museum 1926, S. 213—219 enthält eine ausgezeichnete Schilderung der Wald- und Jagdverhältnisse des 18. Jahrhunderts und der Jagdgrenze zwischen Leiningen und Kurpfalz, außerdem auch kurze Auszüge aus den Bauakten 1717 bis 1721 und den Instandsetzungsrechnungen 1770—79. Leider sind ihm mehrfach geschichtliche Unrichtigkeiten und beim Lesen der vergilbten Akten auch Irrtümer (z. B. „Bäume“ statt „Camin“) unterlaufen. Die Bau- und Instandsetzungsakten wurden von Graf nur ungenügend ausgewertet, lagen damals auch noch nicht so vollständig vor wie jetzt. Noch völlig unter der Herrschaft

des legendenhaften älteren Schrifttums stehend, suchte Graf ohne Anlaß und ohne tatsächliche Beweise die Schilderung Valentini's anzuzweifeln.

Dem Fürstlich Leiningischen Archiv in Amorbach und dem Staatsarchiv Speyer danke ich verbindlichst für die gewährte Mittheilung und Auskunftserteilung, dem Verlag Rheinberger (Dürkheim) und Herrn H. W. Bondrian (Mainz) für Ueberlassung von Lichtbildern.

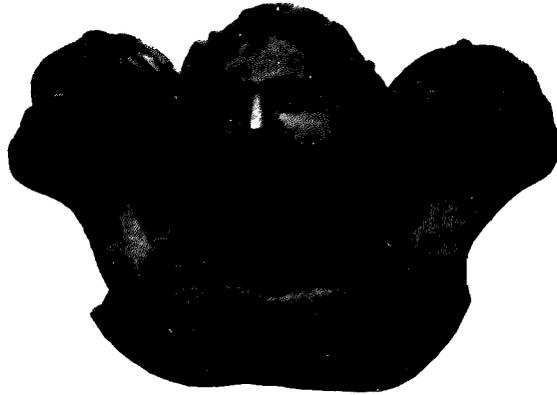
¹⁾ Frühere Schreibweisen: Hemelkopf, Hymelkopf, Hamelkopf, später umgebildet in Hammelkopf.

²⁾ Bockerum = Bockenheim bei Grünstadt.

^{2a)} Rechenfehler des Handwerkers.

²⁾ Diese und die folgenden Angaben aus den Kirchbüchern, Standesamtsakten usw. verdanke ich dem im Dürkheimer Stadtarchiv tätigen Herrn Heinrich Buchert.

¹⁾ Nach sachverständiger Schätzung des Herrn Gewerbe-
rat Eberle (Ludwigshafen a. Rh.) reichten die im Voranschlag des Malers Förge's aufgeführten Farbmengen zu dreimaligem Anstrich von etwa 100 qm Holzwerk aus. Es muß sich also um einen ziemlich langen, aus Holzgitterwerk bestehenden Laubengang gehandelt haben, der eine ansehnliche Fläche vor der Frontseite des Schloßchens umschlossen haben dürfte.



Relief der Gräfin Caroline Polyxena von Leiningen

Aufnahme: H. W. Bondrian

Alte Mannheimer Familien italienischen Ursprungs

Von Johannes Freiherr von Brentano

Aus der fruchtbaren und durch ihre sonnige und geschützte Lage bekannten Cremesina am Comer See wanderten im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts zahlreiche nachgeborene Söhne alteingesessener Familien jener Gegend über die Schweiz nach Süddeutschland aus. Ihre Vorfahren waren Gutsbesitzer in den verschiedenen Gemeinden gewesen, die um Cremesina als Hauptort liegen, wo sie Weinberge und Obstgärten, Wiesen und Felder besaßen. Ihre geräumigen Häuser, die teilweise mit dem alten Familienwappen geschmückt sind, und zahlreiche kirchliche Stiftungen zeugen noch heute von dem frommen Sinn und dem Wohlstand dieser alten Geschlechter. Das starke Anwachsen jener Familien auf dem viel zu engen Raum am Ufer des durch hohe Berge umsäumten Sees, die geringen Verdienstmöglichkeiten zur Zeit der spanischen und später der österreichischen Regierung, in der es noch keinen Fremdenverkehr gab und die dortigen Einwohner lediglich auf den Verkauf von Feldfrüchten angewiesen waren, bewogen einige Fami-

lien, sich im Ausland als Kaufleute zu betätigen. Dort eröffneten sie bald Handlungen für Südfrüchte, die ihre Eltern und Verwandten teilweise auf ihren Gütern erzeugten, und der steigende Absatz derselben vermehrte bald den Gewinn und das Vermögen der Einwanderer.

Mehrere dieser Familien zogen nach Frankfurt a. M., so die alten Geschlechter der Brentano, Guaita, Mainone usw. Von diesen wurde die Familie Brentano die bekannteste, da der Gründer der Frankfurter Linie, namens Domenico, der Urgroßvater des Dichters Clemens und seiner Schwester Bettina Brentano wurde. Von dieser Linie, die aus Cremesina stammte, zog ein Sohn dieses Domenico Brentano namens Peter Anton nach Mannheim und wurde der Ahnherr des dortigen Familienzweiges. Seine Söhne Stephan Dominik (geb. 15. 3. 1731 in Frankfurt a. M., gest. 8. 2. 1805 in Mannheim) und Peter Paul Jakob Bartholomäus wurden bekannte Persönlichkeiten in Mannheim und werden deshalb in der Stadtgeschichte öfters erwähnt.¹⁾ Peter Paul Brentano erhielt am

19. Juli 1782 für seine in Mannheim bestehende Handlung und Tabakfabrik verschiedene Privilegien. In der diesbezüglichen Urkunde heißt es unter § 5 wie folgt: „Sodann darf die Firma und Fabrike den Namen einer Kurfürstlichen privilegierten Fabrike führen, und unser kurfürstliches Wappen denen Fabrikgebäuden und Tabaks-Niederlagen vorsetzen.“²⁾)

Im Verzeichnis sämtlicher Gebäude in Mannheim mit Bemerkung ihrer damaligen Eigentümer usw. von 1820 wird unter Lit. Z 1 Nr. 10 oben-erwähnte Tabakfabrik mit Gärtnerwohnung genannt. Am 2. September 1783 hatte Kommerzienrat Peter Paul Brentano in Mannheim für 11 000 Gulden ein Haus gekauft, das im Mannheimer Häuserverzeichnis unter Quadrat 45 Nr. 9, Lit. J 1 Nr. 11, später Lit. J 1 Nr. 11d, angegeben ist. Nach seinem Tode ging dieses Haus am 19. Januar 1814 an seinen Sohn, den Handelsherrn Ludwig Eugen Brentano, über, der dasselbe am 7. Januar 1839 samt der darin befindlichen Tabakmühle und der Tabakspresen für 9101 Gulden versteigern ließ. Außer obengenanntem Hause hatte Kommerzienrat Peter Paul Brentano in Mannheim am 12. November 1802 noch ein anderes Haus zum Preise von 3146 Gulden erworben, das im Verzeichnis sämtlicher Gebäude Mannheims von 1820 unter Quadrat 58 Nr. 1 und 2, Lit. H 5 Nr. 1 steht. Auch dieses Haus wurde nach dem Tode des Kommerzienrates Peter Paul Brentano von seinem Sohn, dem Mannheimer Ratsherrn Ludwig Eugen Brentano (geb. Mannheim 19. 12. 1780, gest. Mannheim 11. 10. 1825), am 30. August 1815 für 2999 Gulden gesteigert. Er hatte das Haus bis zum 14. Juni 1826 im Besitz, und verkaufte es dann für 2175 Gulden an den Mannheimer Bürger Adam Köhler.³⁾ Sein Bruder Lorenz Peter Brentano war im Jahre 1848 Mitglied der Nationalver-sammlung.⁴⁾)

Wie aus der beigefügten Ahnentafel hervorgeht, stammte auch Anna Maria Johanna Brentano (geb. in Trezzano am 30. 3. 1677, gest. in Mainz am 9. 10. 1731) von diesem Familienzweige ab. Sie hatte sich im Jahre 1697 mit Johann Jakob Franz Molinari verheiratet und zog mit ihrem Gemahl nach Mainz, wo er sich als Kaufmann niederließ. Die Familie Molinari stammte aus Biano bei Trezzano und war auch nach Deutschland ausgewandert. Dort teilte sie sich in mehrere Zweige, von denen der eine nach Breslau zog, wo er zusammen mit den Familien Rava und Salice und später mit der Familie Forni eine bedeutende Handlung gründete, in deren Geschäftsräumen im 19. Jahrhundert der Dichter Gustav Freytag seinen bekannten Roman „Soll und Haben“ spielen ließ. Eine andere Linie der Familie Molinari blieb in Mainz, wo uns um 1700 Jakob Franz Molinari entgegentritt, der, wie bereits erwähnt, Anna Maria Johanna



Lorenz Peter Brentano
Lithographie von Wagner 1848

Brentano heiratete. Seine Enkelin namens Maria Martha Molinari (geb. zu Mainz am 3. 11. 1753) heiratete hier am 29. 9. 1772 den Buchhändler Mathias Fontaine aus Mannheim. Dieser war einer der angesehensten Bürger seiner Vaterstadt, von hoher Bildung und großen Fähigkeiten. Das junge Ehepaar blieb zunächst im elterlichen Hause in Mannheim, das in der Mauritzgasse lag. Am 23. Mai 1796 kaufte Mathias Fontaine jedoch für den Preis von 22 000 Gulden das v. Sußmannsche Haus Nr. 263 in der Weinheimer Straße, heute N 2, 3, das er durch Umbau erweiterte.⁵⁾)

Die buchhändlerische Tätigkeit in Mannheim brachte Mathias Fontaine im In- und Auslande große Erfolge. Als ihren Höhepunkt bezeichnet die Familienchronik einen Auftrag des Fürsten Rinsky in Prag vom Jahre 1805, wonach Fontaine dem Fürsten zur Gründung einer Bibliothek je ein Exemplar sämtlicher in der Buchhandlung vorhandenen Prachtwerke zu liefern hatte, was ihm 80 000 fl. einbrachte.

Auch im gesellschaftlichen Leben Mannheims hatte das Ehepaar Fontaine eine sehr angesehene Stellung. So gehörten beide zu den wenigen Bür-

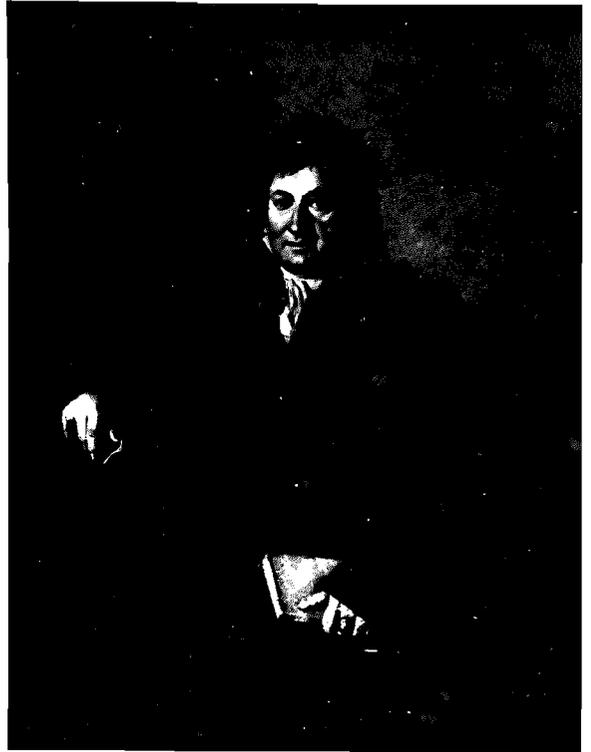
gern, die zu den Hoffestlichkeiten des Kurfürsten Karl Theodor im Mannheimer Schloß zugezogen wurden. In wie hohem Grade Fontaine aber auch das Vertrauen seiner Mitbürger besaß, beweist seine Wahl zum Oberbürgermeister seiner Vaterstadt, die 1810 erfolgte. Mathias Fontaine schlug aber aus geschäftlichen Gründen dieses ehrenvolle Amt ab, worauf an seiner Stelle Bankier Johann Wilhelm Reinhard gewählt wurde. Im Jahre 1818 starb Mathias Fontaine im Alter von 69 Jahren, tief betrauert von allen, die ihn kannten.

Er hinterließ zwei Töchter, von denen die älteste, Katharina Fontaine, sich in Mainz am 18. Mai 1791 mit dem dortigen Juwelier Franz Anton Borgnis verheiratete.¹⁾ Aus dieser Ehe stammte ein Sohn, Mathias Franz Joseph Borgnis, der sich zu Frankfurt a. M. mit Louise Friederike von Bethmann, Witwe des verstorbenen Staatsrates Simon Moritz von Bethmann, verheiratete. Letzterer war ein Vorfahre des späteren deutschen Reichskanzlers Theobald von Bethmann-Hollweg.

Die zweite Tochter des Mathias Fontaine, namens Anna Maria, heiratete in Mainz am 18. Mai 1791 den bekannten Kunsthändler Dominik Artaria. Dieser vereinigte in Mannheim den gesamten deutschen Kunsthandel in seiner Hand. Er führte neben Kupferstichen und Radierungen Delgemälde und Zeichnungen, auch Landkarten und Prachtwerke in seinem Geschäft, und seine Handlung dehnte sich über ganz Europa aus. Der Kaiserliche Hof in Wien und die süddeutschen Staaten, vor allem König Ludwig I. von Bayern, waren seine beständigen Abnehmer. Auf eine Anfrage des Großherzogs Karl August von Weimar antwortete Goethe seinem Herrn: „Das werden Ew. Hoheit bei Artaria in Mannheim finden, sie sind zwar teuer, aber sie haben alles“. Die Bedeutung des Verlags geht unter anderem aus einem Katalog von 1819 hervor. Die darin erschienenen Kupferstiche wurden in den Mannheimer Geschichtsblättern von 1909, Nr. 3 Seite 62—67, abgedruckt. Ausdehnung und Bedeutung des Verlags sind daraus zu erkennen.

Zunächst befand sich die Firma Artaria in Mannheim im Hause des Hofarchitekten Quaglio, B 2, 12. Im Jahre 1803 wurde aber Wohnung und Geschäft in das Haus zum „Prinzen Karl“ am Paradeplatz, D 1, 1, verlegt, wo die Firma ihren Sitz bis zur Auflösung behielt.

Im Jahre 1819 vereinigte sich die Firma Dominik Artaria mit der Buchhandlung Fontaine in Mannheim. Leider waren nach dem Tode des Dominik Artaria, der am 2. Januar 1823 erfolgte,²⁾ seine Enkel für den Beruf ihrer Vorfahren nicht



Dominik Artaria, Stich von L. E. Grimm nach dem Gemälde von B. Krafft 1815

mehr zu gewinnen und so ging im Jahre 1863 das gesamte Geschäft an den Berliner Kunstverlag Lüderitz über.

Anmerkungen:

¹⁾ Vgl. Friedrich Walter: Geschichte Mannheims, Stephan Brentano, Ratsherr u. bischöfl. bayr. Hofkammerrat. Bd. I S. 866, Bd. II S. 27 u. 41; ferner Karl Hauck: Geschichte der Stadt Mannheim. Leipzig 1899 S. 46, 51, 57 ff., 62, 129. Ueber seinen Bruder Peter Paul Brentano, Kommerzienrat in Mannheim, vgl. Walter: Geschichte Mannheims, Bd. I S. 727, 740, 878; Bd. II S. 68 u. 310. Ferner: Mannheimer Geschichtsblätter XXXI. Jahrgang vom Oktober 1930, Nr. 10 S. 215 „Die Tabakfabrik des Peter Brentano in Mannheim“.

²⁾ Vgl. Gatterers Technologisches Magazin I, 385 und Mannheimer Geschichtsblätter XXXI. Jahrgang vom Oktober 1930, Nr. 10 S. 215.

³⁾ Vgl. zu obigen Ausführungen Ratsprotokoll vom 19. Oktober 1825. Nr. 1034.

⁴⁾ Vgl. Badische Biographien, hrsg. v. Fr. v. Weech, Bd. II S. 879 ff.

⁵⁾ Vgl. Waldeck, Alte Mannheimer Familien I S. 40.

⁶⁾ Im Jahre 1816 verlegte Franz Anton Borgnis, der aus Santa Maria Maggiore im Tale Biagezzo in Piemont stammte, seine seit langem bestehende Juwelenhandlung von Mainz nach Frankfurt a. M., wo sie von seinen zwei Söhnen in der Löngeßgasse unter der alten Firma Gebrüder Borgnis weitergeführt wurde. Vgl. A. Dieß, Jtt. Handelsgesch. Bd. IV Teil 1, S. 294.

⁷⁾ Bilder der Söhne Dominik Artarias, Karl und Philipp, vgl. Walter, Gesch. Mannheims Bd. II, S. 260 bzw. 485. Vgl. auch Florian Waldeck „Alte Mannheimer Familien“ Bd. I, 1920, S. 20—21.

Verwandtschaftliche Beziehungen

zwischen den Familien Brentano, Molinari, Fontaine und Artaria in Mannheim

Zusammengestellt von Johannes Freiherr von Brentano

Stefano Brentano
* Tremezzo 5. 6. 1605
† Tremezzo 16. 10. 1668
⊙ 1647 mit Maria de Stoppanis
* 1621, † Tremezzo 12. 12. 1699

1. Domenico Brentano

* Tremezzo 8. 1. 1651
† Tremezzo 15. 4. 1723
⊙ Tremezzo 1676

Maria Magdalena Bellini

* Tremezzo 1657
† Tremezzo 2. 7. 1732

Peter Anton Brentano

* Tremezzo 4. 3. 1692
† Frankfurt a. M. 19. 1. 1769
Kaufmann in Frankfurt a. M.
und Mannheim¹⁾

⊙ Maria Concordie Prestinari
† 10. 5. 1792

Peter Paul Bartholomäus Jakob Brentano

* Frankfurt a. M. 19. 7. 1740
† Mannheim 17. 8. 1813²⁾
⊙ 1. Mannheim 24. 6. 1767 mit

Anna Maria Andriano

† 15. 6. 1807
⊙ 2. 16. 8. 1808 mit
Helene Heger aus Otterberg
† 14. 12. 1831

Sohn aus 2. Ehe:

Lorenz Peter Brentano

* Mannheim 4. 11. 1813
† Chicago 17. 9. 1891³⁾
Amerikanischer Generalkonsul in Dresden
⊙ 1. 13. 12. 1837 mit

Karoline Lentz

⊙ 2. mit Caroline Aberle
* 19. 12. 1819
† Chicago 29. 4. 1893

Theodor Brentano

* Kalmazoo, Mich., 29. 3. 1854
⊙ Chicago 17. 5. 1887 mit

Mimie Clausenius

Gesandter der Vereinigten Staaten
in Ungarn, Budapest, vom 10. 2. 1922
bis 15. 5. 1927
Oberichter in Chicago, Erzellenz.⁴⁾

Giovanni Pietro Brentano

* 8. 2. 1648
† Tremezzo 13. 6. 1713
⊙ 1672 mit

Isabella Elisabetha Forno (Tochter des Gio-
vanni Forno)
† 24. 5. 1723

Anna Maria Johanna Brentano

* Tremezzo 30. 3. 1677
† Mainz St. Quintin 9. 10. 1731
⊙ um 1697 mit

Johann Jakob Franz Molinari

* Biano bei Tremezzo 1661
† Mainz St. Quintin 3. 9. 1735
Kaufmann in Mainz, wohin er um 1700 von
Biano aus hinzog (Sohn des Guiseppe Molinari)
* Biano 1633
† Biano 18. 12. 1690
⊙ Marg. de Bellinis aus Volesio

Peter Jakob Molinari

(Bürger und Kaufmann in Mainz, wo er am
12. 6. 1747 das Mainzer Bürgerrecht erhielt)
⊙ 12. 1. 1749 mit

Maria Anna Lindt

* Frankfurt a. M. 24. 7. 1728 (Tochter des Wein-
händlers Stephan Lindt)

Maria Martha Walburga Molinari

* Mainz St. Quintin 3. 11. 1753
† Mannheim 5. 5. 1824⁵⁾
⊙ Mainz St. Quintin 29. 9. 1772

Mathias Fontaine (Buchhändler in Mannheim)

* Mannheim 28. 12. 1749
† Mannheim 13. 1. 1818

Katharina Fontaine

⊙ Mainz St. Quintin 18. 5. 1791
Franz Anton Borgnis (Sohn des
Carl Hyronimus Borgnis, Juwelier
in Mainz), seit 1816 in Frankfurt a. M.

Mathias Franz Joseph Borgnis

* Mainz St. Quintin 10. 2. 1798
⊙ Frankfurt a. M. 1828 mit
Luise Friederike von Bethmann
(Witwe des Staatsrates Simon Mo-
riß von Bethmann)

Anna Maria Fontaine

⊙ Mainz St. Quintin 18. 5. 1791
mit

Dominik Artaria

* Blevio in Piemont 1765
† Mannheim 2. 1. 1823

Sämtliche Frankfurter Tauf-, Heirats- und Sterbedaten sind in den Registern des Doms enthalten.

¹⁾ Vgl. Heinrich v. Feder „Geschichte der Stadt Mannheim, Bd. 1, S. 365, 364, 375, 410, 414, 461, 372.

²⁾ Vgl. Heinrich v. Feder „Geschichte der Stadt Mannheim, Bd. 1, S. 9 und 55.

³⁾ Vgl. Badische Biographien, v. Teil, Bd. 2, S. 879 bis 895.

⁴⁾ Da seine Erzellenz Theodor Brentano drei Töchter aber keinen Sohn aus seiner Ehe hat, stirbt mit ihm dieser Familienzweig im Mannesstamme aus.

⁵⁾ Ihr Bruder war der Geistliche Rat Stephan Franz Anton Molinari, dessen verdienstvolles Leben von Dr. Johannes Freiherr von Brentano im Mainzer Journal vom 28. 8. 1937, 19. 9. 1937 und 25. 12. 1937 geschildert wurde.

Ein neues Bildnis des Generalfeldmarschalls Friedrich Michael von Pfalz-Zweibrücken

Von Gustaf Jacob



Heinrich Carl Brandt:

Bildnis des Generalfeldmarschalls Friedrich Michael
von Pfalz-Zweibrücken

Hochentwickelt und durch die großen französischen Vorbilder geschult, wendet sich die Bildnismalerei am kurfürstlichen Hofe der Schilderung der Persönlichkeit zu. Mittelpunkt solchen Schaffens war die von dem Architekten und Bildhauer Peter Verschaffelt (1710—1793) ins Leben gerufene Zeichnungsakademie, die wichtigste künstlerische Bildungsanstalt, die Mannheim neben dem berühmten Antikensaal und der kurfürstlichen Gemäldegalerie besaß.

Sieht man von der kurzen Zeitspanne eines Jahrzehnts ab, welche die Tätigkeit des aus Kopenhagen stammenden Johann Georg Ziesenis in den 1750er Jahren umschreibt, so darf Heinrich Carl Brandt als der bedeutendste Bildnismaler des Mannheimer Rokoko gelten. Zu Wien 1724 geboren, dann Schüler der dortigen Akademie unter

Jakob van Schuppen und Martin von Meytens dem Jüngeren, studierte er seit 1750 in Paris und kam 1761 auf Empfehlung des Mainzer Kurfürsten Johann Friedrich Carl von Ostein nach Mannheim, um hier in der kurfürstlichen Galerie „sein Studium nach van deik (v. Dyck) in der Farb und die Antiquenzeichnung fleißig zu prosequieren“. Bald durfte er den stolzen Titel eines pfälzischen Rabinettsmalers (1766) tragen und ward drei Jahre später mit der Würde eines Professors und ständigen Sekretärs der neugegründeten Mannheimer Zeichnungsakademie ausgezeichnet. Von nun an entfaltete er eine außergewöhnlich fruchtbare Tätigkeit am kurfürstlichen Hof. Als ihn sein frühes Schicksal ereilte — er endete 1787 zu München in ungeordneten wirtschaftlichen Verhältnissen durch Selbstmord — gab es niemand, der sein Können erreichte.

Von seiner Hand stammt auch jenes treffliche, kürzlich vom Schloßmuseum erworbene und nunmehr im Konferenzsaal (Raum 419) ausgestellte Bildnis, das wir hier in Abbildung vorlegen. Es bereitet keine große Schwierigkeit, den Dargestellten zu bestimmen. Gibt es doch von dem Mannheimer Maler und Radierer Josef Fratrel (1730—1783) eine in drei verschiedenen Zuständen bekannte, im Jahre 1776 — nach dem Tode des Reichsfeldmarschalls — erschienene Bildnisradierung, welche die Unterschrift trägt: *Fridericus Princeps Bipontinus*. Ein kurzer Vergleich genügt, um zu wissen, daß wir die gleiche Persönlichkeit vor uns haben.

Friedrich Michael von Pfalz-Zweibrücken, der Schwager des Kurfürsten Carl Theodor und Vater des Königs Max I. Joseph von Bayern, ward am 27. Februar 1724 — im gleichen Jahre wie Brandt — als Sohn des Pfalzgrafen Christian III. von Pfalz-Birkenfeld zu Rappoltsweiler geboren. Charakter, Geist und Leidenschaft führten ihn zum Beruf des Soldaten. Zunächst General in französischen Diensten, dann Inhaber und Obrist des Regiments Royal d'Alsace, nahm er seit 5. März 1746 den im 18. Jahrhundert nur zweimal verliehenen Rang eines Generalissimus und Kommandierenden über sämtliche pfälzischen Truppen ein. Die Bedeutung solch einflussreicher Stellung erhellt aus den damals erlassenen Instruktionen, in denen es u. a. heißt: „sollen alle Kriegs-Leuthe unter seiner ordre stehen, alle Rapporte der Generale, Gouverneure, Regimentskommandanten, auch anderer Offiziere an ihn ergehen, nicht weniger die Kriegsrrechte und Urteile, Klagen, Beschwerden, Vorstellung, neue Ersetzung erledigter Chargen“. Im

Jahre 1752 wurde dem Pfalzgrafen auch der militärische Rang eines Gouverneurs der Festung Mannheim zugestanden. Der Siebenjährige Krieg sah ihn als Oberbefehlshaber der Reichsarmee auf Seiten Maria Theresias. Friedrich der Große hat von dem Gegner, den später eine Inschrift seines Prunkfarges als den „Liberator Saxoniae“, den Befreier Sachsens, rühmte, in Worten hoher Anerkennung gesprochen. Als er am 15. August 1767 im Alter von nur 43 Jahren starb, war eine mit Feuer und Flammen für den Soldatenberuf begeisterte Persönlichkeit dahingegangen, der insbesondere die kurpfälzische Artillerie große Reformen verdankte. Den prunkvollen Sinnfarg, der seine sterbliche Hülle aufnahm, entwarf der Baumeister Nicola Pigage (1721—1796) und der Bildhauer Conrad Lind (1730—1793) schmückte ihn mit plastischem Zierrat. Er fand Aufstellung in der Gruft des Heidelberger Karmeliterklosters und wurde später in die S. Michaelskirche zu München übergeführt.

Stellung, Einfluß und Wertschätzung dieses fähigen Mannes ist eingefangen in Brandts gleichstimmigem Gemälde, das bald nach 1760 entstanden sein dürfte. Denn Friedrich Michael trägt

hier schon das Goldene Vließ, dessen Ritter er seit 1759 war, und den Maria-Theresia-Orden (mit rot-weiß-rottem Band), der ihm das Jahr darauf verliehen wurde. Ist so der Generalfeldmarschall, seinem Range gemäß, mit allem dekorativen Beiwerk der Uniform umgeben, so ist doch das in außerordentlich leuchtendem Schmelz gemalte Porträt voll feiner Beobachtung menschlicher Charakterzüge und offenbart etwas von dem kraftvollen Temperament dieses Pfalzgrafen, dem man nachrühmte, daß er der schönste Mann seiner Zeit gewesen sei.

Schrifttum:

Oskar Bezzel: Geschichte des kurpfälzischen Heeres von seinen Anfängen bis zur Vereinigung von Kurpfalz und Kurbayern 1777. München 1925. Ludwig Trost und Friedrich Leist: Pfalzgraf Friederich Michael von Zweibrücken und das Tagebuch seiner Reise nach Italien. München 1892. Josef August Beringer: Der kurfürstliche Kabinetsporträtmaler Heinrich Karl Brandt. Mannheimer Geschichtsblätter III. Jahrgang 1902, 11, 220 — 12, 244.

Gustaf Jacob: Der kurpfälzische Bildhauer Franz Conrad Lind. Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft Band I, Heft 6, Juni 1935, S. 326 ff.

Gustav Adolf Ackermann; Ordensbuch sämtlicher . . . Orden und Ehrenzeichen. Annaberg 1864. S. 12 f., 15.

Kleinere Mitteilungen

Gedicht von Philipp Franz Walther, geb. 3. 1. 1782,
gestorben 29. 12. 1849
an Feldmarschall Graf Wurmf er (1795?) auf die

Befreiung Mannheims von den Franzosen

Allvater! laß den greisen Held
Dem Vaterlande, ja der Welt
Noch viele Jahre leben!
Dies sind die Wünsche, welche sich
Boll Wärme, edler Graf, für dich
In meinem Herzen heute heben.

Des Glückes tückevoller Reid
Entriß zu jener finstern Zeit
Wild deinem greisen Haupte
Den wohlverdienten Lorbeergranz,
Der reizend in dem schönsten Glanz
Dies würdige Haupt zuvor umlaubte.

Allein verjüngter Lorbeer wand
Dir Mannheim mit besiegter Hand
Um deine greisen Haare;
Hier prangen nun in stolzer Pracht
Trophäen, Zeugen deiner Macht
Und reden noch nach vielen Jahren.

Durchströmte deine Adern doch
Stehst Jugendkraft, mögt ja auch noch
Im Alter dich beleben!
Dies wünscht dein Muth' entflammtes Heer
Dies wünscht das Reich, dies wünschet der,
Dem es den Zepter übergeben.

Ich leb, ich sterb für mich allein:
O Welt! dir wird aus meinem Sein
Kein großer Vorteil fließen:
Doch du, o tapfrer, großer Held
Du lebst, du stirbst einst für die Welt,
Aus dir wird Heil für sie entspringen.

Daher, o edler! weih ich dir
Die Kräfte, die Allvater mir
Boll Liebe hat gegeben.
Ja selbst der Tod für dich ist Lust;
Sein Pfeil verwunde meine Brust,
Er raube dir nur nicht das Leben.

Erhält zu längerem Leben mich
Allvaters Rath; so wünsche ich
Das Leben zu genießen,
Solang dein Aug' noch wachend ist;
Und wenn dies Adleraug sich schließt,
Dann auch das meinige zu schließen. —

Mitgeteilt von Herrn Rechtsanwalt Dr. Hans Neumann.

Zu dem Beitrag von Walter Hoß über die *Harthenburg* in Heft 1/2 dieses Jahrgangs stellte uns Herr Oberregierungsrat a. D. Rudolf Neubold die folgenden Zusätze freundlichst zur Verfügung.

Seite 6, II. 3. 9: „Beze“ ist „hündisches Weibsbild“, also Dirne. Deren Gefängnis war also neben der Durchfahrt.

Seite 11, I. 3. 8: „neun Desegkin“ = Dufägge, Dufak; ein böhmisches primitives Krummschwert, das im 14. bis 17. Jhdt. viel gebraucht wurde. Als Griff diente ein Schliß unten in der Klinge (siehe Demmin, Kriegswaffen; Abbildung auch Meher Konversationslexikon).

Seite 11, I. 26: „Schaube“ ist kein Hut, sondern ein weiter offener Oberrock, gestickt und mit Pelz gefüttert, der als Festkleid diente.

Seite 12, I. 3. 19: „Kopf“ ist im Gegensatz zum schlanken „Becher“ — ein Pokal mit gewölbtem, römertypischen Oberstück (cuppa).

Seite 12, I. 3. 25: „Scheuren“ (Scheire, Schauer) ist ein hoher, schlanker Becher, der mindestens 1—2 L. hält, vielleicht mit Pokal zu übersetzen.

Seite 12, I. 3. 7 v. unten: „Banuehl“ (?) Schreibweise: baumöhl.

Ausstellungen der Schloßbücherei

Wir werden künftig an dieser Stelle über die Sonderausstellungen, die von der Schloßbücherei seit mehreren Jahren veranstaltet werden, fortlaufend berichten. Die Schriftleitung.

Gleichzeitig mit der großen, vielbeachteten Ausstellung „Spätgotische Buchkunst“, die in den Räumen des Schloßmuseums stattfand (vgl. dazu den ausführlichen Bericht von Dr. H. Stubenrauch in den „Mannheimer Geschichtsblättern“ Jg. 37. 1936. S. 91 ff.), bot die Schloßbücherei den Besuchern ihrer Lesesäle eine kleinere, gleichfalls höchst anregende Bücherchau dar. Sie war dem englischen Romandichter Charles Dickens (1812 bis 1870) aus Anlaß der 125. Wiederkehr seines Geburtstages gewidmet und veranschaulichte an einer Reihe überaus wertvoller Erstausgaben das gleichsam „literarische Porträt“ dieses Engländer, dessen Werke heute zum großen Teil Besitz der Weltliteratur sind. Dank seiner unerschöpflichen Erfindungsgabe, seiner lebendigen Erzählungskunst und seines ursprünglichen dichterischen Gestaltungsvermögens ist Dickens der erfolgreichste und gefeiertste Schriftsteller der angelsächsischen Welt geworden, die sein Werk in erstaunlicher Tiefe und Breite aufnahm und bewahrte; gemessen an Umfang und Zahl seiner Romane und Erzählungen gehört er zu den emsigsten und fruchtbarsten Schriftstellern seines Jahrhunderts.

Beginnend mit den frühen „Sketches“, den Skizzen, deren erste er 1833 unter dem Pseudonym „Boz“ veröffentlichte, reihte Dickens in unermüdlichem Schaffens-eifer Werk an Werk; neben zahlreichen kleineren Novellen und Erzählungen stehen die großen Romane: „Die Pickwickier“ (seit 1836), die ihn bekannt und bereits berühmt werden ließen; der „Oliker Twiss“ von 1837, in dem er das tragische Schicksal eines armen Waisenknaben ergreifend gestaltete; schließlich — um nur diesen einen Titel noch zu nennen — der „David Copperfield“ (1849—50), das Werk, mit dem seine epische Kunst Reife und Meisterschaft gewann. Wirklichkeitsnähe, Anschauungsfülle und ein erstaunlicher Reichtum an Handlung und Charakteren war das Wesen dieser Kunst, deren dichterischer Gehalt uns heutigen sehr wesentlich als Ausdruck ihrer Zeit erscheint. Darin aber liegt die Bedeutung dieses Erzählers; sein Schaffen verkörpert in seltener Vollkommenheit den Geist und die Kultur Englands in den Jahrzehnten zwischen den

Stürmen der Napoleonischen Kriege und dem Zeitalter der imperialen Machtausweitung am Ende des 19. Jahrhunderts.

Gerade diese Tatsache vermochte die Ausstellung der Schloßbücherei eindrucksvoll zu vergegenwärtigen. Ueber alles buchgeschichtlich und literarhistorisch Wissenwerte — das die sorgfältige Beschriftung in erschöpfender Vollständigkeit vermittelte — hinaus fesselten die Werke, die hier gezeigt wurden, den Betrachter vor allem durch die köstlichen Bilder, die sie schmückten. In diesen wundervoll klaren, lebendigen, ebenso wirklichkeitsgetreuen, wie künstlerisch vollendeten Stichen ist von kongenialer Zeichnerhand — zumeist der George Cruikshanks (1792—1878) — die Welt der Romane Dickens (1792—1878) — die Welt der viktorianischen Zeitalters in der traditionsgebundenen Bürgerlichkeit seiner Lebenshaltung ist hier dem Auge schaubar gemacht! Die Menschen dieses England, die Dickens nicht müde wurde, in ihrer Stärke und ihrer Schwäche zu schildern, diese bürgerlichen Menschen, die zufrieden und sorglos sich in genießerischem Stolze ihrer geschäftlichen und gesellschaftlichen Erfolge freuen, die voll Hochmut und Annäherung sich von den sozial tiefer stehenden Volksschichten abschließen und in ehrfürchtiger, ja demütiger Bewunderung zu den Kreisen des Adels emporblicken: sie sind in diesen Bildern in unnachahmlicher Lebendigkeit gezeichnet. Aus ihnen spricht zugleich der natürliche, bezwingende Humor, die schalkhaft-heitere Fröhlichkeit und die feine überlegene Ironie, die dem Erzähler Dickens in höchstem Maße eigen waren.

*

Erlesene bibliophile Kostbarkeiten ihres Eigenbesitzes vereinigte eine zweite Ausstellung, mit der die Schloßbücherei des italienischen Seefahrers Amerigo Vespucci (1451—1512) gedachte, nach dem bekanntlich die beiden Amerika ihren Namen tragen. Geschichtswerte, Reisebeschreibungen und Quellenansammlungen zur amerikanischen Geschichte in dem Jahrhundert, das der kolumbianischen Entdeckung folgte, verfesten den Betrachter zurück in eine der bewegtesten Epochen der abendländischen Geschichte: in die gewaltige Zeitenwende am Anfang des 16. Jahrhunderts, als in einem poli-

tischen, wirtschaftlich-sozialen, geistigen und religiösen Umbruch ohne gleichen das Mittelalter zu Ende ging und eine von Grund auf veränderte neue Welt heraufzog.

Mit großer Kennerchaft und aus erfahrungsreichem, vielseitigem buchkundlichen und historischen Wissen heraus waren eine große Anzahl seltener Werke zusammengetragen worden. Da war eine venezianische Lebensbeschreibung des Kolumbus von 1571, ein französischer Reisebericht über Nordamerika aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu finden und die umfangreiche „Geschichte der Entdeckungen“ des Spaniers Herrera y Tordesillas, den König Philipp II. zum Geschichtsschreiber des neuentdeckten „Indiens“ ernannt hatte. Besondere Beachtung verdiente die kostbare Erstausgabe einer in Chile gedruckten, indianischen Sprachlehre, in der 1765 von dem spanischen Missionar A. Febres der Versuch gemacht wurde, ein Wörterbuch der Indianersprache Südamerikas, insbesondere der Mundart des Stammes der Araukaner, zu schaffen.

Das bemerkenswerteste Stück der Bücherschau aber war die lateinische, 1509 erschienene „Einführung in die Erdbeschreibung“ (Cosmographiae introductio) des deutschen Geographen Martin Waldseemüller (um 1470 — um 1518/21), der wahrscheinlich aus Hadolfszell stammte und in St. Die in Lothringen wirkte. In diesem Buche gab Waldseemüller die Anregung, den neuentdeckten Erdteil jenseits des Ozeans nach dem Florentiner Amerigo Vespucci Amerika zu nennen, nachdem er schon zwei Jahre zuvor die Reiseberichte Vespuccis über seine vier Reisen in Süd- und Mittelamerika („Quattuor navigationes“) als Anhang eines eigenen kosmographischen Werkes („Cosmographicus liber“, 1507) herausgegeben hatte.

*

Im Sommer 1937 waren 300 Jahre vergangen, seit in Leiden bei einem französischen Verleger ein anonymes Werk erschien, von dem eine revolutionäre Wirkung im Bereiche der abendländischen Geistesgeschichte ausging: 1637 veröffentlichte der französische Philosoph René Descartes (1596—1650) — Renatus Cartesius, wie er seinen Namen latinisierte — seinen „Discours de la Méthode pour bien conduire la raison, et chercher la vérité dans les sciences.“ Ein halbes Tausend Quartseiten umfaßte diese „Untersuchung über die Art, den Verstand richtig zu gebrauchen und die Wahrheit in den Wissenschaften zu erforschen“, deren Autor zum eigentlichen Begründer der neueren Philosophie geworden ist. Schon die Tatsache, daß ein Philosoph in seiner Muttersprache schrieb, war neu und in der gelehrten Welt seiner Zeit durchaus ungebräuchlich. Aus diesem Werke aber sprach eine völlig neue Art zu denken; sie war gleich fern den überkommenen Denkformen mittelalterlicher Scholastik wie dem oft nur schwer deutbaren ahnungsvollen Tief Sinn zahlreicher Philosophen der Renaissance. Mit den Mitteln eines scharfen Verstandes, der immer wieder im Feuer des unbedingten Zweifels an allen bisher selbstverständlich hingegenommenen „Wahrheiten“ und „Erfahrungen“ sich läuterte, ging hier ein Denker den Weg der „reinen“ Erkenntnis, die ihn zur Wahrheit führen sollte. Wie nie gefannter logischer

Folgerichtigkeit und höchster begrifflicher Klarheit schritt Descartes' Denken vom Zweifel zur Erkenntnis vor; sein „Discours“ atmet bis in die weltmännische Sicherheit des Ausdrucks und die — im Vergleich zu der Sprache seiner gelehrten Zeitgenossen — fast spielerische Leichtigkeit und Eleganz der Sprache hinein jene „clarté“, jene Klarheit, die dem französischen Geist als verbindliches Gesetz und klassische Norm des Denkens, ja des Lebens und der Kultur erscheint.

Die Erstausgabe dieses berühmten Werkes gehört zu den größten Seltenheiten des philosophischen Schrifttums. Sie in einem wohl erhaltenen Exemplar in zeitgenössischem Pergamenteinband zu besitzen, darf die Schloßbücherei stolz sich rühmen, und dieses kostbare Buch, das aus der großen Bibliothek des Jesuitenpaters Desbillons stammt, bildete denn auch mit Recht Mittelpunkt und Glanzstück einer Descartes-Ausstellung, die Dr. Stubentrauch zur gleichen Zeit veranstaltete, da in Paris ein internationaler Philosophentag im Zeichen Descartes und seiner Philosophie zusammentrat. Umrahmt war diese Erstausgabe des „Discours“ von verschiedenen, kaum weniger wertvollen und seltenen Erst- und Frühdrucken der anderen Werke des Franzosen. Sie gaben dabei — in der zeitlichen Folge des Erscheines geordnet — ein anschauliches Bild von der universalen geistigen Weite dieses Philosophen, der gleichzeitig auch der Mathematik und der Medizin neue Bahnen der Erkenntnis eröffnete. Wurde doch seine „Geometria“ die Grundlage der analytischen Geometrie, wie sie andererseits die Voraussetzungen schuf zu Descartes' Lehre von den Potenzen und zur Lösung von Gleichungen vierten Grades, um die sich die Mathematiker vor ihm vergeblich bemüht hatten. Von den Fortschritten der naturwissenschaftlichen Erkenntnis längst überholt und in vielen ihrer Thesen widerlegt, sind dagegen die medizinischen Schriften Descartes; man freute sich aber trotzdem, diesen Werken einmal zu begegnen, zumal ihre zahlreichen feingestrichelten Kupferstiche eine lebendige Vorstellung von dem Stande des medizinischen Wissens jener Zeit zu geben vermögen. Nicht unerwähnt sei ein Werk, das ein Licht wirft auf die geistigen Beziehungen des kurpfälzischen Hofes in den unglücklichen Jahren, die der Niederlage Kurfürst Friedrichs V. von der Pfalz, des böhmischen „Winterkönigs“, in der Schlacht am Weißen Berge (1620) folgten. Während Descartes an dieser Schlacht im Gefolge Tillys teilgenommen hatte, trat er später von Holland aus in regen gelehrts-wissenschaftlichen Briefwechsel mit der hochgebildeten Tochter des Kurfürsten, der Pfalzgräfin Elisabeth. Dieser Frau, die ebenso wie die Tochter Gustav Adolfs, Christine Alexandra von Schweden, ihrem philosophischen Lehrmeister dankbare Verehrung bewies, hat Descartes sein Büchlein über „die Leidenschaften der Seele“ (Des passions de l'âme) zugeeignet, in dem er nach den Grundsätzen seines philosophischen Systems einen physiologisch-psychologischen Erklärungsversuch der menschlichen Affekte und Leidenschaften entwidelte.

*

„Deutsche Klassik und Romantik“ war das Motto der letzten Ausstellung der Schloßbücherei im Jahre 1937. Indem sie die Erinnerung wachrief an die Glanzzeit deutscher Dichtung, in der — wie Hein-

rich von Treitschke einmal gesagt hat — „das deutsche Volk eine Revolution seines geistigen Lebens vollendete“, lieferte diese Bücherschau einen sinngemäßen und beispielhaften Beitrag zur „Woche des deutschen Buches“. Aus ungewöhnlich umfangreichen Beständen an Erstausgaben der deutschen Literatur im Zeitalter der Klassik und Romantik brachte die Ausstellung in sorgsam erwogener Auswahl nur knapp zwei Duzend Werke zu Gesicht. In dieser bewußten Beschränkung aber spiegelte sich um so wirkungsvoller die einzigartige Blüte und der fast unerschöpfliche Reichtum des deutschen Geisteslebens in den zwei Menschenaltern von der Mitte des achtzehnten bis ins erste Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, als Dichter und Denker unseres Volkes in begnadeter Schöpferkraft Werke schufen, die zum unverlierbaren Besitz der deutschen wie der Kultur aller Völker geworden sind. Die Gliederung der dargebotenen Bücher nach sachlichen Gruppen, deren jede einer bestimmten Dichtungs- und Schrifttumsart — Drama, Lyrik, Roman, Epös, wissenschaftliche und politische Werke — gewidmet war, trug nicht zum wenigsten dazu bei, die erstaunliche Mannigfaltigkeit der schöpferischen Leistungen deutlich werden zu lassen.

Nicht ohne ein Gefühl der Ehrfurcht konnte man diese Erstausgaben betrachten! Wie unansehnlich erscheint doch manches berühmte Werk in der Urgestalt, in der es sein Schöpfer — häufiger wohl mit banger Sorge über die Wirkung auf die Zeitgenossen, als mit siegesfroher Gewißheit über den Erfolg! — zuerst in die Welt hinausgehen ließ. Diese unerwartet schlichten und einfachen Bände lassen fürwahr noch nichts von dem Glanze eines später so selbstverständlich gewordenen Ruhmes ahnen!

Schillers Erstlingswerk, die anonym veröffentlichten „Räuber“ von 1781, in Stuttgart gedruckt, mit der Ortsangabe: „Frankfurt und Leipzig“, begegnete sich hier mit der ebenfalls anonymen Urausgabe des „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“, die Goethe im Juni 1773, beraten von seinem Darmstädter Freunde Johann Heinrich Merck, in eigenem Verlage herausbrachte. Welch ein Unterschied aber im Hinblick auf die buchtechnische Ausstattung zwischen dem völlig schmucklosen Titelblatt dieser Erstausgabe und der des „West-östlichen Diwan“ von 1819, deren Titelseite ein

prunkvoller, nach einer persischen Vorlage gefertigter Kupferstich mit geheimnisvollen orientalischen Schriftzeichen und anmutig verschnörkelten Lettern zierte!

Die gleiche Schlichtheit des äußeren Gewandes kennzeichnet beispielsweise auch den „Zerbrochenen Krug“ Kleists, der 1811, im Todesjahr des Dichters, erstmals erschien, und Fichtes wortgewaltige „Reden an die deutsche Nation“, die 1808 von der Berliner Realschulbuchhandlung verlegt wurden. Andere Drücke dieser Zeit wiederum sind bemerkenswerte Zeugnisse einer an französischen Vorbildern geschulten Buchillustration, die mit sicherem künstlerischen Empfinden Inhalt und äußere Form eines Werkes zu sinnvoller Einheit zu verbinden strebte. Reizvolle Kupferdignetten beleben hier ein Titelblatt, dort die Seiten des Textes. Maler Müllers „Balladen“ etwa, von dem Mannheimer Hofbuchhändler Christian Friedrich Schwan 1776 verlegt, mit einer stimmungsvollen Landschaftsradiierung von der Hand des Verfassers, kann hierfür als schönes Beispiel genannt werden. Wie geschmackvoll auf den einfachen und dennoch wechselreichen sprachlichen Rhythmus des Volksliedes abgestimmt, erscheinen andererseits die Illustrationen zu „Des Knaben Wunderhorn“, das in den Jahren 1806—1808 die Heidelberger Verleger Mohr und Zimmer herausbrachten. —

*

Alle diese Ausstellungen der Schloßbücherei waren von dem Gedanken getragen, daß sich die Aufgabe auch einer wissenschaftlichen Bibliothek nicht allein in der Förderung gelehrten Forschens und Arbeitens erschöpfen darf, daß sie vielmehr darüber hinaus zu ihrem Teil daran mitzuhelfen hat, weitere Kreise des Volkes mit den Erscheinungsformen des geistigen Schaffens, wie sie in der Welt des Buches Niederschlag und Ausdruck finden, in lebendige Berührung zu bringen. Geistes- und kulturgeschichtliche Zusammenhänge, die man sich sonst nur durch emsiges Studium anzueignen vermag, wurden in diesen Ausstellungen — nicht zuletzt dank der überaus sorgfältigen und eingehenden Beschriftung — dem aufmerksamen Betrachter gleichsam mit einem Blick in sinnfällig haftender Weise faßbar gemacht.

L. W. B.

Veranstaltungen des Altertumsvereins

Lichtbildervortrag des Herrn Dr. phil. Fritz Rönig, Soest, über: „Germanisch-deutsche Totenehrung“; Montag, 22. November 1937, im Vortragsaal der Kunsthalle.

In einer großangelegten Schau ließ der Redner die Denkmäler der Toten in ihren Gräbern von den großen Hunenbetten bis zum Grabe Horst Wessels vor den Augen der Zuhörer vorüberziehen und besprach die verschiedenen Formen der Totenehrung, wie sie für die älteren Zeiten allein aus den Gräbern zu uns spricht, bis dann die nordisch-germanische Literatur einsetzt und das gesprochene oder geschriebene Wort dazu kommt. Ueberall zeigt sich die enge Verbundenheit der Lebenden mit den Toten, wie es noch im Horst-Wessel-Liede nach-

klingt. Im Zusammenhang damit besprach er auch die Fragen von Walhall und Hel. Auch Hel, die Unterwelt, ist gar nicht immer der unrühmliche Ort gewesen; denn der getötete Baldur kommt ja in die prächtig geschmückte Hel. Aber je strahlender Walhall, um so finsterner wird sie, die ursprünglich nur das bergende Grab, der Grabhügel gewesen ist. Auch die alten Volksagen lassen noch den alten Glauben durchblicken, der keine Furcht vor dem Tode kannte, nachdem ja die Toten auch wiederkehren konnten: so bildeten Leben und Tod eine unzerstörbare Einheit. In schönen Lichtbildern sah man die Großsteingräber, die Bestattungssitten der Bronzezeit, in der die germanische Besonderheit spürbar wird und allmählich ihr „goldenes Zeitalter“ erlebt, bis zu dem Eisenzeitalter, jener aufwandreichersten und glänzendsten Art der Toten-

ehrung, die wir aus dem Norden kennen. Der Gedanke der Totenehrung wurde dann weiter geführt über Grabstätten der Großen aus der deutschen Geschichte zu den Kriegerfriedhöfen und Mahnmalen für die Toten des Weltkrieges und klang aus in die großartige Ehrung der Gefallenen der Bewegung am 9. November 1935. Reicher Beifall lohnte die Ausführungen des Redners. H. G.

Am Dienstag, den 14. Dezember 1937, sprach in der Kunsthalle Herr Professor Dr. Christian Waas, Bad Nauheim, über „Das Urbild des Grafen Moor in Schillers Räubern“.

„Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit . . . verblindet . . ., übernimmt die Schaubühne Schwert und Waage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl“ — ein Bekenntnis des jungen Schiller aus seiner Antrittsrede in der Kurpfälzisch-deutschen Gesellschaft (1784): „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“. Dieses Bekenntnis im Verein mit dem richtungsweisenden Ruf „In tyrannos“ auf der Titelseite der zweiten verbesserten Ausgabe der Räuber bei Schwan in Mannheim hat immer schon die Frage aufleben lassen nach dem Urbild des in den Räubern gezeichneten Tyrannen, nach dem Urbild des Grafen Moor und seiner Söhne. Dazu stellt sich als dringliche Aufforderung eine Neußerung von Schillers Gattin dahingehend, „daß die Geschichte des alten Moor nicht erfunden war, sondern einen wahren Grund hatte“. Damit spricht sich Charlotte von Schiller für einen bestimmten Einzelfall aus; das ist ja unser starker Eindruck von den Räubern, daß sie eine glutgefüllte Auseinandersetzung des Karlschülers mit seiner Umwelt sind: von geheimen, verborgenen Sticheleien gegen einen Aufseher bis zu den grundsätzlichen Anklagen gegen soziale und moralische Schäden seiner Zeit. Wir verstehen Karl Eugens, Schillers Landesfürsten, Mut; wir suchen in dem Eifer, mit dem der Freiherr von Dalberg, unser Mannheimer Intendant, Schiller zwingt, seine Räuber in die Zeit des Kaisers Maximilian zu verlegen, nicht nur Furcht über die kühne Verwegenheit des jungen Dichters, die den Mann vom Theater ja anzog, die das zur Uraufführung überfüllte Theater zu tosendem Beifall hinriß (die die Träger der Hauptrollen zu unerhörten Leistungen begeisterte), wir erkennen in Dalbergs Forderung eine vorsichtige Maßnahme des Höflings, der wußte, daß man die Beiniger des alten Grafen Karl Anton von Sickingen nicht an den Pranger der moralischen Schaubühne stellen konnte.

Denn Karl Anton von Sickingen ist das Urbild des Grafen Moor in Schillers Räubern. Man stimmt der Beweisführung des Redners gerne bei; er stützt sich auf zum Teil erst neu erschlossene Quellen.

Aber gerade die Auswertung des Quellenmaterials wird erschwert, weil gegen gewisse überkommene und neuere, aber falsche Mutmaßungen über die Person des Grafen Moor anzukämpfen ist. Natürlich ist des schwäbischen Dichters Schubart Novelle von 1557 von großer Bedeutung für Schillers geniale Schöpfung gewesen; vielleicht hat die österreichische gräfliche Familie Mohr Schiller den Namen an die Hand gegeben; einen Christoph von Mohr gab es unter den Karlschülern; wohl schmachtete der alte Graf in einem „Hungerturm“ — das

ist aber nicht der Oberg im Odenwald bei Darmstadt, sondern es ist ein nach allen Regeln scheußlicher Phantasie bewachtes und sogar durch Selbstschüsse gesichertes Bauernhaus in Sauerthal, einem von der Sauerburg überragten Dorf in dem gleichnamigen Tal, das selbst wieder ein nördliches Seitental der bei Borch in den Rhein mündenden Wisper ist.

Karl Anton von Sickingen aus dem berühmten kurpfälzischen Geschlecht war bei seiner Familie ob seiner ungeheuerlichen Ausgaben für alchimistische Zwecke verhaft; nach seiner Entmündigung wurde als Vormund seiner Söhne Karl Anton's Bruder Josef Karl von Sickingen eingesetzt; dieser ließ seinen Bruder Karl Anton in das kurpfälzische Schulgefängnis auf dem Oberg bringen, wo übrigens Karl Anton in guter Gesellschaft war. Erst nach dem Tode ihres Onkels Karl Josef schafften Karls zwei Söhne, wobei Wilhelm von Sickingen die treibende Kraft war, ihren nunmehr 70jährigen Vater im Jahre 1771 nach Sauerthal. Eben dieser Wilhelm — sein Bild hängt im kurpfälzischen Museum in Heidelberg —, den man allgemein als den Verbrecher an seines Vaters Leben kannte, wurde 1774 Staatsminister in Kurmainzischen Diensten — bis 1782, dem Jahr der Uraufführung der Räuber. Wohl haben politische Gründe zu Wilhelms Sturz geführt (Kurmainz entfremdet sich Habsburg und lehnt sich an Brandenburg-Preußen an), die Öffentlichkeit mag anders gedacht haben. Aus Briefen erfahren wir, daß Wilhelm in Kurmainz verhaftet war, daß zahlreiche Pasquille gegen ihn im Umlauf waren. Der Bruder des Mannheimer Intendanten, Karl Theodor von Dalberg, damals noch Mainzer Domherr, später Kurfürst von Mainz und Großherzog von Frankfurt, ein Bewunderer Napoleons, unternahm als erster einen Vorstoß gegen Wilhelm wegen geschuldeter Beiträge an die Reichsritterschaft. Er versuchte, sich mit Karl Anton in Verbindung zu setzen; es gelang ihm aber nicht, bis zu dem alten Sickingen vorzudringen (Kerkermeister, Pfarrer, Bauernschaft von Sauerthal als Verschworene; pfälzische Garnison in Taub). Um sicher zu gehen, schaffte ein Vetter Wilhelms, Johann von Sickingen, ein Sohn des obengenannten Christoph, den alten Grafen in eine pfälzische Burg bei Kaiserslautern, wo er endlich nach 24 Jahren Haft befreit wurde, ohne in seinem hohen Alter klar sein Schicksal überschauen zu können. Er starb kurz nach seiner Befreiung 1785; das ihm zurückgegebene Verfügungsrecht über sein Vermögen konnte er nicht mehr nutzen. Der Standal schien mit ihm begraben; er lebt weiter in Schillers Werk. Johann starb in gänzlicher Armut in Sauerthal; Heinrich Riehl hat ihn dort in seinen Jugendjahren gesehen. Wie eine Anklage an dieses Geschlecht liest man auf Johannis („des letzten Sickingens“) Grabstein: Er ist gestorben im Glend.

Die von Professor Waas klar vorgetragene Ergebnisse eines gründlichen Quellenstudiums in Verbindung mit seiner liebevollen Versenkung in Schillers hinreißendes Erstlingswerk ließ in den dankbaren, beifallsfreudigen Zuhörern ein gewichtiges Stück Kurpfälzer Familien-, Kultur-, Geistes- und Literaturgeschichte erstehen, ließ unseren Mannheimer Schiller vor unser geistiges Auge treten, wie wir ihn aus seines Freundes Heiloffs Bild aus dem Bopserwald kennen, wo er seinen Mitschülern Szenen aus den Räubern vortrug: „Das Laster will ich in seiner nackten Abscheulichkeit enthüllen und in seiner kolossalischen Größe vor das Auge der Menschheit stellen.“

H. G.

Zeitschriften- und Bücherschau

Heimatblätter für Ludwigshafen a. Rh. Hsg. v. Karl Kleeberger. 25. Jhg. 1936.

Dr. Heinrich Gyselen-Mutterstadt untersucht in Nr. 6 Fr. W. Rabaliatti's Einfluß auf Kirchenbauten im Bezirk Ludwigshafen. Rabaliatti war bekanntlich um die Mitte des 18. Jahrhunderts der große, einflußreiche kurpfälzische Hofbaumeister. Er vollendete die Jesuitenkirche, erbaute die ehemalige Solidaritätskirche in A 3, 1, heute Dekorationsmagazin des Nationaltheaters, arbeitete mit am Schwefinger und Mannheimer Schloß und entwarf Privatbauten in Schwefingen, Wachenheim und Forst. Die Kirchen von Maudach, Mutterstadt, Hochdorf und Haßloch sind wesentlich von Rabaliatti beeinflusst und in den von ihm beliebten Formen des späten Barocks erbaut. 1752 wird die kath. Kirche von Maudach vollendet, 1756 die von Hochdorf und 1751 übersendet der Meister Kisse zur oberen protest. Kirche in Haßloch. In Mutterstadt lassen besonders die Seitenportale (Jahreszahl 1754) auf seinen Einfluß schließen, aber auch sonst ist für den Bau seine Arbeit nachzuweisen.

Herbert Schmitt bringt einen Auszug aus der Geschichte Maudachs. 756 zum erstenmal in der Vorschier Chronik erwähnt, erscheint der Ort 1234 im Besitz des Klosters Himmerod in der Eifel und kam 1262 an Speyer, das ihn erst 1709 an die Pfalz abtrat.

Der Herausgeber berichtet „Geschichtliches vom Kartoffelbau in der Pfalz“ und will annehmen, daß schon in den 1580er Jahren auf dem Hemschhof, dem kurpfälzischen Kameralhofgut, die Kartoffel angebaut wurde, während sonstige Nachweise erst für das 18. Jahrhundert möglich sind. R. Gr.

Hans Feszmeyer, Jakob Koller 1764—1845. Verlag Pirmasenser Zeitung 1937.

Der Verfasser schildert in einem kurzen Bericht das bewegte Leben seines Ahns Jakob Koller. R. stammte aus Fleßburg im Elsaß und wurde Jesuitenschüler in Molsheim. 1785 trat er in den Orden der Lazaristen, denen Kurfürst Karl Theodor als den Nachfolgern der Jesuiten die Bildung der Geistlichkeit und die Erziehung der Jugend übertrug. In ihren Diensten versah Koller eine Professur der Philosophie und Dogmatik an der Heidelberger Universität und zeitweise die Leitung des Seminars der Merikalen Munnen. Seine Vorlesungen über Kant brachten Koller allerlei Anfechtungen. 1791 verließ Koller Heidelberg und siedelte wieder ins Elsaß über, wurde Mai 1791 konstitutioneller Pfarrer in Westhofen und heiratete Caroline Christ, eine lutherische Westhofenerin. Bald nach 1793 treffen wir Koller als Agent des Straßburger Revolutionskommissars Daniel Stamm mit der Aufgabe der Revolutionssteuereinzahlung in Molsheim betraut. Durch Eulogius Schneider, den berühmtesten Zivilkommissar der Revolutionsarmee zum Friedensrichter ernannt, wäre Koller beinahe ein Opfer der Revolution geworden. Schon stand er vor dem Tribunal in Paris, aber seine Schuldlosigkeit rettete ihn das Leben. Als Notariatschreiber in Hagenau verdiente er dann bis 1798 sein Brot, um dann bis 1801 das Amt eines Gemeindefretärs in Pirmasens innezuhaben. Hier wie schon seit seiner Ubersiedelung ins Elsaß

wirkte er als begeisterter Anhänger der Revolution. Ruhe fand schließlich sein bewegtes Leben in Kaiserslautern, wo er zunächst Sekretär bei der Unterpräfektur und seit 1804 Rechtsanwält war. 1845 starb er hier 81 Jahre alt, als Stammvater einer großen Sippe. Der kurze Lebensabriß wirft manches Streiflicht auf die bewegte Geschichte unserer Kurpfalz in jenen Revolutionsjahren und läßt den Wunsch einer eingehenderen Darstellung wach werden. R. Gr.

Der Wormsgau, Zeitschrift des Altertumsvereins und der Städt. Kulturinstitute für die Kreise Worms, Alzey, Oppenheim und das Ried. Beiheft 4.

Allois Seiler, Das Hochstift Worms im Mittelalter. Verlag Stadtbibliothek Worms 1936.

Der Verfasser geht aus von dem Zustand des Hochstifts bei der Auflösung 1803. Ein Staat, der nur noch ein Schattendasein führte, fand sein Ende. Nur noch ein kleines Gebiet war vorhanden. Wie war es dazu gekommen? Die röm. Civitas und die Burgunderstadt hatten, in fruchtbarem Lande gelegen, als Knotenpunkt der Handelswege schon frühe eine Rolle gespielt. Die fränkische Christianisierung, an den Martins-, Remigius- und Dionysiuskirchen zu erkennen, machte Worms zum Bistum, dessen Macht groß war und bis tief in den Odenwald reichte. 981 kamen die Salier in den Besitz der Grafenwürde, 1100 taucht zum ersten Male das Geschlecht der Leiningen als ihre Nachfolger auf. Die Macht des Bischofs wurde durch die Immunität beträchtlich ausgedehnt. Zur Ausübung des Gerichtsbannes brauchten sie den Vogt als Vertreter. Schon im 10. Jh. sind die Bischöfe im Besitz des Rechtes, sich ihre Vögte selbst zu wählen. Trotzdem gelang es nicht, die Geschlossenheit des Stiftes herbeizuführen. Daher taten schließlich Bischof und Kapitel den folgenschweren Schritt, daß sie sich in den Schutz und damit in die Abhängigkeit des Pfalzgrafen begaben, indem sie ihm einzelne Dörfer unterstellten und auch die Vogteirechte über das ganze Stift übertrugen. Die Entwicklung im einzelnen zeigte, daß der Grundbesitz, aus kgl. und privaten Schenkungen entstanden, nirgends ein zusammenhängendes Gebiet bildete. Daran änderte auch der Erwerb der Hoheitsrechte nichts, die Bestrebungen nach Besitzweiterung wurden links des Rheins durch die Salier verhindert. Rechts des Rheins wurde die kgl. Pfalz in Ladenburg erworben, wann ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Zu den Zollrechten kamen Forstrechte im Odenwald. Dies führte zum Streit mit den kgl. Beamten und mit Borsch. Mit der Erwerbung der Grafschaft im Lobdengau steigerte der Bischof seine Macht. 965 war auch Wimpfen erworben worden, das erst 1227 dem Kaiser verpfändet wird. Auch die Hoheitsrechte im südlichen Odenwald gingen verloren. Schließlich blieb nur noch die Comitia Stahlbühl. Auch die Besitzungen im Lahntal um Weilburg hatten ein ähnliches Schicksal. Im 11. Jahrhundert hören die kgl. Schenkungen völlig auf. Die kaiserfeindliche Politik des Bischofs Adalbert war schuld, weshalb die Bürgerschaft sich Heinrichs IV. annahm. Kaiserliche Gegenbischöfe zerrütteten die Macht des Hochstiftes. Der Besitz begann zu zerfallen, die Pfalzgrafen von Heidelberg stiegen empor als Erben. Viele

Streitigkeiten, so um Dorf Nedarau, füllen das 13. Jahrhundert. Zu den Pfalzgrafen gesellen sich die Zweibrücker, Saarbrücker, Leiningen, Drachenfels und Wachenheim als Gegner. Die Macht war gebrochen. Der Streit mit der Stadt gab den Rest, so daß das Hochstift Worms schon lange vor seiner Auflösung bedeutungslos war. Von 1450 ab blieb es ein willenloses Werkzeug in den Händen der Kurfürsten.

Die Arbeit sucht aus der teilweise recht lückenhaften Ueberlieferung den Gang der Entwicklung klarzulegen.
R. Gr.

Entgegnung

In einer sachlich gehaltenen, in. allgemeinen anerken- nenden Besprechung meiner Schrift: „Die germanische Besiedlung Nordbadens“ (Geschichtsblätter 1937, Seite 80) schreibt Othmar Meisinger bezüglich meiner Ausführung über die Zimmernorte: „In der Erklärung des Namens Kimbri kann ich nicht mit Hofmann zusammengehen. Daß die Römer das Volk Kimbri nannten (mit K), erweist klar die griechische Wiedergabe Kimbroi. Da unser Zimmern damals timrjan lautete, so haben die Kimbri damit nichts zu tun von Haus aus. Die Römer und Romanen sprachen C wie K bis ins dritte Jahrhundert n. Chr. Was sie bis dahin ins Deutsche aus dem Romanischen aufnahmen, führt ein K. In späteren Entlehnungen liegt im Deutschen Z vor. Wohl mögen an manchen Cimbern- orten Teile dieses Volkes sitzengeblieben sein.“

Mit diesem letzten Satze, ebenso wie mit der obigen Bemerkung „von Haus aus“, gibt aber Meisinger seiner Behauptung zunächst wieder in ganz vorsichtiger Weise eine überaus bedeutende Einschränkung. Die von ihm erwähnte Regel über die Aussprache des C im Lateinischen stimmt, wenigstens nach den bisherigen Grammatikern. Doch seien zunächst nun einige Bemerkungen über die römische Schreibweise Cimbrī und die griechische Kimbroi erlaubt.

Die älteste noch vorhandene Ueberlieferung des Zimbrer- namens findet sich bei M. T. Cicero (106–43 v. Chr.) in der Rede, die er für den Oberbefehl des Gn. Pompeius im Jahre 66 v. Chr. zu Rom hielt (60, 32) als „Cimbri“ und dann bei C. J. Caesar in seinem Bericht über den Krieg in Gallien aus dem Jahre 58 v. Chr. (I 33) eben- falls wieder als „Cimbri“. Der Grieche Poseidonios (135–50 v. Chr.) überliefert als erster den Namen in griechischer Schreibweise mit „Kimbroi“. Also auch er, ebenso wie Cicero und Caesar, bringen ihre Ueberliefe- rung des Namens erst etwa ein halbes Jahrhundert nach den Zimbrerkriegen. Dabei schöpft Poseidonios, der im Jahre 86 v. Chr. erstmals nach Rom kam und dessen Hörer im Jahre 78 dann in Rhodos M. T. Cicero war, nur aus römischen Quellen. Somit ist die griechische Form Kimbroi nichts anderes als eine schriftliche Wiedergabe des lateinischen Wortes Cimbrī. Ent- spricht aber die Schriftform „Cimbri“ auch wirklich genau der Aussprache des Namens bei dem ger- manischen Volk? Wie die Zimbrer ihren eigenen Namen gesprochen haben, wissen wir nicht; man kann das aber erschließen. Wir sehen nur, wie die Römer ihn in der Schrift wiedergeben. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber lautete die zimbrisch-suebische Aussprache „Tjimbri“ oder Tjimbri“. Es war also ein Mittel- laut zwischen C und K, den es in der lateinischen und

griechischen Sprache nicht gab. So haben wir also die gotische Form timrjan und das althochdeutsche timbrari. Diese Wortform entspricht auch dem Namen „Timbirn an der Tonow“, wie jenes Dorf Zimmern noch zum Jahre 973 (Brandi, Gallus Chem, 19) ge- nannt wird.

Den Siedelungsnamen Zimmern als „Holzhäuser“ oder „Gehöft mit Holzhäusern“ zu erklären, geht doch schlechterdings nicht an, da doch damals der Holzbau zu- meist üblich war. Welchen Sinn hätten denn überhaupt alte Ortsnamen wie Zimmeraume, =bach, =buoch, =feld, =heim, =holz, =leh, =tal? Dagegen erscheinen Au, Bach, Buch, Feld, Heim, Holz, Leh (= Grabhügel, vergl. Wind- schläg!), Tal der Zimbrer als natürliche, sinn- volle Benennung!

Zu all dem stimmt auch die geographische Lage der Zimmernorte — auf den überlieferten und erschlossenen Wandernwegen der Zimbrer.

Gestützt wird meine Erklärung zuletzt noch durch die Tatsache, daß im Main-Nedarland z. B. alle Zimmern- orte und die als solche erschlossen werden können, nebst den Orten, an denen römische Zimbrerinschriften nach- gewiesen sind, auf die beiden altschwäbischen Thingstätten des Heiligen Berges bei Heidelberg und des Hundell bei Borberg geortet sind. Diese Ortung läßt ferner noch den Schluß zu, daß die beiden genannten gestirntundlichen Anlagen sogar auf die Zeit der Zimbrer im 2. Jahrhun- dert v. Chr. zurückgehen. „Die Etymologie kann eben ge- schichtliche Tatsachen nicht umstoßen, sondern muß sich nach ihnen richten“ (Shm).

Nach diesen Ausführungen dürfte es nun nicht mehr sehr schwer sein, „in der Erklärung des Namens Kimbri (Zimbrer) mit mir zusammen zu gehen“.

Karl Hofmann.

(Die Schriftleitung gibt auf Wunsch des Verfassers dieser Entgegnung Raum, mit der er seine Ansicht noch weiter zu stützen glaubt.)

Inhalt:

Mitteilungen aus dem Altertumsverein — Museums- direktor Dr. Gustaf Jacob, Mannheim: Josef August Beringer zum Gedächtnis — Dr. Karl Wolf, Wies- baden: Zur Gründungsgeschichte von Stadt und Festung Mannheim — Dr. Hans Knudsen, Berlin-Steglitz: Mannheimer Schauspielerbriefe — Dr. Karl Neu- bronner, Ludwigshafen a. Rh.: Kehrdichmannichts. Ein leiningerisches Jagdschloßchen — Dr. Johannes Frhr. von Brentano, Darmstadt: Alte Mannhei- mer Familien italienischen Ursprungs — Derselbe: Verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Familien Brentano, Molinari, Fontaine und Artaria in Mann- heim — Museumsdirektor Dr. Gustaf Jacob, Mann- heim: Ein neues Bildnis des Generalfeldmarschalls Friedrich Michael von Pfalz-Zweibrücken — Kleinere Mitteilungen — Ausstellungen der Schloßbücherei — Veranstaltungen des Altertumsvereins — Zeitschriften- und Bücherschau.

Mannheimer Altertumsverein: Fernruf über Rathaus 340 51 Klinik 208; Postcheckkonto Karlsruhe Nr. 246 07; Bankkonto: Deutsche Bank Filiale Mannheim.